Sämmtliche Werke

von

Alexandre Dumas.

Deutsch

von

Dr. August Zoller.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1853.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei.

Denkwürdigkeiten eines Arztes.

Von

Alexandre Dumas.

Vierte Abtheilung:

Die Gräfin von Charny.

Siebentes bis zehntes Bändchen.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Stuttgart.

Franckh'sche Verlagshandlung.

1853.

XXX.

Wo der Leser das Vergnügen haben wird, Herrn von Beausire so wiederzufinden, wie er ihn verlassen.

Nach diesen artigen Worten des Grafen herrschte ein kurzes Stillschweigen; Cagliostro schritt indessen bis in die Mitte der Stube vor und schaute mit einem forschenden Blicke umher, ohne Zweifel, um die moralische und besonders pecuniäre Lage der alten Bekannten zu schätzen, unter welche ihn die furchtbaren unterirdischen Schleichgänge, deren Mittelpunkt er war, unvermuthet zurückführten.

Das Resultat dieses Blickes konnte einem so scharfsichtigen Manne, wie es der Graf war, keinen Zweifel lassen.

Ein gewöhnlicher Beobachter hätte, — was der Wahrheit entsprach, — errathen, die arme Haushaltung sei bei ihrem letzten Vierundzwanzig-Sous-Stücke.

Von den drei Personen, bei denen das Erscheinen des Grafen so große Verwunderung verursacht hatte, war die erste, die das Stillschweigen brach, diejenige, welche ihr Gedächtniß nur an die Ereignisse des Abends erinnerte, und der folglich ihr Gewissen nichts vorzuwerfen hatte.

„Ah! mein Herr, welch ein Unglück!" rief der junge Toussaint, „ich habe meinen Louis d'or verloren!"

Nicole öffnete den Mund, um die Umstände nach ihrer Wahrheit darzustellen, aber sie bedachte, ihr Stillschweigen werde dem Kinde vielleicht einen zweiten Louis d'or eintragen, und diesen zweiten Louis d'or werde s i e erben.

Nicole täuschte sich nicht.

„Du hast Deinen Louis d'or verloren, mein armes Kind?" sagte Cagliostro; „hier sind zwei, verliere sie diesmal nicht mehr!"

Und er zog aus einer Börse, deren Rundheit die gierigen Blicke von Beausire entflammte, zwei andere Louis d'or und ließ sie in die kleine Hand des Kindes fallen.

„Sieh, Mama!" rief der Knabe, während er auf Nicole zulief, „da ist einer für Dich und einer für mich."

Und er theilte seinen Schatz mit seiner Mutter.

Cagliostro hatte bemerkt, mit welcher Zähigkeit der Blick des falschen Sergenten seiner Börse, die er geöffnet, um den achtundvierzig Livres Abzug zu gewähren, bei den verschiedenen Evolutionen, die sie von ihrem Ausgange aus seiner Tasche bis zu ihrer Rückkehr gemacht, gefolgt war.

Als er sie in den Tiefen der Weste des Grafen verschwinden sah, stieß der Liebhaber von Nicole einen Seufzer aus.

„Oh! Herr von Beausire," sagte Cagliostro, „wie, immer schwermüthig?"

„Und Sie, Herr Graf, immer Millionär?"

„Ei! mein Gott! Sie, der Sie einer der größten Philosophen sind, die ich sowohl in den letzten Jahrhunderten, als im Alterthum gekannt habe, müssen vertraut sein mit dem Axiom, das zu allen Zeiten in Ehren war: D a s G e l d m a c h t n i c h t d a s G l ü c k. Ich habe Sie verhältnißmäßig reich gesehen."

„Ja, es ist wahr," erwiederte Beausire, „ich besaß hunderttausend Franken."

„Das ist möglich; nur hatten Sie zur Zeit, wo ich

Sie wieder fand, bereits ungefähr vierzigtausend davon verzehrt, so daß Sie nur noch sechzigtausend besaßen, was, wie Sie zugestehen werden, immer noch eine ziemlich runde Summe für einen ehemaligen Gefreiten war."

Beausire seufzte.

„Was sind sechzigtausend Livres im Vergleiche mit den Summen, über welche Sie verfügen?" sagte er.

„Als Verwahrer, Herr von Beausire, denn wenn wir recht rechnen würden, so glaube ich, daß Sie der heilige Martin wären, und ich wäre der Arme, und Sie müßten mir, um mich nicht vor Kälte erfrieren zu lassen, die Hälfte von Ihrem Mantel geben .... Nun, mein lieber Herr von Beausire, erinnern Sie sich der Umstände, unter welchen ich Sie getroffen habe? Sie hatten damals, wie ich so eben sagte, ungefähr sechzigtausend Livres in Ihrer Tasche; waren Sie darum glücklicher?"

Beausire stieß einen rückwärts schauenden Seufzer aus, der für ein Stöhnen gelten konnte.

„Antworten Sie doch," sagte Cagliostro, „würden Sie gern Ihre gegenwärtige Lage, obgleich Sie nur den unglücklichen Louis d'or besitzen, den Sie dem jungen Toussaint genommen haben ..."

„Mein Herr," unterbrach ihn der ehemalige Gefreite.

„Erzürnen wir uns nicht, Herr von Beausire; wir haben uns schon einmal erzürnt, und Sie sahen sich genöthigt, auf der Straße Ihren Degen zu suchen, der durch das Fenster geflogen war. Sie erinnern sich dessen? ... Nicht wahr, Sie erinnern sich?" wiederholte der Graf, als er wahrnahm, daß Beausire nicht antwortete; „Gedächtniß haben ist schon etwas. Nun denn, ich frage Sie abermals, würden Sie gern Ihre gegenwärtige Lage, obgleich Sie nur den unglücklichen Louis d'or besitzen, den Sie dem jungen Toussaint genommen haben, — diesmal ging die Anschuldigung ohne Einwurf vorüber, — gegen

die precäre Lage vertauschen, welcher Sie entzogen zu haben ich mich glücklich fühle?"

„Nein, Herr Graf," erwiederte Beausire, „Sie haben Recht, ich würde nicht tauschen. Ach! damals war ich von meiner theuren Nicole getrennt."

„Und dann leicht von der Polizei verfolgt, wegen Ihrer Angelegenheit mit Portugal.... Was Teufels ist aus dieser Sache geworden, Herr von Beausire?.... Eine garstige Geschichte, so viel ich mich erinnern kann!"

„Sie ist in's Wasser gefallen, Herr Graf," antwortete Beausire.

„Ah! desto besser, denn sie mußte Sie sehr beunruhigen; zählen Sie übrigens nicht zu viel auf diese Ersäufung. Es gibt tüchtige Taucher bei der Polizei, und so trübe oder so tief das Wasser sein mag, eine garstige Geschichte ist immer leichter zu fischen, als eine schöne Perle."

„Nun, ja, Herr Graf, abgesehen von der Armuth, zu der wir herabgesunken sind..."

„Fühlen Sie sich glücklich.... so daß Sie nur ein Tausend Louis d'or brauchen würden, damit dieses Glück vollständig wäre?"

Die Augen von Nicole glänzten, die von Beausire sprühten Flammen.

„Nämlich," rief der Letztere, „wenn wir tausend Louis d'or hätten, nämlich, wenn wir vierundzwanzigtausend Livres hätten, würden wir ein Landgut für die Hälfte der Summe kaufen, mit der andern Hälfte würden wir eine kleine Rente gründen, und ich würde Feldbauer!"

„Wie Cincinnatus."

„Während sich Nicole ganz der Erziehung unseres Kindes widmen könnte!"

„Wie Cornelia! Alle Wetter! Herr von Beausire, das wäre nicht nur exemplarisch, sondern auch sehr rührend; Sie hoffen also nicht, so viel bei der Sache zu gewinnen, welche Sie in diesem Augenblicke betreiben?"

Beausire bebte.

„Welche Sache?" fragte er.

„Die Sache, bei der Sie sich als Sergent von den Garden produciren; die Sache, für welche Sie sich heute Abend unter die Arcaden der Place Royale begeben."

Beausire wurde bleich wie ein Todter.

„Oh! Herr Graf," sagte er, indem er mit einer flehenden Miene die Hände faltete.

„Was?"

„Stürzen Sie mich nicht ins Verderben!"

„Gut! Wie schweifen Sie nun aus! Bin ich der Polizeilieutenant, um Sie ins Verderben zu stürzen?"

„Hörst Du!" rief Nicole, „ich sagte Dir wohl, Du lassest Dich in eine schlimme Sache ein!'

„Ah! Sie kennen diese Angelegenheit, Mademoiselle Legay?"

„Nein, Herr Graf, doch es ist . . . wenn er mir eine Angelegenheit verbirgt, so geschieht es, weil sie schlecht ist, das weiß ich . . ."

„Was diese betrifft, so täuschen Sie sich, Mademoiselle Legay, sie kann im Gegentheil vortrefflich sein."

„Ah! nicht wahr?" rief Beausire. „Der Herr Graf ist Edelmann, und der Herr Graf begreift, daß der ganze Adel dabei interessirt ist . . ."

„Daß sie glückt. Es ist wahr, doch das ganze Volk ist seinerseits dabei interessirt, daß sie scheitert. . . . Wenn Sie mir nun glauben wollen, mein lieber Herr von Beausire, — Sie verstehen, es ist ein Rath, den ich Ihnen gebe, ein wahrer Freundesrath, — wenn Sie mir glauben wollen, so werden Sie weder für den Adel, noch für das Volk Partei nehmen."

„Für wen werde ich aber dann Partei nehmen?"

„Für Sie."

„Für mich?"

„Ei! allerdings, für Dich," sagte Nicole. „Bei Gott! Du hast genug an Andere gedacht, es ist Zeit, daß Du an Dich denkst!"

„Sie hören, — sie spricht wie der heilige Johannes Chrysostomos *). Erinnern Sie sich wohl, Herr von Beausire, jede Sache hat eine gute und eine schlimme Seite: gut für die Einen, schlimm für die Andern; eine Angelegenheit, welche es auch sein mag, kann nicht schlimm für Jedermann oder gut für Jedermann sein; nun, es handelt sich einzig und allein darum, daß man sich auf der guten Seite findet."

„Ah! ah! und es würde scheinen, ich sei nicht auf der guten Seite?"

„Nicht ganz, Herr von Beausire; nein, entfernt nicht. Ich füge sogar bei, daß, wenn Sie hartnäckig hiebei bleiben, — Sie wissen, ich mische mich in das Prophetenthum, — ich füge sogar bei, daß Sie, wenn Sie hartnäckig hiebei bleiben, diesmal nicht Ihre Ehre, nicht Ihr Vermögen in Gefahr setzen werden, sondern Ihr Leben. Ja, Sie würden wahrscheinlich gehenkt!"

„Mein Herr," erwiederte Beausire, welcher seine Fassung zu behaupten bemüht war, indeß er den Schweiß abwischte, der von seiner Stirne floß, „man henkt einen Edelmann nicht."

„Das ist wahr; doch um es dahin zu bringen, daß man Sie köpfen würde, lieber Herr von Beausire, müßten Sie Ihre Ahnenproben machen, was ein wenig lange dauern würde, lange genug, um das Tribunal so verdrießlich zu stimmen, daß es wohl provisorisch befehlen könnte, Sie sollen gehenkt werden. Hiegegen werden Sie mir bemerken, wenn die Sache schön sei, liege wenig an der Strafe. Das Verbrechen macht die Schande und nicht das Schaffot, hat ein großer Dichter gesagt."

*) Goldmund.

„Aber . . .“ stammelte Beausire immer mehr erschrocken.

„Ja, aber Sie hängen nicht so sehr an Ihren Meinungen, daß Sie ihnen Ihr Leben opfern würden; ich begreife das. . . . Teufel! „„Man lebt nur einmal,““ wie ein anderer, nicht minder großer Dichter gesagt hat.“

„Herr Graf,“ sprach endlich Beausire, „ich habe in dem seltenen Verkehr, in den ich mit Ihnen zu kommen so glücklich gewesen bin, wahrgenommen, daß Sie eine Art von den Dingen zu reden besitzen, welche die Haare auf dem Haupte eines ängstlichen Menschen sich sträuben machen würde.“

„Teufel! das ist nicht meine Absicht,“ versetzte Cagliostro; „übrigens sind S i e kein ängstlicher Mensch!“

„Nein,“ antwortete Beausire, „es gibt indessen gewisse Umstände . . .“

„Ja, ich begreife; z. B. die, wobei man hinter sich die Galeeren wegen Betrugs hat und vor sich den Galgen wegen des Verbrechens der beleidigten Nation, wie man heute ein Verbrechen nennen würde, das etwa die Entführung des Königs zum Zwecke hätte.“

„Mein Herr!“ rief Beausire ganz bestürzt.

„Unglücklicher!“ sagte Oliva, „auf diese Entführung bautest Du also Deine Goldträume?“

„Und er hatte nicht ganz Unrecht, meine liebe Demoiselle; nur gibt es, wie ich Ihnen so eben zu sagen die Ehre gehabt habe, bei jeder Sache eine gute und eine schlimme Seite, eine erleuchtete Seite und eine düstere Seite: Herr von Beausire hat das Unrecht gehabt, daß er die schlimme Seite adoptirt, die düstere Seite geliebkost; er braucht sich nur umzudrehen.“

„Ist es noch Zeit?“ fragte Nicole.

„Oh! gewiß.“

„Was muß ich thun, Herr Graf?“ fragte Beausire.

„Nehmen Sie Eines an, mein Herr," erwiederte Cagliostro.

„Was?"

„Nehmen Sie an, Ihr Complot scheitere; nehmen Sie an, die Mitschuldigen des Verlarvten und des Mannes mit dem braunen Mantel seien verhaftet; — nehmen Sie an, — man muß in der Zeit, in der wir leben, Alles annehmen, — nehmen Sie an, sie seien zum Tode verurtheilt . . . ei! mein Gott! man hat wohl Besenval und Augeard freigesprochen, — Sie sehen, daß man Alles annehmen kann; nehmen Sie an, — werden Sie nicht ungeduldig: von Annahmen zu Annahmen kommen wir zu einer Thatsache; — nehmen Sie an, Sie seien einer von diesen Mitschuldigen; nehmen Sie an, Sie haben den Strick um den Hals, und man sage Ihnen, um auf Ihre Wehklagen zu antworten, — denn in einer solchen Lage, ei! mein Gott, so muthig er auch sein mag, lamentirt ein Mensch immer mehr oder weniger, nicht wahr?"

„Vollenden Sie, Herr Graf, ich bitte Sie inständig; mir ist schon, als ob ich erstickte."

„Bei Gott! darüber darf man sich nicht wundern, ich nehme an, Sie haben den Strick um den Hals! . . Nun wohl! nehmen Sie an, man sage zu Ihnen: „„Ah! armer Herr von Beausire, lieber Herr von Beausire, das ist Ihre Schuld!""

„Wie so?" rief Beausire.

„Gemach! Sie sehen wohl, daß wir von Annahmen zu Annahmen zu einer Wirklichkeit kommen, da Sie mir antworten, als ob Sie schon dabei wären."

„Ich gestehe es."

„„„Wie so?"" würde Ihnen die Stimme antworten; „„weil Sie nicht nur dem unglücklichen Tode, der Sie in seinen Klauen hält, entgehen, sondern auch tausend Louis d'or verdienen konnten, mit denen Sie das Häuschen mit den grünen Hagebuchen gekauft haben

würden, wo Sie in Gesellschaft von Mademoiselle Oliva und dem kleinen Toussaint von fünfhundert Louis d'or Rente leben sollten, die Sie sich von den zwölftausend Livres gegründet hätten, welche nicht auf den Ankauf des Hauses verwendet worden wären . . . leben, wie Sie sagten, als ein guter Landmann, mit Pantoffeln im Sommer und Holzschuhen im Winter an den Füßen, während wir, Sie besonders, statt dieses reizenden Horizonts vor den Augen den Grève-Platz haben, der mit zwei bis drei abscheulichen Galgen bepflanzt ist, von welchen der höchste die Arme nach Ihnen ausstreckt. Pfui! Herr von Beausire, welch eine häßliche Aussicht!''"

„Aber wie hätte ich denn diesem unglücklichen Tode entgehen können? Wie hätte ich diese tausend Louis d'or verdienen können, welche meine Ruhe, die von Nicole und die von Toussaint sichern würden?"

„Würden Sie fragen, nicht wahr? „„Nichts wäre leichter gewesen,''" würde Ihnen die Stimme antworten; „„Sie hatten da, in Ihrer Nähe, nur zwei Schritte entfernt, den Grafen von Cagliostro.''" „„Ich kenne ihn,''" würden Sie bemerken; „„ein fremder Herr, der in Paris zu seinem Vergnügen wohnt und sich zum Sterben langweilt, wenn es ihm an Neuigkeiten fehlt.''" „„So ist es. Nun, Sie brauchten ihn nur aufzusuchen und zu ihm zu sagen: — Herr Graf —"

„Aber ich wußte nicht, wo er wohnte," rief Beausire; „ich wußte nicht, daß er in Paris war; ich wußte nicht einmal, daß er noch lebte!"

„„Deshalb, mein lieber Herr von Beausire,''" würde Ihnen die Stimme antworten, „„deshalb hat er auch Sie aufgesucht, und von dem Augenblicke an, wo er Sie aufgesucht, das müssen Sie zugestehen, haben Sie keine Entschuldigung mehr. Nun also! Sie hatten nur zu ihm zu sagen: — Herr Graf, ich weiß, wie lüstern Sie nach Neuigkeiten sind; ich habe, und zwar ganz frische. Monsieur, der Bruder des Königs, con-

spirirt — . . . Bah? . . . — Ja, mit dem Marquis von Favras . . . — Nicht möglich! . . . — Doch; ich spreche wohlunterrichtet hievon, da ich einer der Agenten von Herrn von Favras bin — . . . — Wahrhaftig? Und was ist der Zweck des Complots? — Den König zu entführen und nach Peronne zu bringen. Nun wohl, Herr Graf, um Sie zu zerstreuen, will ich, Tag für Tag, Stunde für Stunde, wenn Sie es wünschen, Minute für Minute, wenn es sein muß, Ihnen sagen, wie die Sache steht. — „„Dann, mein lieber Freund, hätte der Graf, der ein freigebiger Herr ist, Ihnen geantwortet: — Wollen Sie das wirklich thun, Herr von Beausire? — Ja. — Wohl, da jede Mühe ihren Lohn verdient, wenn Sie das gegebene Wort halten, so habe ich dort in einer Ecke vier und zwanzig tausend Livres, die ich für eine gute Handlung verwenden wollte; bei meiner Treue, ich werde sie für diese Laune hingeben, und am Tage, wo der König entführt oder Herr von Favras verhaftet ist, suchen Sie mich auf, und bei meinem Ehrenworte, die vier und zwanzig tausend Livres sollen Ihnen eingehändigt werden, wie ich Ihnen diese zehn Louis d'or einhändige, nicht als Vorschuß, nicht als Darlehn, sondern als ein einfaches Geschenk.""

Und bei diesen Worten zog der Graf von Cagliostro, wie ein Schauspieler, der mit den Requisiten probirt, aus seiner Tasche die gewichtige Börse, steckte den Zeigefinger und den Daumen hinein und kniff mit einer Geschicklichkeit, welche von seiner Gewohnheit in dieser Art von Uebungen zeugte, gerade zehn Louis d'or, nicht mehr, nicht weniger, heraus, während seinerseits Beausire, man muß ihm diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, die Hand ausstreckte, um das Gold in Empfang zu nehmen.

Cagliostro schob sachte diese Hand zurück und sagte:

„Verzeihen Sie, Herr von Beausire, wir machten, glaube ich, Annahmen?"

„Ja," erwiederte Beausire, dessen Augen wie glühende Kohlen glänzten; „doch äußerten Sie nicht, von Annahmen zu Annahmen werden wir zur Thatsache kommen?"

„Sind wir dahin gekommen?"

Beausire zögerte einen Augenblick.

Bemerken wir sogleich, daß es nicht die Redlichkeit, nicht die Treue für das gegebene Wort, nicht das erregte Gewissen war, was dieses Zögern verursachte. Wollten wir dies behaupten, so kennen doch unsere Leser Herrn von Beausire zu gut, um uns nicht Lügen zu strafen.

Nein, es war einfach die Furcht, der Graf werde sein Versprechen nicht halten.

„Mein lieber Herr von Beausire," sagte Cagliostro, „ich sehe wohl, was in Ihnen vorgeht!"

„Ja," erwiederte Beausire, „Sie haben Recht, Herr Graf, ich zögere, zum Verräther an dem Vertrauen zu werden, das ein wackerer Mann in mich gesetzt hat."

Und er schlug die Augen zum Himmel auf und schüttelte den Kopf wie Einer, der sich sagt: „Ach! das ist sehr hart!"

„Nein, das ist es nicht," entgegnete Cagliostro, „und Sie sind mir ein neuer Beweis für die Wahrheit jenes Wortes des Weisen: „„Der Mensch kennt sich selbst nicht.""

„Und was ist es denn?" fragte Beausire, ein wenig verblüfft durch die Leichtigkeit, mit der der Graf in der tiefsten Tiefe des Herzens las.

„Sie befürchten, nachdem ich Ihnen die tausend Louis d'or versprochen habe, werde ich Ihnen dieselben nicht geben."

„Ah! Herr Graf! . ."

„Und das ist ganz natürlich, ich sage es Ihnen zuerst; doch ich biete Ihnen eine Caution."

„Eine Caution! Der Herr Graf hat das gewiß nicht nöthig!"

„Eine Caution, welche persönlich für mich haften wird."

„Und welche Caution ist dies?" fragte schüchtern Beausire.

„Mademoiselle Nicole Oliva Legay."

„Oh!" rief Nicole, „wenn der Herr Graf uns etwas verspricht, so ist es allerdings, als ob wir es hätten, Beausire."

„Sehen Sie, mein Herr, so geht es, wenn man gewissenhaft die Versprechen, die man geleistet hat, erfüllt. An einem Tage, wo sich diese Demoiselle in der Lage befand, in der Sie sind, abgesehen vom Complot, das heißt, an einem Tage, wo Mademoiselle von der Polizei sehr gesucht war, machte ich ihr ein Anerbieten: das, bei mir eine Zuflucht zu nehmen. Mademoiselle zögerte; sie befürchtete für ihre Ehre. Ich gab ihr mein Wort, und troß aller Versuchungen, die ich zu erdulden hatte, was Sie besser als irgend Jemand begreifen werden, habe ich es gehalten, mein Herr. Ist das wahr, Mademoiselle?"

„Oh! bei unserem kleinen Toussaint schwöre ich es!" rief Nicole.

„Sie glauben also, Mademoiselle Nicole, ich werde das Wort halten, das ich heute Herrn von Beausire verpfände, und ihm vier und zwanzig tausend Livres an dem Tage geben, wo der König die Flucht ergriffen hat, oder an dem Tage, wo Herr von Favras verhaftet ist? wohl verstanden, abgesehen davon, daß ich die Schlinge löse, welche Sie vorhin erstickte, mein Herr, und daß nie mehr für Sie von Strick oder Galgen die Rede sein wird,

— wenigstens wegen dieser Sache. Darüber hinaus hafte ich für nichts. . . . Einen Augenblick Geduld! verstehen wir uns recht! es gibt Berufe . . ."

„Herr Graf," unterbrach ihn Nicole, „für mich ist es, als ob der Notar dabei gewesen wäre."

„Nun wohl, meine liebe Demoiselle," sagte Cagliostro, während er die zehn Louis d'or, die er nicht losgelassen, auf dem Tische an einander reihte, „machen Sie, daß Ihre Ueberzeugung in das Herz von Herrn von Beausire übergeht, und die Sache ist abgeschlossen."

Und er bedeutete Beausire durch einen Wink, er möge einen Augenblick mit Nicole reden.

Das Gespräch dauerte nur fünf Minuten; doch die Gerechtigkeit heischt von uns die Bemerkung, daß es während dieser fünf Minuten äußerst belebt war.

Mittlerweile betrachtete Cagliostro beim Lichte den durchstochenen Carton und machte Kopfbewegungen, als begrüßte er einen alten Bekannten.

„Ah! ah!" sagte er, „das ist die berühmte Martingale von Herrn Law, die Sie wiedergefunden? Ich habe auf diese Martingale eine Million verloren."

Und er ließ die Karten nachläßig auf den Tisch fallen.

Diese Bemerkung von Cagliostro schien dem Gespräche von Nicole und Beausire eine neue Thätigkeit zu verleihen.

Endlich war Beausire entschlossen.

Er ging auf Cagliostro zu, mit ausgestreckter Hand, wie ein Pferdehändler, der einen unauflösbaren Handel abschließen will.

Doch der Graf wich die Stirne faltend zurück.

„Mein Herr," sagte er, „unter Edelleuten gilt das Wort; Sie haben das meinige, geben Sie mir das Ihrige."

„Bei meinem Ehrenworte, Herr Graf,“ erwiederte Beausire, „es ist abgemacht.“

„Das genügt, mein Herr,“ sprach Cagliostro.

Dann zog er aus seiner Tasche eine Uhr, auf welcher das Portrait von König Friedrich von Preußen mit Diamanten verziert zu sehen war, und fügte bei:

„Es ist drei Viertel auf neun Uhr, Herr von Beausire; auf den Schlag neun Uhr werden Sie unter den Arcaden der Place Royale, beim Hotel Sully, erwartet; nehmen Sie diese zehn Louis d'or, stecken Sie sie in Ihre Westentasche, ziehen Sie Ihren Rock an, schnallen Sie Ihren Degen um, gehen Sie über den Pont Notre-Dame und folgen Sie der Rue Saint-Antoine; Sie müssen nicht auf sich warten lassen.“

Beausire ließ sich das nicht zweimal sagen. Er nahm die zehn Louis d'or, steckte sie in seine Tasche, zog seinen Rock an und schnallte seinen Degen um.

„Wo werde ich den Herrn Grafen wiederfinden?“

„Auf dem Saint-Jean-Friedhofe, wenn es Ihnen beliebt. Will man, ohne gehört zu werden, über solche Angelegenheiten plaudern, so plaudert man besser bei den Todten, als bei den Lebendigen.“

„Und um welche Stunde?“

„Um welche Stunde Sie frei sind; wer zuerst kommt, wird auf den Andern warten.“

„Der Herr Graf hat etwas zu thun?“ fragte Beausire mit Unruhe, als er sah, daß sich Cagliostro nicht anschickte, ihm zu folgen.

„Ja,“ erwiederte Cagliostro, „ich habe mit Mademoiselle Nicole zu reden.“

Beausire machte eine Bewegung.

„Oh! seien Sie unbesorgt, mein lieber Herr von Beausire; ich habe ihre Ehre respectirt, als sie Mädchen war, um so mehr werde ich sie respectiren, da sie Hausfrau ist. Gehen Sie, Herr von Beausire, gehen Sie.“

Beausire warf Nicole einen Blick zu, in welchem er ihr zu sagen schien: „Frau von Beausire, seien Sie des Vertrauens würdig, das ich zu Ihnen habe.“ Er küßte zärtlich den jungen Beausire, grüßte mit einer mit Besorgniß gemischten Ehrerbietung den Grafen von Cagliostro und ging gerade weg, als es auf Notre-Dame drei Viertel auf neun Uhr schlug.

XXXI.

Oedipus und Loth.

Es war einige Minuten vor Mitternacht, als ein Mann aus der Rue Royale hervortrat, sodann der Rue Saint-Antoine bis zur Fontaine Sainte-Catherine folgte, einen Augenblick hinter deren Schatten stehen blieb, um sich zu versichern, daß er nicht bespäht werde, dann den Weg durch das Gäßchen einschlug, welches nach dem Hotel Saint-Paul führte, und, hier angelangt, durch die fast völlig finstere und öde Rue du Roi de Sicilie ging; dann aber hemmte er den Schritt immer mehr, je mehr er gegen das Ende der von uns genannten Straße kam; er trat ganz langsam in die Rue de la Croix-Blanche ein und blieb beständig zögernd vor dem Gitter des Saint-Jean-Friedhofes stehen.

Hier und als hätten seine Augen ein Gespenst aus der Erde hervorkommen zu sehen befürchtet, blieb er abermals stehen und wischte sich mit dem Aermel seines Rockes eines Sergenten von den Garden den Schweiß ab, der von seiner Stirne floß.

Und in der That, gerade in dem Augenblick, wo es zwölf Uhr zu schlagen anfing, erschien etwas wie ein Schatten und schlüpfte durch die Eibenbäume und die Cypressen. Dieser Schatten näherte sich dem Gitter, und bald konnte man an dem Knirschen eines Schlüssels im Schlosse wahrnehmen, daß das Gespenst nicht nur die Fähigkeit, sein Grab zu verlassen, sondern auch, wenn es einmal sein Grab verlassen hatte, die, aus dem Kirchhofe herauszutreten, besaß.

Bei diesem Knirschen wich der Militär zurück.

„Nun, Herr von Beausire," sagte die spöttische Stimme von Cagliostro, „erkennen Sie mich nicht mehr oder haben Sie unser Rendez-vous vergessen?"

„Ah! Sie sind es," versetzte Beausire, athmend wie ein Mensch, dessen Herz um eine große Last erleichtert ist, „gut! gut! Diese verteufelten Straßen sind so finster und öde, daß man nicht weiß, ob es besser ist, hier einer lebenden Seele zu begegnen, oder allein zu gehen."

„Ah bah!" erwiederte Cagliostro; „Sie fürchten etwas, zu welcher Stunde des Tags oder der Nacht es auch sein mag? Sie werden mir das nicht glauben machen, ein Braver wie Sie, der mit dem Degen an der Flanke umhergeht! Kommen Sie übrigens auf diese Seite des Gitters, mein lieber Herr von Beausire, und Sie können ruhig sein, denn Sie treffen Niemand als mich."

Beausire entsprach der Einladung, und das Schloß, das geknirscht hatte, um die Thüre vor ihm zu öffnen, knirschte, um die Thüre hinter ihm zu schließen.

„Nun, mein lieber Herr," sagte Cagliostro, „folgen Sie diesem Fußpfade, und zwanzig Schritte von hier werden wir einen halb zertrümmerten Altar finden, auf dessen Stufen wir trefflich von unsern kleinen Angelegenheiten plaudern können."

Beausire schickte sich an, Cagliostro zu folgen. Doch nach einem Augenblick des Zögerns sagte er:

„Wo des Teufels sehen Sie denn einen Weg? Ich sehe nichts als Brombeerstauden, deren Dornen mir die Knöchel zerreißen, und Gras, das mir bis an die Kniee reicht."

„Dieser Friedhof ist allerdings einer von den am schlechtesten unterhaltenen, die ich kenne, doch darüber darf man sich nicht wundern. Sie wissen, daß man hier nur Verurtheilte, welche auf der Grève hingerichtet worden sind, begräbt, und für diese armen Teufel macht man nicht viel Umstände. Wir haben indessen hier wahre Berühmtheiten, mein lieber Herr von Beausire. Wenn es Tag wäre, so würde ich Ihnen den Platz zeigen, wo Bouteville von Montmorency begraben liegt, der enthauptet worden ist, weil er sich geschlagen; der Chevalier von Rohan enthauptet, weil er gegen die Regierung conspirirt hatte; der Graf von Horn gerädert, weil er einen Juden ermordet; Damiens geviertheilt, weil er Ludwig XV. zu ermorden versucht hat; was weiß ich? Oh! Sie haben Unrecht, über diesen Friedhof zu fluchen, Herr von Beausire; er ist zwar schlecht unterhalten, aber gut bewohnt."

Beausire folgte Cagliostro, wobei er seinen Gang so regelmäßig nach dem des Letzteren richtete, als dies ein Soldat des zweiten Gliedes nach seinem Vordermanne zu thun pflegt.

„Ah!" sagte Cagliostro, welcher plötzlich stehen blieb, so daß Beausire, der auf diesen raschen Halt nicht gefaßt war, ihm mit dem Bauche auf den Rücken stieß, „sehen Sie, hier ist etwas ganz Frisches; es ist das Grab Ihres Standesgenossen Fleur d'Epine, eines der Mörder des Bäckers François, der vor acht Tagen in Folge eines Spruches des Chatelet aufgehängt worden ist. Das muß Sie interessiren, Herr von Beausire; er

war wie Sie ein ehemaliger Gefreiter, ein falscher Sergent und ein ächter Werber."

Die Zähne von Beausire klapperten buchstäblich; es kam ihm vor, als wären diese Brombeerstauden ebenso viele Hände, welche aus der Erde hervorkämen, um ihn krampfhaft an den Beinen zu ziehen und ihm begreiflich zu machen, das Schicksal habe hier den Platz bezeichnet, wo er den ewigen Schlaf schlafen sollte.

„Ah!" sagte Cagliostro, indem er endlich an einer Art von Ruine stehen blieb, „wir sind an Ort und Stelle."

Und er setzte sich auf eines der Trümmer und bezeichnete mit dem Finger Beausire einen Stein, welcher unmittelbar neben den andern gelegt zu sein schien, um Cäsar die Mühe zu ersparen, seinen Sitz dem von Augustus näher zu rücken.

Es war Zeit; die Beine des ehemaligen Gefreiten baumelten dergestalt, daß er auf die Steine mehr fiel, als sich setzte.

„Sprechen Sie nun, da wir hier ganz nach unserer Bequemlichkeit zum Plaudern sind, lieber Herr von Beausire," sagte Cagliostro; „was ist heute Abend unter den Arcaden der Place Royal vorgefallen? Die Sitzung mußte interessant sein."

„Bei meiner Treue!" erwiederte Beausire, „ich gestehe Ihnen, Herr Graf, mein Kopf ist in diesem Augenblick ein wenig verwirrt, und wahrhaftig, ich glaube, wir würden Beide dabei gewinnen, wenn Sie mich befragten."

„Wohl, es sey! Ich bin ein guter Fürst, und wenn ich zu dem gelange, was ich wissen will, so ist mir wenig an der Form gelegen. Wie viel waren es unter den Arcaden der Place Royale?"

„Sechs, mich darunter begriffen."

„Sechs, Sie mitgerechnet, lieber Herr von Beausire. Wir wollen sehen, ob dies wirklich die Männer

sind, wie ich denke? Erstens Sie, das unterliegt keinem Zweifel."

Beausire stieß einen Seufzer aus, welcher bezeichnete, die Möglichkeit eines Zweifels wäre ihm lieber gewesen.

„Sie erweisen mir große Ehre, daß Sie mit mir anfangen, während so hohe Personen neben mir sind," sprach er.

„Mein Lieber, ich befolge die Lehren des Evangeliums; sagt nicht das Evangelium: „„Die Ersten werden die Letzten seyn?"" Wenn die Ersten die Letzten seyn sollen, so werden die Letzten natürlich die Ersten sein; ich verfahre also, wie ich Ihnen bemerkte, nach dem Evangelium. Erstens waren Sie da, nicht wahr?"

„Ja."

„Dann Ihr Freund Tourcaty, nicht wahr? ein ehemaliger Werber-Officier, der es übernimmt, die Legion von Brabant auf die Beine zu bringen?"

„Ja," erwiederte Beausire, „Tourcaty war auch da."

„Sodann ein guter Royalist Namens Marquié, früher Sergent bei den Gardes Françaises?"

„Ja, Herr Graf, Marquié."

„Ferner Herr von Favras?"

„Ja, Herr von Favras."

„Hernach der Verlarvte?"

„Hernach der Verlarvte."

„Können Sie mir einige Auskunft über diesen Verlarvten geben, Herr von Beausire?"

Beausire schaute Cagliostro so starr an, daß sich seine Augen in der Finsterniß zu entzünden schienen.

„Aber," sagte er, „ist nicht? . . . ."

Und er hielt inne, als hätte er weiter gehend eine Ruchlosigkeit zu begehen befürchtet.

„Ist nicht was?" fragte Cagliostro.

„Ist nicht? . . ."

„Ah! mir scheint, Sie haben einen Knoten an der Zunge, mein lieber Herr von Beausire; da müssen Sie sich in Acht nehmen. Die Knoten an der Zunge führen oft die Knoten am Halse herbei, und diese sind ganz besonders gefährlich."

„Aber," versetzte Beausire in seiner Verschanzung bedrängt, „ist es nicht Monsieur?"

„Was für ein Monsieur?" fragte Cagliostro.

„Monsieur, der Bruder des Königs."

„Ah! mein lieber Herr von Beausire, wenn der Marquis von Favras, der ein Interesse hat, glauben zu machen, er berühre die Hand eines Prinzen von Geblüt, sagt, der Verlarvte sei Monsieur, so begreift sich das: wer nicht zu lügen weiß, weiß nicht zu conspiriren; aber daß Sie und Ihr Freund Tourcaty, zwei Werber, welche gewohnt sind, das Maß ihres Nebenmenschen nach Fußen, Zollen und Linien zu nehmen, sich auf diese Art täuschen lassen, ist nicht wahrscheinlich."

„In der That," versetzte Beausire.

„Monsieur hat 5 Fuß, 3 Zoll, 7 Linien," sagte Cagliostro, „und der Verlarvte hat beinahe 5 Fuß, 6 Zoll."

„Das ist wahr," erwiederte Beausire, „und ich habe schon hieran gedacht; aber wenn es nicht Monsieur ist, wer kann es denn seyn?"

„Ah! bei Gott! ich wäre glücklich und stolz, mein lieber Herr von Beausire, wenn ich Sie über etwas zu belehren hätte, indeß ich etwas von Ihnen zu erfahren glaubte."

„Also," sagte der Gefreite, der nach und nach wieder zu seinem natürlichen Zustande zurückkam, „also Sie wissen, wer dieser Mensch ist, Herr Graf?"

„Bei Gott!"

„Wäre es unbescheiden, Sie zu fragen . . ."

„Wie er heißt?"

Beausire bezeichnete mit dem Kopfe nickend, daß er dies zu wissen wünschte.

„Es ist immer etwas Ernstes, einen Namen zu nennen, Herr von Beausire, und wahrhaftig, es wäre mir lieber, wenn Sie es erriethen . . .“

„Errathen! . . . . Seit vierzehn Tagen suche ich.“

„Ah! weil Ihnen Niemand hilft.“

„Helfen Sie mir, Herr Graf.“

„Sehr gern . . . Kennen Sie die Geschichte von Oedipus?“

„Nicht genau, Herr Graf. Ich habe einmal das Stück in der Comédie Française spielen sehen, und gegen das Ende des dritten Aktes hatte ich das Ungück, einzuschlafen.“

„Teufel! ich wünsche Ihnen immer ein solches Unglück, mein lieber Herr.“

„Sie sehen aber, daß mir dies heute zum Nachtheil gereicht.“

„Nun also! mit zwei Worten will ich Ihnen sagen, wer Oedipus war. Ich habe ihn jung am Hofe von König Polybos und alt an dem von König Admetes gekannt. Sie können also das, was ich Ihnen sage, besser glauben, als Sie das glauben würden, was Ihnen Aeschylus, Sophokles, Seneca, Voltaire, Corneille oder Herr Ducis, welche möglicher Weise viel von ihm sprechen hörten, aber nicht den Vortheil haben, ihn selbst zu kennen, zu sagen im Stande wären.“

Beausire machte eine Bewegung, als wollte er Cagliostro um eine Erklärung über seine Behauptung, er habe einen Mann gekannt, der schon vor dreitausend und sechshundert Jahren gestorben, bitten; er dachte jedoch ohne Zweifel, es sei nicht der Mühe werth, den Erzähler wegen einer solchen Kleinigkeit zu unterbrechen, hielt seine Bewegung zurück und setzte sie nur durch ein Zeichen fort, welches besagen wollte: „Sprechen Sie weiter, ich höre.“

Und in der That, als hätte er nichts bemerkt, fuhr Cagliostro fort:

„Ich kannte also Oedipus. Man hatte ihm prophezeit, er werde der Mörder seines Vaters und der Gatte seiner Mutter sein. Da er nun Polybos für seinen Vater hielt, so verließ er ihn, ohne etwas zu sagen, und reiste nach Phokis ab. Im Augenblicke seiner Abreise gab ich ihm den Rath, statt der Landstraße von Daulis nach Delphi zu folgen, einen Weg durch das Gebirge, den ich kannte, einzuschlagen; doch er blieb hartnäckig, und da ich ihm nicht sagen konnte, in welcher Absicht ich ihm diesen Rath gab, so blieben alle meine Ermahnungen, um ihn zu bewegen, eine andere Straße zu wählen, vergeblich. Eine Folge dieser Hartnäckigkeit war, daß das geschah, was ich vorhergesehen hatte. Bei der Verzweigung der Straße von Delphi nach Theben begegnete er einem Manne, dem fünf Sklaven folgten; der Mann saß auf einem Wagen und der Wagen versperrte den ganzen Weg; Alles wäre zu fügen gewesen, hätte der Mann auf dem Wagen eingewilligt, ein wenig links zu fahren, und Oedipus, ein wenig rechts abzubiegen; aber Jeder wollte die Mitte der Straße behaupten. Der Mann auf dem Wagen war cholerischen Temperaments, Oedipus war von einer wenig geduldigen Natur. Die fünf Sklaven warfen sich einer nach dem andern vor ihren Herrn, und einer nach dem andern fiel; dann, nach ihnen, fiel ihr Herr ebenfalls. Oedipus schritt über sechs Leichname hinweg, und unter diesen Leichnamen war der seines Vaters."

„Teufel!" rief Beausire.

„Dann zog er weiter seines Wegs gen Theben. Auf dem Wege nach Theben erhob sich aber der Berg Phikion, und an einem Fußpfade, welcher noch schmaler als der, wo Oedipus seinen Vater tödtete, hatte ein seltsames Thier seine Höhle. Dieses Thier besaß die Flügel

eines Adlers, den Kopf und die Brüste einer Frau, den Leib und die Klauen eines Löwen."

„Ho! ho!" machte Beausire; „glauben Sie, Herr Graf, es gebe solche Ungeheuer?"

„Ich vermöchte es nicht zu behaupten, lieber Herr von Beausire," erwiederte Cagliostro ernst, „in Betracht, daß, als ich mich auf demselben Wege tausend Jahre später, zur Zeit von Epaminondas, nach Theben begab, der Sphinx todt war. Zur Zeit von Oedipus aber lebte er, und es war eine von seinen Manien, sich an der Landstraße aufzuhalten, den Reisenden ein Räthsel aufzugeben und sie zu fressen, wenn sie es nicht lösen konnten. Da nun die Sache über drei Jahrhunderte dauerte, so wurden die Vorübergehenden immer seltener, und der Sphinx hatte sehr lange Zähne. Als er Oedipus erblickte, legte er sich mitten auf die Straße, hob die Pfote auf, bedeutete dem jungen Manne durch ein Zeichen, er möge stille stehen, und sagte: „„Reisender, ich bin der Sphinx."" „„Nun?"" fragte Oedipus. „„Das Schicksal hat mich auf die Erde geschickt, um den Sterblichen ein Räthsel aufzugeben; errathen sie es nicht, so gehören sie mir; errathen sie es, so gehöre ich dem Tode, und ich stürze mich von selbst in den Abgrund, in welchen ich bis jetzt alle diejenige, welche das Unglück hatten, mich auf ihrem Wege zu finden, gestürzt habe."" Oedipus warf einen Blick in die Tiefe des Abgrunds und sah ihn weiß von Knochen. „„Es ist gut,"" sagte der junge Mann, „„wie lautet das Räthsel?"" „„Höre,"" sprach der Vogel-Löwe: „„Welches ist das Thier, das auf vier Pfoten am Morgen, auf zwei am Mittag und auf drei am Abend geht?"" Oedipus dachte einen Augenblick nach; dann antwortete er mit einem Lächeln, das den Sphinx ungemein beunruhigte: „„Und wenn ich errathe, wirst du dich von selbst in den Abgrund stürzen?"" „„Das ist das Gesetz,"" antwortete

der Sphinx. „„Nun,““ sprach Oedipus, „„dieses Thier ist der Mensch.““

„Wie, der Mensch!“ rief Beaufire, welcher an dem Gespräche ein Interesse nahm, als hätte es sich um eine gleichzeitige Begebenheit gehandelt.

„Ja, der Mensch! der Mensch, der in der Kindheit, d. h. am Morgen seines Lebens, auf seinen Füßen und seinen Händen geht; der in seinem reiferen Alter, d. h. am Mittag, auf seinen zwei Füßen geht und sich am Abend, d. h. in seinem Alter, auf einen Stab stützt.“

„Ah!“ rief Beaufire, „das ist bei Gott wahr! Der Sphinx ist angeführt.“

„Ja, mein lieber Herr von Beaufire, so sehr angeführt, daß er sich köpflings in den Abgrund stürzte und, da er so redlich war, sich nicht seiner Flügel zu bedienen, was Sie wahrscheinlich sehr einfältig von ihm finden werden, den Schädel auf den Felsen zerschmetterte. Was Oedipus betrifft, so setzte er seine Wanderung fort, kam nach Theben, traf Jokaste als Witwe, heirathete sie und erfüllte so die Prophezeiung des Orakels, welches gesagt hatte, er werde seinen Vater tödten und seine Mutter heirathen.“

„Aber, Herr Graf,“ versetzte Beaufire, „welche Aehnlichkeit sehen Sie zwischen der Geschichte von Oedipus und der des Verlarvten?“

„Oh! eine große. Warten Sie. Vor Allem haben Sie seinen Namen zu wissen gewünscht.“

„Ja.“

„Und ich, ich habe gesagt, ich wolle Ihnen ein Räthsel aufgeben; ich bin allerdings eine bessere Haut, als der Sphinx, und werde Sie nicht verschlingen, wenn Sie das Unglück haben, es nicht zu errathen. Aufgepaßt, ich erhebe die Pfote: Welcher vornehme Herr des Hofes ist der Enkel seines Vaters, der Bruder seiner Mutter und der Oheim seiner Schwester?“

„Ah! Teufel!" murmelte Beausire, der in eine Träumerei versank, welche nicht minder tief war, als die von Oedipus.

„Suchen Sie, mein lieber Herr," sagte Cagliostro.

„Helfen Sie mir ein wenig, Herr Graf."

„Gern. . . . Ich habe Sie gefragt, ob Sie die Geschichte von Oedipus kennen."

„Sie haben mir diese Ehre erwiesen."

„Wir wollen nun von der heidnischen Geschichte zur heiligen übergehen. Kennen Sie die Anekdote von Loth?"

„Mit seinen Töchtern?"

„Ganz richtig."

„Ob ich sie kenne! Aber warten Sie doch. Ah! . . . ja . . . . was man vom alten König Ludwig XV. und seiner Tochter Madame Adelaide sagte! . . ."

„Sie sind dabei, mein lieber Herr."

„Der Verlarvte wäre also . . ."

„Fünf Füß fünf Zoll."

„Der Graf Louis . . ."

„Stille doch!"

„Der Graf Louis von . . ."

„St!"

„Sie sagten ja, es seyen hier nur Todte."

„Wohl, aber auf ihrem Grabe wächst Gras, und es wächst sogar hier besser, als anderswo. Nun, wenn dieses Gras wie das Schilfrohr von König Midas . . . kennen Sie die Geschichte von König Midas?"

„Nein, Herr Graf."

„Ich werde sie Ihnen an einem andern Tage erzählen; für den Augenblick wollen wir zu der unsern zurückkehren." sprach Cagliostro.

Dann nahm er wieder seinen Ernst an und fügte bei:

„Sie sagten also?"

„Verzeihen Sie, ich glaubte, S i e fragen?"

„Sie haben Recht."

Während Cagliostro seine Frage vorbereitete, murmelte Beausire:

„Es ist bei meiner Treue wahr, der Enkel seines Vaters, der Bruder seiner Mutter, der Oheim seiner Schwester . . es ist der Graf Louis von Nar . . .“

„Merken Sie auf,“ sagte Cagliostro.

Beausire unterbrach sich in seinem Monolog und hörte mit allen seinen Ohren.

„Nun, da uns kein Zweifel mehr über die verlarvten oder nicht verlarvten Verschworenen bleibt, gehen wir zum Zwecke des Complots über.“

Beausire machte mit dem Kopfe ein Zeichen, welches besagen wollte, er sei bereit, zu antworten.

„Der Zweck des Complots ist wohl, den König zu entführen, nicht wahr?“

„Das ist in der That der Zweck des Complots.“

„Ihn nach Peronne zu bringen?“

„Nach Peronne.“

„Welches sind nun die Mittel?“

„Die pecuniären?“

„Ja, zuerst die pecuniären.“

„Man hat zwei Millionen.“

„Welche ein genuesischer Banquier leiht. Ich kenne diesen Banquier. Es sind keine andere vorhanden?“

„Nicht daß ich wüßte . . .“

„So viel also, was das Geld betrifft; es ist aber nicht genug, Geld zu besitzen, man muß Menschen haben.“

„Herr von Lafayette hat Vollmacht gegeben, eine Legion anzuwerben, um Brabant zu Hülfe zu kommen, welches sich gegen das Reich empört.“

„Oh! dieser gute Lafayette!“ murmelte Cagliostro, „daran erkenne ich ihn.“

Dann sprach er laut:

„Wohl! man wird eine Legion haben, doch es ist nicht eine Legion, was man zu Ausführung eines solchen Planes braucht, es ist eine Armee.“

„Man hat die Armee.“

„Ah! lassen Sie hören.“

„Zwölfhundert Pferde treffen in Versailles zusammen; sie gehen am bestimmten Tage um eilf Uhr Abends ab, um zwei Uhr Morgens kommen sie in drei Colonnen in Paris an.“

„Gut!“

„Die erste marschirt durch die Grille de Chaillot, die zweite durch die Barrière du Roule, die dritte durch die Barrière de Grenelle ein. Die Colonne, welche durch die Rue de Grenelle einmarschirt, bringt den General Lafayette um; die, welche durch die Grille de Chaillot einmarschirt, bringt Herrn Necker um; diejenige endlich, welche durch die Barrière du Roule kommt, bringt Herrn Bailly um.“

„Gut!“ wiederholte Cagliostro.

„Ist der Streich ausgeführt, so vernagelt man die Kanonen, man versammelt sich auf den Champs-Elysées und marschirt nach den Tuilerien, welche uns gehören.“

„Wie, Ihnen? Und die Nationalgarde?“

„Dort muß die Brabanter Legion agiren; vereinigt mit einem Theile der besoldeten Garde, mit vierhundert Schweizern und dreihundert Verschworenen aus der Provinz, bemächtigt sie sich, unterstützt durch Einverständnisse, die wir am Platze haben, der äußeren und inneren Thore; man tritt beim König ein und ruft: „„Sire, der Faubourg Saint-Antoine ist in vollem Aufruhr ... ein Wagen steht bereit ... Sie müssen fliehen!““ Willigt der König zur Flucht ein, so macht sich die Sache ganz von selbst; willigt er nicht ein, so bringt man ihn mit Gewalt fort und führt ihn nach Saint-Denis.“

„Gut!“

„Dort findet man zwanzigtausend Mann Infanterie, mit denen sich die zwölfhundert Mann Cavalerie, die Brabanter Legion, die vierhundert Schweizer, die dreihun-

dert Verschworenen, zehn-, zwanzig-, dreißigtausend unter Weges recrutirte Royalisten verbinden, und man führt den König nach Peronne."

„Immer besser! Und was macht man in Peronne, mein lieber Herr von Beausire?"

„In Peronne findet man zwanzigtausend Mann, welche dort zu gleicher Zeit von Flandern, von der Picardie, vom Artois, von der Champagne, von Burgund, von Lothringen, vom Elsaß und vom Cambresis ankommen. Man steht im Handel um zwanzigtausend Schweizer, zwölftausend Deutsche und zwölftausend Sardinier, welche in Verbindung mit der ersten Escorte des Königs einen Effectivstand von hundertfünfzigtausend Mann bilden werden."

„Eine schöne Zahl!" sagte Cagliostro.

„Und mit diesen hundertfünfzigtausend Mann marschirt man gegen Paris; man schneidet oben und unten den Fluß ab und entzieht so der Stadt die Lebensmittel; das ausgehungerte Paris wird capituliren: man löst die Nationalversammlung auf und setzt den König, der nun wieder wahrhaft König, auf den Thron seiner Väter."

„Amen!" rief Cagliostro.

Dann stand er auf und sprach:

„Mein lieber Herr von Beausire, Sie haben eine äußerst angenehme Conversation; doch es ist am Ende bei Ihnen, wie bei den größten Rednern: wenn sie Alles gesagt haben, haben sie nichts mehr zu sagen, — und Sie haben Alles gesagt?"

„Ja, Herr Graf, für den Augenblick."

„Dann gute Nacht, mein lieber Herr von Beausire; brauchen Sie weitere zehn Louis d'or, immer als Geschenk, wohlverstanden, so suchen Sie mich in Bellevue auf."

„In Bellevue, und ich frage nach dem Herrn Grafen von Cagliostro."

„Nach dem Grafen von Cagliostro? oh! nein, man

würde nicht wissen, was Sie sagen wollen; fragen Sie nach dem Baron Zannone."

„Nach dem Baron Zannone!" rief Beausire. „Das ist der Name des genuesischen Banquier, der die zwei Millionen Wechsel von Monsieur discontirt hat."

„Das ist möglich," sprach Cagliostro.

„Wie, es ist möglich?"

„Ja; ich mache so viele Geschäfte, daß sich dieses mit den andern vermischt haben wird; darum erinnerte ich mich im ersten Augenblicke nicht genau; doch, in der That, nun glaube ich mich zu erinnern."

Beausire war voll Verwunderung vor diesem Manne, der so Geschäfte von zwei Millionen vergaß, und er fing an zu glauben, daß es, und wäre es auch nur aus dem pecuniären Gesichtspunkte, besser sei, im Dienste des Leihers, als in dem des Entlehners zu stehen.

Doch da dieses Erstaunen nicht so weit ging, daß es ihn den Ort vergessen ließ, wo er war, so fand Beausire bei den ersten Schritten von Cagliostro die Bewegung wieder, und er folgte ihm mit einem dergestalt nach dem seinigen geregelten Gange, daß man, würde man sie so gleichsam an einander geklebt gesehen haben, hätte glauben können, es seien zwei durch eine und dieselbe Feder in Bewegung gesetzte Automaten.

Erst an der Thüre und als das Gitter wieder geschlossen, schienen sich die zwei Körper auf eine sichtbare Art von einander zu trennen.

„Und in welcher Richtung gehen Sie nun, lieber Herr von Beausire?" fragte Cagliostro.

„In welcher gehen Sie?"

„In der, in welcher Sie nicht gehen."

„Ich gehe nach dem Palais Royal, Herr Graf."

„Und ich nach der Bastille."

Hierauf verließen sich die zwei Männer; Beausire grüßte den Grafen mit einer tiefen Verbeugung, Cagliostro grüßte Beausire leicht mit dem Kopfe nickend, und

Beide verschwanden beinahe in demselben Augenblick unter der Finsterniß, Cagliostro in der Rue du Temple und Beausire in der Rue de la Verrerie.

XXXII.

Wo Gamain beweist, daß er wahrhaft Meister über Meister, Meister über Alle ist.

Man erinnert sich des Wunsches, den der König in Gegenwart von Herrn von Lafayette und vom Herrn Grafen von Bouillé ausgedrückt, des Wunsches, seinen alten Meister Gamain bei sich zu haben, um sich von ihm bei einer wichtigen Schlosserarbeit unterstützen zu lassen; der König hatte sogar beigefügt, — und wir halten es nicht für unnütz, diesen Umstand zu bezeichnen, — ein geschickter Geselle wäre nicht zu viel, um die schmiedende Trilogie zu vervollständigen. Die Zahl drei, welche den Göttern gefällt, hatte Lafayette nicht mißfallen, und er hatte dem zu Folge den Befehl gegeben, daß Meister Gamain und seinem Gesellen der freie Eintritt gestattet werde, und daß man sie, sobald sie erscheinen, in die Schmiede führe.

Man wird sich also nicht wundern, wenn man einige Tage nach dem von uns mitgetheilten Gespräche Meister Gamain, der unsern Lesern nicht fremd ist, da wir bemüht gewesen sind, ihn am Morgen des 6. October mit einem unbekannten Waffenschmiede in der Schenke des Pont de Sèvres eine Flasche Burgunder leerend zu zeigen, — man wird sich nicht wundern, sagen wir, wenn man einige

Tage nach diesem Gespräche Meister Gamain in Begleitung eines Gesellen, — Beide in Arbeitskleidern, — am Thore der Tuilerien erscheinen, nach ihrer Zulassung, welche keiner Schwierigkeit unterliegt, die königlichen Gemächer durch die Hausflur umgehen, die Treppe bis zum obersten Stockwerke hinaufsteigen sieht und, sobald sie hier angelangt sind, ihre Namen und ihren Stand dem Kammerdiener nennen hört.

Die Namen waren: Nicolaus Claude Gamain;

Und Louis Lecomte.

Der Stand war: für den ersten der eines Schlossermeisters;

Für den zweiten der eines Gesellen.

Obgleich in Allem dem nichts sehr Aristokratisches war, lief doch Ludwig XVI., sobald er Namen und Stand gehört hatte, selbst nach der Thüre und rief:

„Herein!“

„Hier, hier!“ sagte Gamain, der mit der Vertraulichkeit nicht nur eines Hausgenossen, sondern eines Meisters eintrat.

Mochte er nun weniger an den Verkehr mit Fürsten gewöhnt sein oder hatte ihm die Natur eine größere Ehrfurcht für gekrönte Häupter verliehen, unter welchem Costume sie sich ihm auch zeigten, oder unter welchem Costume er vor ihnen erschien, der Geselle blieb, ohne der Einladung zu folgen, und nachdem er einen schicklichen Zwischenraum zwischen die Erscheinung von Meister Gamain und die seinige gesetzt hatte, mit seinem Wammse auf dem Arm und seiner Mütze in der Hand bei der Thüre stehen, die der Kammerdiener wieder hinter ihnen schloß.

Vielleicht war er übrigens besser hier, als auf einer mit der von Gamain parallelen Linie, um den Blitz der Freude aufzufassen, der in dem trüben Auge von Ludwig XVI. glänzte, und um durch ein ehrerbietiges Zeichen mit dem Kopfe zu antworten.

„Ah! Du bist es, mein lieber Gamain," sagte Ludwig XVI.; „es freut mich sehr, Dich zu sehen; in der That, ich zählte nicht mehr auf Dich; ich glaubte, Du habest mich vergessen."

„Und darum nahmen Sie einen Gesellen?" versetzte Gamain; „Sie haben wohl daran gethan, das war Ihr Recht, da ich nicht anwesend; leider aber," fügte er mit einer schlauen Geberde bei, „leider ist Geselle nicht Meister, wie?"

Der Geselle machte dem König ein Zeichen.

„Was willst Du, mein armer Gamain," sprach Ludwig XVI., „man hatte mich versichert, Du wollest mich weder von fern, noch von nahe mehr sehen: man sagte, Du befürchtest, Dich zu gefährden."

„Bei meiner Treue, Sire, Sie konnten sich in Versailles überzeugen, daß es nicht gut that, zu Ihren Freunden zu gehören, und ich habe ganz in meiner Nähe — von Herrn Leonard selbst — in der kleinen Schenke des Pont de Sèvres zwei Köpfe von Garden, welche ein abscheuliches Gesicht schnitten, frisiren sehen, weil sie sich in dem Augenblick, wo Ihnen Ihre guten Pariser einen Besuch machten, in Ihren Vorzimmern befunden hatten."

Eine Wolke zog über die Stirne des Königs, und der Geselle neigte das Haupt.

„Doch man sagt," fuhr Gamain fort, „man sagt, es gehe besser, seitdem Sie nach Paris zurückgekehrt seien, und Sie machen nun mit den Parisern, was Sie wollen. Ah! bei Gott, darüber darf man sich nicht wundern, Ihre Pariser sind so dumm, und die Königin ist so schmeichlerisch, wenn es ihr beliebt."

Ludwig XVI. antwortete nichts, eine leichte Röthe stieg ihm aber zu den Wangen empor.

Der junge Mann schien ungeheuer unter den Vertraulichkeiten zu leiden, die sich Meister Gamain erlaubte.

Nachdem er seine von Schweiß bedeckte Stirne mit einem Taschentuche abgewischt hatte, welches für das eines

Schlossergesellen vielleicht ein wenig fein war, näherte er sich dem König und sprach:

„Sire, erlaubt mir Eure Majestät, ihr zu sagen, wie Meister Gamain die Ehre hat, sich vor Eurer Majestät zu befinden, und wie ich selbst bei ihr bin?"

„Ja, mein lieber Louis," antwortete der König.

„Ah! so, mein lieber Louis! armsdick!" murmelte Gamain. „Mein lieber Louis zu einem Bekannten von vierzehn Tagen, zu einem Arbeiter, zu einem Gesellen! . . Was wird man dann zu mir sagen, zu mir, der ich Sie seit fünfundzwanzig Jahren kenne? zu mir, der ich Ihnen die Feile in die Hand gesteckt habe? zu mir, der ich Meister bin? So geht es, wenn man eine goldene Zunge und weiße Hände hat."

„Zu Dir sage ich: „„Mein guter Gamain!"" Diesen jungen Mann nenne ich meinen lieben Louis, nicht weil er sich zierlicher ausdrückt, als Du, nicht weil er die Hände öfter wäscht, als Du es vielleicht thust, — ich lege, wie Du weißt, sehr wenig Werth auf alle diese Niedlichkeiten, — sondern weil er das Mittel gefunden hat, Dich zu mir zurückzuführen, Dich, mein Freund, während man behauptete, Du wollest mich nicht mehr sehen."

„Oh! ich war es nicht, der Sie nicht mehr sehen wollte, denn trotz aller Ihrer Fehler liebe ich Sie doch am Ende sehr: aber meine Frau, Madame Gamain, sagte mir alle Augenblicke: „„Du hast schlimme Bekanntschaften, Gamain, Bekanntschaften, welche zu hoch für Dich; es thut in dieser Zeit nicht gut, die Aristokratie zu sehen; wir besitzen ein Bischen, wachen wir darüber; wir haben Kinder, erziehen wir sie; und will der Dauphin auch die Schlosserei lernen, so wende er sich an Andere als uns; es fehlt nicht an Schlossern in Frankreich.""

Ludwig XVI. schaute den Gesellen an, unterdrückte einen halb spöttischen, halb schwermüthigen Seufzer und erwiederte:

„Ja, allerdings, es fehlt nicht an Schlossern in Frankreich, doch es gibt keine Schlosser, wie Du einer bist.“

„Das sagte ich dem Meister auch, Sire, als ich in Ihrem Auftrage zu ihm kam,“ sprach der Geselle; „ich sagte ihm: „„Bei meiner Treue, der König ist gerade beschäftigt, ein Geheimschloß zu verfertigen; er bedurfte eines Gehülfen; man sprach von mir, er nahm mich zu sich, viel Ehre für mich! . . . Doch es ist eine feine Arbeit, die der König macht. Das war gut beim Schloß, so lange es nur den Kasten, das Schloßblech und den Sperrkegel betraf; als es sich aber um den Schloßriegel handelte, da kam der Arbeiter in Verlegenheit.‘“

„Ich glaube es wohl,“ sagte Gamain, „der Riegel ist die Seele des Schlosses.“

„Und das Meisterwerk der Schlosserkunst, wenn er gut gemacht ist,“ versetzte der Geselle, „doch es ist ein Unterschied unter den Riegeln . . . es gibt stehende Riegel, Riegel mit Ziehstange, Riegel mit Getriebe . . . Kurz wir geriethen in Verlegenheit und blieben am Ende stecken . . .“

„Es ist allerdings nicht Jedermann gegeben, sich aus einer solchen Schwierigkeit herauszuwickeln,‘ sagte Gamain.

„Ganz richtig . . . „„Nun darum,““ fuhr ich fort, „„darum bin ich zu Euch gekommen, Meister Gamain. So oft der König in Verlegenheit war, sagte er mit einem Seufzer: „Ah! wenn Gamain da wäre!“ Da erwiederte ich: „Nun, Sire, lassen Sie ihm sagen, er soll kommen, Ihr großer Gamain, daß man ihn beim Geschäfte sieht!“ Der König antwortete aber: „Das wäre vergeblich, mein armer Louis, Gamain hat mich vergessen!“ „Eure Majestät vergessen! ein Mann, der die Ehre gehabt hat, mit ihr zu arbeiten, unmöglich!“ Da sagte ich zum König: „Ich will ihn aufsuchen, diesen Meister über Meister, diesen Meister über Alle!“ Der König erwie-

derte mir: „Gehe, doch Du wirst ihn nicht zurückbringen!“ Ich aber versetzte: „Ich werde ihn zurückbringen!“ und ich ging ab.““ Ah! Sire, ich wußte nicht, welche Arbeit ich übernommen, und mit was für einem Manne ich es zu thun hatte. Da ich als Geselle bei ihm erschien, so unterwarf er mich überdies einer Prüfung, daß es schlimmer war, als wenn ich in ein Cadettenhaus hätte eintreten wollen . . . Gut . . . ich war also bei ihm. Am andern Tag wagte ich es, ihm zu sagen, ich komme in Ihrem Auftrage. Diesmal glaubte ich, er werde mich vor die Thüre werfen: er nannte mich Spion, Mouchard. Ich mochte ihn immerhin versichern, ich sei von Ihnen abgesandt, — das half nichts. Erst als ich ihm gestand, wir Beide haben ein Werk angefangen, das wir nicht vollenden können, that er die Ohren auf; doch Alles dies bestimmte ihn nicht. Er sagte, das sei eine Falle, die ihm seine Feinde stellen. Gestern endlich, als ich ihm die zwanzig Louis d'or übergab, die mir Eure Majestät für ihn eingehändigt hatte, sprach er: „„Ah! ah! in der That, das könnte wirklich vom König sein! . . . Nun! gut!““ fügte er bei, „„wir werden morgen gehen; wer nichts wagt, gewinnt nichts.““ Den ganzen Abend habe ich den Meister in dieser guten Stimmung erhalten und heute Morgen sagte ich: „„Wir müssen aber aufbrechen!““ Er machte wohl noch einige Schwierigkeiten, endlich jedoch entschloß er sich. Ich band ihm die Schürze um den Leib, ich gab ihm den Stock in die Hand und schob ihn hinaus; wir schlugen den Weg nach Paris ein, und hier sind wir!“

„Seid willkommen,“ sprach der König, während er mit einem Blicke dem jungen Manne dankte, der eben so viel Mühe gehabt zu haben schien, um dem Inhalte und besonders der Form nach diese Erzählung zu machen, als Gamain gehabt hätte, um eine Rede von Bossuet oder Flechier zu machen; „und nun, Gamain, mein

Freund, da Du Eile zu haben scheinst, laß uns keine Zeit verlieren."

„Allerdings," erwiederte der Schlosser; „auch habe ich Madame Gamain versprochen, heute Abend zurückzukommen... Lassen Sie sehen, wo ist denn das Schloß?"

Der König reichte dem Meister ein zu drei Vierteln vollendetes Schloß.

„Nun, was sagtest Du denn, es sei ein Benardeschloß?" sprach Gamain zum Lehrling; „ein Benardeschloß schließt sich auf beiden Seiten, Stümper! und dieses ist ein Kastenschloß!... Wir wollen ein wenig sehen... Das geht also nicht, wie?... Ei! mit Meister Gamain muß das wohl gehen!" fügte der Schlosser bei.

Und er versuchte es, den Schlüssel sich drehen zu machen.

„Ah! ja, ja," sagte er.

„Du hast den Fehler gefunden, mein lieber Gamain?"

„Bei Gott!"

„Zeige mir das."

„Das wird schnell geschehen sein, schauen Sie; der Bart beschreibt wohl die Hälfte seines Kreises, hier aber, da er nicht schräge gearbeitet ist, schlüpft er nicht allein durch, das ist die Sache... Da der Lauf des Bartes sechs Linien beträgt, so muß die Schulterung eine Linie betragen."

Ludwig XVI. und der Geselle schauten sich wie erstaunt über das Wissen von Gamain an.

„Ei! mein Gott," sagte dieser, ermuthigt durch diese stillschweigende Bewunderung, „es ist doch ganz einfach, und ich begreife nicht, wie Sie das vergessen konnten! Sie müssen, seitdem Sie mich nicht mehr gesehen, an eine Menge von Albernheiten gedacht haben, und darüber haben Sie das Gedächtniß verloren. Sie haben drei Bärte, nicht wahr? einen großen und zwei kleine: einen von fünf Linien, zwei von zwei Linien?"

„Ja," erwiederte der König, der mit einem gewissen Interesse der Auseinandersetzung von Gamain folgte.

„Nun, sobald der Schlüssel den großen Bart losgelassen, muß er den Riegel öffnen können, den er geschlossen hat, nicht wahr?"

„Ja," sagte der König.

„Dann muß er in umgekehrter Richtung, das heißt, auf seinem Wege zurückkehrend, den zweiten Bart in dem Augenblicke, wo er den ersten losläßt, ergreifen können."

„Ah! ja, ja!" rief der König.

„Ah! ja, ja," wiederholte Gamain mit spottendem Tone. „Wie soll sich nun dieser arme Schlüssel benehmen, wenn der Zwischenraum zwischen dem großen Barte und dem kleinen Barte nicht gleich ist der Dicke des Kamms mit ein wenig Freiheit?"

„Ah! . ."

„Ah!" wiederholte abermals Gamain. „Sie mögen immerhin König von Frankreich sein, Sie mögen immerhin sagen: „„Ich will!"" der kleine Bart sagt: „„Ich will nicht!"" und dann gute Nacht! Das ist gerade, wie wenn Sie sich mit der Nationalversammlnng streiten, — die Nationalversammlung ist stärker."

„Es gibt aber doch Mittel, nicht wahr, Meister?" fragte der König.

„Ei! es gibt immer Mittel. Man braucht nur den ersten Bart schräge zu schneiden, die Schulterung um eine Linie auszuhöhlen, den ersten Bart um vier Linien vom zweiten zu entfernen, und in der gleichen Entfernung den dritten Bart wiederherzustellen, — den, welcher am Riegelhaken anhält."

„Aber," bemerkte der König, „für alle diese Veränderungen ist wohl ein Tag Arbeit nöthig, mein lieber Gamain?"

„Ja, ein Anderer würde wohl einen Tag brauchen, doch für Gamain werden zwei Stunden genügen; nur muß man mich allein lassen und nicht durch Bemerkungen

stören . . . Gamain hier . . . Gamain da . . . Man lasse mich also allein; die Schmiede scheint mir ziemlich gut mit Handwerkszeug versehen, und in zwei Stunden . . . nun, in zwei Stunden, wenn die Arbeit gehörig angefeuchtet wird," fuhr Gamain lächelnd fort, „kann man wiederkommen; das Werk wird vollendet sein."

Was Gamain verlangte, entsprach ganz dem Wunsche des Königs. Blieb Gamain allein, so hatte er Gelegenheit, mit dem Gesellen unter vier Augen zu sein.

Er schien jedoch Schwierigkeiten zu machen.

„Wenn Du aber etwas brauchst, mein armer Gamain?"

„Brauche ich etwas, so werde ich den Kammerdiener rufen, und wenn er Befehl hat, mir zu geben, was ich verlange, so ist das hinreichend."

Der König ging selbst an die Thüre, öffnete sie und sagte:

„François, ich bitte, bleiben Sie in der Nähe. Hier ist Gamain, mein alter Meister in der Schlosserkunst, der mir eine mangelhafte Arbeit verbessert. Geben Sie ihm, was er braucht, und besonders ein paar Flaschen trefflichen Bordeaux."

„Sire, wenn Sie nur die Güte haben wollten, sich zu erinnern, daß ich den Burgunder mehr liebe; dieser Teufelsbordeaux, das ist gerade, als ob man laues Wasser tränke."

„Ah! ja, es ist wahr . . . ich vergaß das," versetzte der König lachend; „wir haben doch mehr als einmal mit einander getrunken, mein armer Gamain. François, Sie hören, Burgunder, Volnay!"

„Gut!" sagte Gamain, der mit der Zunge über seine Lippen strich, „ich erinnere mich dieses Namens."

„Und er macht, daß Dir das Wasser im Munde zusammenläuft."

„Sprechen Sie nicht von Wasser, Sire; ich weiß nicht, wozu das Wasser dienen soll, wenn nicht, um das

Eisen zu härten. Diejenigen aber, welche es zu einem anderen Gebrauche genommen, haben es seiner wahren Bestimmung entfremdet . . . Wasser . . . pfui!"

„Sei nur ruhig, so lange Du hier bist, sollst Du nie von Wasser reden hören, und da wir befürchten, es könnte das Wort dem Einen oder dem Andern entschlüpfen, so lassen wir Dich allein; wenn Du fertig bist, schicke nach uns."

„Und was machen Sie mittlerweile?"

„Den Schrank, für den das Schloß bestimmt ist."

„Ah! schön, das ist die Arbeit, die sich für Sie schickt. Viel Vergnügen!"

„Guten Muth!" erwiederte der König.

Und er nickte zum Abschied Gamain vertraulich mit dem Kopfe zu und entfernte sich mit dem Gesellen Louis Lecomte oder dem Comte Louis, was ohne Zweifel der Leser vorzieht, bei dem wir Scharfsinn genug voraussetzen, um zu glauben, er habe in dem falschen Gesellen den Sohn des Marquis von Bouillé erkannt.

XXXIII.

Wo man von Allem, nur nicht von der Schlosserkunst spricht.

Nur ging Ludwig XVI. diesmal nicht aus der Werkstätte auf der äußeren, für das ganze Haus gemeinschaftlichen Treppe weg; er stieg die ihm allein vorbehaltene Geheimtreppe hinab.

Diese Treppe führte in sein Arbeitscabinet.

Ein Tisch von diesem Arbeitscabinet war mit einer ungeheuren Karte von Frankreich bedeckt, welche bewies, daß der König oft schon den kürzesten Weg, um aus seinem Reiche zu kommen, studirt hatte.

Doch erst unten an der Treppe, als die Thüre hinter ihm und dem Schlossergesellen wieder zugemacht war, schien Ludwig XVI., nachdem er einen forschenden Blick im Cabinet hatte umherlaufen lassen, denjenigen zu erkennen, welcher ihm mit dem Wamms auf der Schulter und die Mütze in der Hand folgte.

„Endlich sind wir allein, mein lieber Graf!" sagte er; „lassen Sie mich Ihnen vor Allem zu Ihrer Gewandtheit Glück wünschen und Ihnen für Ihre Ergebenheit danken."

„Und mir, Sire," erwiederte der junge Mann, „erlauben Sie, Eure Majestät tausendmal um Verzeihung zu bitten, daß ich es, wenn auch für ihren Dienst, gewagt habe, so gekleidet vor ihr zu erscheinen und mit ihr zu sprechen, wie ich es gethan habe."

„Sie haben wie ein wackerer Edelmann gesprochen, mein lieber Louis, und wie Sie auch angethan sein mögen, es schlägt ein redlich Herz unter Ihrem Kleide. Doch wir haben keine Zeit zu verlieren; Niemand, selbst nicht der Königin, ist Ihre Gegenwart hier bekannt, Niemand hört uns, sagen Sie mir geschwinde, was Sie hieher führt."

„Hat Eure Majestät meinem Vater nicht die Ehre erwiesen, ihm einen Officier von ihrem Hause zu schicken?"

„Ja, Herrn von Charny."

„Herrn von Charny, ganz richtig. Er war der Ueberbringer eines Briefes . . ."

„Eines unbedeutenden," unterbrach der König, „der nur als Einführung für einen mündlichen Auftrag dienen sollte."

„Dieser mündliche Auftrag ist vollzogen, Sire, und

damit sein Vollzug gewiß sei, bin ich auf den Befehl meines Vaters und in der Hoffnung, allein mit Eurer Majestät zu sprechen, nach Paris abgereist."

„Sie sind also von Allem unterrichtet?"

„Ich weiß, daß der König in einem gegebenen Augenblick die Sicherheit, Paris verlassen zu können, haben möchte."

„Und daß er auf den Marquis von Bouillé als auf den Mann gerechnet hat, der am Fähigsten, ihn bei seinem Plane zu unterstützen."

„Mein Vater ist zugleich stolz und sehr dankbar für die Ehre, die Sie ihm erwiesen."

„Kommen wir zur Hauptsache. Was sagt er von dem Plane?"

„Er sei verwegen, er heische große Vorsicht, doch die Ausführung scheine ihm nicht unmöglich."

„Vor Allem," sagte der König: „müßte man nicht, um der Unterstützung von Herrn von Bouillé die ganze Wirksamkeit zu geben, welche sein biederer Charakter und seine Ergebenheit versprechen, seinem Commando von Metz das von mehreren Provinzen und besonders das von Franche-Comté beifügen?"

„Das ist die Ansicht meines Vaters, Sire, und ich bin glücklich, daß der König zuerst seine Meinung in dieser Hinsicht ausgesprochen hat; der Marquis befürchtete, der König könnte es einem persönlichen Ehrgeize zuschreiben . . ."

„Ei! kenne ich denn die Uneigennützigkeit Ihres Vaters nicht? Lassen Sie mich hören, hat er sich mit Ihnen über den Weg besprochen, der zu wählen wäre?"

„Mein Vater befürchtet vor Allem Eines, Sire."

„Was?"

„Es dürften Eurer Majestät mehrere Fluchtpläne, sei es nun von Seiten Spaniens, oder von Seiten des Reiches, oder von Seiten der Emigranten in Turin geboten worden sein, und da diese Pläne einander wider-

sprechen oder sich durchkreuzen, so könnte der seinige durch einige von jenen Umständen scheitern, welche man auf Rechnnng des Verhängnisses setzt, während sie beinahe immer die Folge der Eifersucht oder der Unklugheit der Parteien sind."

„Mein lieber Louis, ich verspreche Ihnen, alle Welt um mich her intriguiren zu lassen: das ist einmal ein Bedürfniß der Parteien, und dann ist es eine Nothwendigkeit meiner Lage. Während der Geist von Lafayette und die Blicke der Nationalversammlung allen Fäden folgen, welche keinen andern Zweck haben, als sie irre zu führen, werden wir ohne weitere Vertraute, als die für die Ausführung des Planes streng nothwendigen Personen, — lauter Personen, auf welche zählen zu können wir fest überzeugt sein dürfen, unsern Weg mit um so mehr Sicherheit verfolgen, je geheimnißvoller er sein wird."

„Sire, nachdem dieser Punkt festgestellt ist, hat mein Vater die Ehre, Eurer Majestät Folgendes vorzuschlagen."

„Sprechen Sie," sagte der König, indem er sich auf die Karte neigte, um mit den Augen den verschiedenen Entwürfen zu folgen, die ihm der Graf mit dem Worte auseinandersetzen würde.

„Sire, es gibt mehrere Punkte, nach denen sich der König zurückziehen kann."

„Gewiß."

„Hat der König seine Wahl getroffen?"

„Noch nicht. Ich erwartete die Ansicht von Herrn von Bouillé, und ich denke, Sie bringen sie mir."

Der junge Mann machte mit dem Kopfe ein ehrerbietiges und zugleich bejahendes Zeichen.

„Sprechen Sie," sagte Ludwig XVI.

„Da ist vor Allem Besançon, Sire, dessen Citadelle einen sehr starken und sehr vortheilhaften Posten bietet, um eine Armee zu sammeln und den Schweizern

das Signal und die Hand zu geben. Mit der Armee vereinigt, können die Schweizer durch Burgund, wo die Royalisten zahlreich sind, vorrücken und gegen Paris marschiren."

Der König machte eine Bewegung mit dem Kopfe, welche bezeichnete: „Etwas Anderes wäre mir lieber."

Der junge Graf fuhr fort:

„Dann ist Valenciennes da, Sire, oder irgend ein anderer Platz Flanderns, der eine sichere Garnison hätte. Herr von Bouillé würde sich selbst mit den Truppen seines Commandos, entweder vor oder nach der Ankunft des Königs, dahin begeben."

Der König machte eine zweite Bewegung mit dem Kopfe, welche besagen wollte: „Etwas Anderes, mein Herr."

„Der König kann auch," fuhr der junge Mann fort, „durch die Ardennen und Oesterreichisch-Flandern weggehen, sodann über dieselbe Grenze zurückkehren und sich nach einem der Plätze begeben, welche Herr von Bouillé in seinem Commando übergeben würde, und wo man zum Voraus Truppen zusammengezogen hätte."

„Ich werde Ihnen sogleich sagen, was mich veranlaßt, Sie zu fragen, ob Sie nicht etwas Besseres haben, als Alles dies."

„Endlich kann sich der König unmittelbar nach Sedan oder nach Montmédy begeben; der General, der sich im Mittelpunkte seines Commandos befände, hätte dort, um dem Wunsche des Königs zu gehorchen, gefiele es ihm nun, sich aus Frankreich zu entfernen oder wäre es ihm dienlicher, gegen Paris zu marschiren, volle Freiheit, zu handeln und zu wirken."

„Mein lieber Graf," erwiederte der König, „ich will Ihnen mit zwei Worten erklären, was mich die drei ersten Vorschläge verwerfen läßt, und aus welchem Grunde ich wahrscheinlich bei dem vierten stehen bleiben werde. Einmal ist Besançon zu weit entfernt, und ich

hätte zu viel Chancen, ehe ich dahin käme, festgenommen zu werden; die Entfernung von Valenciennes ist gut, und es würde mir dies in Betreff des in dieser Stadt herrschenden vortrefflichen Geistes zusagen, aber Herr von Rochambeau, der im Hennegau, das heißt vor seinen Thoren commmandirt, ist ganz dem demokratischen Geiste zugethan; was die Flucht über die Ardennen und durch Flandern betrifft, wobei man Oesterreich anrufen müßte, — nein; abgesehen davon, daß ich Oesterreich nicht liebe, weil es sich nur in unsere Angelegenheiten mischt, um sie in Verwirrung zu bringen, hat Oesterreich zu dieser Stunde genug an der Krankheit meines Schwagers, am Kriege mit den Türken und an der Empörung Brabants, ohne daß ich ihm noch einen Zuwachs an Verlegenheiten durch seinen Bruch mit Frankreich gebe; überdies will ich Frankreich nicht verlassen; hat einmal ein König den Fuß außerhalb seines Reiches, so weiß er nie, ob er dahin zurückkehren wird. Sehen Sie Karl II., sehen Sie Jacob II.: der Eine kehrt nur nach Verlauf von dreizehn Jahren zurück, der Andere kehrt nie zurück. Nein ich ziehe Montmédy vor; Montmédy liegt in einer entsprechenden Entfernung, im Mittelpunkte des Commando Ihres Vaters . . . Sagen Sie dem Marquis, meine Wahl sei getroffen, und ich begebe mich nach Montmédy."

„Hat der König die Flucht fest beschlossen, oder ist es nur ein Plan?" erdreistete sich der junge Mann zu fragen.

„Mein liebrr Louis," erwiederte Ludwig XVI., „noch ist nichts fest beschlossen, und Alles wird von den Umständen abhängen. Sehe ich, daß die Königin und meine Kinder neue Gefahren laufen, wie die, welchen sie in der Nacht vom 5. auf den 6. Oktober preisgegeben waren, so werde ich mich entscheiden, und sagen Sie Ihrem Vater: sobald der Entschluß gefaßt ist, wird er unwiderruflich sein."

„Sire," fuhr der junge Mann fort, „wenn es mir

nun erlaubt wäre, in Beziehung auf die Art, wie die Reise gemacht werden soll, der Weisheit des Königs die Ansicht meines Vaters zu unterwerfen . . ."

„Oh! sprechen Sie."

„Seiner Ansicht nach, Sire, würde man die Gefahren der Reise vermindern, wenn man sie theilte."

„Erklären Sie sich."

„Sire, Eure Majestät würde auf der einen Seite mit Madame Royale und Madame Elisabeth abreisen, während die Königin auf der andern mit Monseigneur dem Dauhpin abginge, . . . so daß . . ."

Der König ließ Herrn vou Bouillé seinen Satz uicht vollenden und erwiederte:

„Es ist unnütz, diesen Punkt zu erörtern; wir, die Königin und ich, haben in einem feierlichen Augenblicke beschlossen, daß wir uns nicht verlassen werden. Will Ihr Vater uns retten, so rette er uns Beide mit einander oder keines von Beiden."

Der junge Graf verbeugte sich und sprach:

„Ist der Augenblick gekommen, so wird der König seine Befehle geben, und seine Befehle sollen vollzogen werden. Nur erlaube ich mir, dem König zu bemerken, daß es schwierig sein wird, einen Wagen zu finden, der groß genug, daß Ihre Majestäten, deren erhabene Kinder, Madame Elisabeth und einige Dienstleute, welche sie begleiten sollen, darin Platz haben."

„Seien Sie deshalb unbesorgt, mein lieber Louis; man wird ihn besonders hiefür machen lassen, denn es ist für den Fall vorhergesehen."

„Noch etwas Anderes, Sire; es führen zwei Straßen nach Montmédy; ich habe Sie zu fragen, welche diejenige ist, der Eure Majestät den Vorzug gibt, damit man sie durch einen vertrauten Ingenieur studiren lassen kann."

„Diesen vertrauten Ingenieur haben wir. Herr von Charny, der uns ganz ergeben ist, hat Karten von den Ge=

genden von Chandernagor mit der größten Treue und einem merkwürdigen Talente gezeichnet; je weniger Personen wir in das Geheimniß ziehen, desto besser wird es sein; wir haben im Grafen einen ganz bewährten, verständigen und braven Diener: benützen wir ihn. Was die Straße betrifft, so sehen Sie, daß ich mich damit beschäftigt habe. Da ich zum Voraus Montmédy wählte, so sind die zwei Straßen, welche dahin führen, auf dieser Karte punktirt.

„Es gibt sogar drei," bemerkte ehrerbietig Herr von Bouillé.

„Ja, ich weiß es, diejenige, welche von Paris nach Metz geht, die man verläßt, nachdem man durch Verdun gekommen ist, um den Weg längs der Maaß, nach Stennay einzuschlagen, wovon Montmédy nur drei Meilen entfernt ist."

„Dann ist die nach Rheims, Isle, Rethel und Stennay," sagte der junge Graf so lebhaft, daß der König wahrnahm, er gebe dieser den Vorzug.

„Ah! ah," rief der König, „es scheint, das ist die Straße, die Sie vorziehen?"

„Oh! nicht ich, Sire, Gott bewahre mich, daß ich, der ich beinahe ein Kind bin, die Verantwortlichkeit für eine in einer so ernsten Angelegenheit ausgesprochene Meinung haben soll. Nein, Sire, das ist nicht meine Meinung, es ist die meines Vaters, und er stützte sich darauf, daß die Landschaft, welche man durchreise, arm, beinahe verödet sei, daß sie folglich weniger Vorsichtsmaßregeln erforderte; er fügt bei, Royal-Allemand, das beste Regiment des Heeres, das einzige vielleicht, welches völlig treu geblieben, liege in Garnison in Stennay, und es könnte von Isle oder Rethel an mit der Bedeckung des Königs beauftragt werden; so würde man die Gefahr einer zu großen Truppenbewegung vermeiden . . ."

„Ja," unterbrach ihn der König, „doch man würde durch Rheims kommen, wo ich gesalbt worden bin, wo

der Erste der Beste mich zu erkennen im Stande ist, . . . Nein, mein lieber Graf, über diesen Punkt habe ich mich entschieden."

Der König sprach seine letzten Worte mit einem so festen Tone, daß der Graf es nicht einmal wagte, diese Entscheidung zu bekämpfen.

„Der König hat sich also entschieden? . . ." fragte er.

„Für die Straße nach Chalons durch Varennes, mit Vermeidung von Verdun. Was die Regimenter betrifft, so sollen sie in den zwischen Montmédy und Chalons liegenden Dörfern echelonnirt werden; ich würde sogar nichts Ungeeignetes darin sehen, wenn mich das erste Detachement in letzterer Stadt erwartete," fügte der König bei.

„Sire, wenn wir so weit sind, wird es ein Punkt der Erörterung sein, bis zu welcher Stadt sich diese Regimenter wagen sollen; nur ist dem König nicht unbekannt, daß es in Varennes keine Pferdepost gibt."

„Es freut mich, Sie so wohl unterrichtet zu sehen, Herr Graf," sagte der König lachend; „das beweist, daß Sie mit allem Ernste an unserem Plane gearbeitet haben; doch seien Sie hierüber ruhig, wir werden Mittel finden, Pferde diesseits und jenseits der Stadt bereit halten zu lassen; unser Ingenieur wird uns sagen, wo dies am Besten geschehen kann."

„Und nun, Sire," sprach der junge Graf, „ermächtigt mich nun, da beinahe Alles festgestellt ist, Eure Majestät, ihr im Namen meines Vaters ein paar Zeilen eines italienischen Schriftstellers zu citiren, die ihm so sehr der Lage, in welcher sich der König befindet, zu entsprechen schienen, daß er mir befahl, sie auswendig zu lernen, damit ich sie dem König sagen könnte."

„Sprechen Sie, mein Herr."

„Sie lauten: „„Der Verzug ist immer nachtheilig, und bei allen Dingen, die man unternimmt, gibt es nie

völlig günstige Umstände; so daß derjenige, welcher wartet, bis er eine vollkommene Gelegenheit trifft, nie eine Sache unternehmen oder, wenn er sie unternimmt, häufig schlecht davon kommen wird."" Es ist der Autor, welcher so spricht, Sire."

„Ja, mein Herr, und dieser Autor ist Macchiavelli. Glauben Sie mir, ich werde den Rath des Gesandten der herrlichen Republick berücksichtigen . . . Doch stille! . . . ich höre Tritte auf der Treppe . . . Gamain kommt herab; gehen wir ihm entgegen, damit er nicht sieht, wir haben uns mit etwas Anderem beschäftigt, als mit dem Schranke."

Bei diesen Worten öffnete der König die Thüre der Geheimtreppe.

Es war Zeit, der Schlossermeister stand, mit seinem Schlosse in der Hand, auf der letzten Stufe.

XXXIV.

Wo bewiesen ist, daß es wirklich einen Gott für die Trunkenen gibt.

An demselben Tage, gegen acht Uhr Abends, kam ein als Arbeiter gekleideter Mann, der vorsichtig die Hand auf die Tasche seines Wammses drückte, als enthielte an diesem Abend seine Tasche eine bedeutendere Summe, als die Tasche eines Arbeiters gewöhnlich enthält, kam ein Mann, sagen wir, aus den Tuilerien über den Pont Tournant, wandte sich links und folgte von einem Ende zum andern der großen Allee, welche auf der Seite der

Seine diesen Theil der Champs-Elysées verlängert, den man früher den Port au Marbre oder Port aux Pierres nannte und heute den Cours-la-Reine nennt.

Am äußersten Ende dieser Allee befand er sich auf dem Quai de la Savonnerie.

Der Quai de la Savonnerie war zu jener Zeit sehr heiter am Tage und sehr erleuchtet am Abend durch eine Menge kleiner Schenken, wo am Sonntag die guten Bürger den flüssigen und festen Proviant kauften, den sie auf Schiffen, welche sie um zwei Sous für die Person mietheten, mit sich nahmen, um den Tag auf der Schwaneninsel zuzubringen; eine Insel, auf der sie, ohne diese Vorsicht, Hungers zu sterben Gefahr gelaufen wären, und zwar an gewöhnlichen Wochentagen, weil sie völlig verödet, und an Sonntagen, weil sie zu sehr bevölkert war.

Bei der ersten Schenke, die er an seinem Wege traf, schien der als Arbeiter gekleidete Mann einen heftigen Kampf mit sich selbst zu entspinnen, — einen Kampf, aus dem er siegreich hervorging: ob er nämlich in die Schenke eintreten oder nicht eintreten sollte.

Er trat nicht ein und ging weiter.

Bei der zweiten erneuerte sich dieselbe Versuchung, und diesmal konnte ein zweiter Mann, der ihm wie ein Schatten, ohne daß er es bemerkte, seit einiger Zeit folgte, glauben, er werde nachgeben, denn, von der geraden Linie abgehend, neigte er sich so sehr vor dieser Beikirche des Bacchus-Tempels, wie man damals sagte, daß er ihre Schwelle berührte.

Nichtsdestoweniger siegte auch diesmal die Mäßigkeit, und es ist wahrscheinlich, daß er, würde sich nicht eine dritte Schenke auf seinem Wege gefunden haben und er hätte zurückkehren müssen, um den Eid zu brechen, den er sich selbst geschworen zu haben schien, seine Wanderung fortgesetzt hätte, — nicht nüchtern, denn der

Reisende hatte wohl schon eine redliche Dosis von der Flüssigkeit, die des Menschen Herz erfreut, zu sich genommen, — aber in einem Zustande der Selbstbeherrschung, der seinem Kopfe erlaubte, seine Beine in einer hinreichend geraden Linie auf dem Wege zu führen, den er zu machen hatte.

Unglücklicher Weise gab es nicht nur eine dritte, sondern auch eine vierte, eine fünfte, eine zehnte, eine zwanzigste Schenke auf diesem Wege; eine Folge hievon war, daß, da sich die Versuchungen zu oft wiederholten, die Widerstandskraft sich nicht im Einklange fand mit der Versuchungskraft und der dritten Probe unterlag.

Es ist nicht zu leugnen, daß durch eine Art von Transaction mit sich selbst der Arbeiter, der so glücklich den Dämon des Weins bekämpft hatte, als er in die Schenke eintrat, vor dem Zähltisch stehen blieb und nur einen Schoppen verlangte.

Der Dämon des Weins, gegen den er stritt, schien indessen siegreich durch den Unbekannten vertreten zu sein, der ihm in einiger Entfernung folgte, wobei er bemüht war, in der Dunkelheit zu bleiben, ohne jedoch den Ersten aus den Augen zu verlieren.

Ohne Zweifel, um diese Perspective zu genießen, die ihm angenehm zu sein schien, setzte er sich auf die Brustmauer gerade der Thüre der Schenke gegenüber, wo der Arbeiter seinen Schoppen trank, und begab er sich wieder auf den Weg, fünf Secunden, nachdem dieser sein Glas geleert hatte und über die Schwelle getreten war, um weiter zu gehen.

Doch wer kann sagen, wo die Lippen stille stehen werden, welche sich einmal am unseligen Becher der Trunkenheit befeuchtet und mit dem den Trunkenen eigenthümlichen, mit Befriedigung gemischten Erstaunen wahrgenommen haben, daß nichts so sehr Durst erregt, als das Trinken? Kaum hatte der Arbeiter hundert Schritte gemacht, da war sein Durst so mächtig, daß er abermals

anhalten mußte, um ihn zu löschen; nur sah er diesmal ein, daß ein Schoppen zu wenig war, und verlangte eine halbe Flasche.

Der Schatten, der an ihn festgebunden zu sein schien, war wohl nicht unzufrieden mit dem wiederholten Verzuge, den das Bedürfniß, sich zu erfrischen, in die Vollendung seines Weges brachte. Er blieb an der Ecke der Schenke stehen, und obgleich der Trinker sich gesetzt hatte, um es sich bequemer zu machen, und eine Viertelstunde brauchte, um seine halbe Flasche Wein zu schlürfen, gab der Schatten doch kein Zeichen von Ungeduld von sich und folgte ihm nur wieder in dem Augenblick, wo er herauskam, mit demselben Schritte, den er bis zum Eingang gemacht hatte.

Nach hundert weiteren Schritten wurde diese Langmuth auf eine neue und harte Probe gestellt; der Arbeiter machte einen dritten Halt, und diesmal, da sein Durst immer mehr zunahm, verlangte er eine ganze Flasche.

Das war abermals eine halbe Stunde des Wartens für den geduldigen Argus, der sich an seine Ferse angehängt hatte.

Diese nach und nach verlorenen fünf Minuten, fünfzehn Minuten, dreißig Minuten erregten ohne Zweifel Gewissensbisse im Herzen des Trinkers; denn da er, wie es schien, nicht mehr anhalten wollte, während er fortzutrinken wünschte, so ging er mit sich selbst eine Art von Vergleich ein, der darin bestand, daß er sich im Augenblick seines Abganges mit einer entpfropften Flasche Wein versah, aus der er seine Reisegefährtin zu machen beschloß.

Dies war ein weiser Entschluß, der denjenigen, welcher ihn gefaßt, nur aufhielt nach Maßgabe der immer mehr ausgedehnten krummen Linien und der immer öfter wiederholten Zickzacke, die das Resultat von jeder Annäherung waren, welche zwischen dem Halse der Flasche und den durstigen Lippen des Trinkers stattfand.

In einer dieser geschickt combinirten krummen Linien

gelangte er durch die Barrière de Passy ohne irgend ein Hinderniß . . . Die Flüssigkeiten sind bekanntlich beim Ausgange von jedem Octroi frei.

Der Unbekannte, der ihm folgte, ging hinter ihm und mit demselben Glücke wie er hinaus.

Hundert Schritte vor der Barrière mußte sich unser Mann Glück wünschen zu der sinnreichen Vorsichtsmaßregel, die er genommen, denn von da an wurden die Schenken immer seltener, bis sie am Ende völlig verschwanden.

Doch was war unserem Philosophen hieran gelegen? Wie der Weise des Alterthums, trug er nicht nur seine Habe, sondern auch seine Freude mit sich.

Wir sagen seine Freude, in Betracht, daß bei der Hälfte der Flasche unser Trinker zu singen anfing, und Niemand wird bestreiten, daß der Gesang, mit dem Lachen, eines von den Mitteln ist, die dem Menschen gegeben sind, um seine Freude zu offenbaren.

Der Schatten des Trinkers schien sehr empfänglich für die Harmonie dieses Gesangs, den er leise wiederholte, und für den Ausdruck dieser Freude, deren Phrasen er mit einem ganz besonderen Interesse folgte. Leider aber war die Freude ephemer und der Gesang von kurzer Dauer. Die Freude währte nur gerade so lange, als der Wein in der Flasche, und sobald die Flasche leer und wiederholt vergebens zwischen den Händen des Trinkers gepreßt worden war, verwandelte sich der Gesang in ein Grunzen, das immer stärker wurde und am Ende in Verwünschungen ausartete.

Diese Verwünschungen waren an unbekannte Verfolger gerichtet, über welche sich stolpernd unser armer Wanderer beklagte.

„Oh! der Unglückliche!“ sagte er, „oh! der Unglückliche! einem alten Freunde, einem Meister einen verfälschten Wein geben! . . pfui! Er lasse mich wieder holen, um seine Schlösser zu verbessern; er schicke seinen schur-

kischen Gesellen, der mich verläßt, wieder zu mir, und ich werde kommen und ihm sagen: „„Gute Nacht, Sire, Deine Majestät verbessere ihre Schlösser selbst!““ Und wir werden sehen, ob man ein Schloß macht wie ein Decret! . . . Ah! ich werde Dir Schlösser mit drei Bärten geben . . . ah! ich werde Dir Schlösser mit Zuhaltung geben . . . ich werde Dir geben gebohr . . . gebohrte Schlüssel mit einge... eingeschnittenem Kamm... Oh! der Unglückliche! oh! die Unglückliche! sie haben mich offenbar vergiftet.“

Und während er diese Worte sprach, fiel er, ohne Zweifel besiegt durch die Macht des Giftes, der Länge nach zum dritten Male auf das Straßenpflaster, wo ihn alsbald eine dichte Kothlage umhüllte.

Die zwei ersten Male war unser Mann allein wieder aufgestanden. Die Operation war schwierig gewesen, doch er hatte sie zu seiner Ehre vollbracht; das dritte Mal war er nach verzweifelten Anstrengungen genöthigt, sich selbst zu gestehen, daß die Aufgabe seine Kräfte überstieg, und mit einem Seufzer, der einem Stöhnen glich, schien er sich zu entschließen, zur Lagerstätte für diese Nacht den Schooß unserer gemeinschaftlichen Mutter, der Erde, zu nehmen.

Bei diesem Punkte der Entmuthigung und der Schwäche erwartete ihn ohne Zweifel unser Unbekannter, der ihm von der Place Louis XV. an mit so viel Beharrlichkeit folgte, denn nachdem er, sich in der Entfernung haltend, ihn die fruchtlosen Anstrengungen, welche wir zu schildern versucht, hatte unternehmen lassen, näherte er sich ihm vorsichtig, ging im Kreise um seine zusammengesunkene Größe, rief einem Fiacre, der vorüberfuhr, und sagte zum Kutscher:

„Mein Freund, hier liegt mein Geselle, dem es unwohl geworden ist; nehmt diesen Sechs-Livres-Thaler, schafft den armen Teufel in Euren Wagen und führt ihn

nach der Schenke des Pont de Sèvres. Ich werde zu Euch hinaufsteigen."

Man durfte sich nicht wundern über den Vorschlag, seinen Sitz zu theilen, den derjenige von den zwei Gefährten, welcher stehen geblieben war, dem Kutscher machte, da er selbst ein Mensch von ziemlich geringem Stande zu sein schien. Mit dem rührenden Vertrauen, das die Menschen von solchen Verhältnissen zu einander haben, erwiederte auch der Kutscher:

„Sechs Franken . . . und wo sind Deine sechs Franken?"

„Hier, mein Freund," sagte, ohne daß er sich im Geringsten zu ärgern schien, indem er dem Kutscher den Thaler darreichte, der Mann, welcher diese Summe angeboten hatte.

„Und wenn wir dort sind, mein Bürger," versetzte der durch das Bildniß des Königs besänftigte Automedon, „wird es nicht ein kleines Trinkgeld geben?"

„Je nachdem wir gefahren sind. Schaffe diesen armen Teufel in Deinen Wagen, schließe sorgfältig die Schläge, sei bemüht, bis dort Deine zwei Mähren auf ihren Beinen zu halten, und sind wir beim Pont de Sèvres, so werden wir sehen . . . Hast Du uns gut gefahren, so sollst Du bedacht werden."

„Schön," sagte der Kutscher, „das heiße ich antworten. Seien Sie ruhig, Sie werden zufrieden sein. Steigen Sie auf den Bock und verhindern Sie die wälschen Hühner, Dummheiten zu machen; ah! zu dieser Stunde riechen sie den Stall und haben Eile, nach Hause zu kommen; das Uebrige ist meine Sache."

Der freigebige Unbekannte folgte ohne irgend eine Bemerkung der Instruction, die man ihm gab. Der Kutscher hob mit aller Zartheit, der er fähig war, den Trunkenen in seinen Armen auf, legte ihn sanft zwischen die zwei Sitze seines Fiacre, schloß den Schlag, stieg auf seinen Bock, wo er den Unbekannten fand, ließ seinen

Wagen sich umwenden und peitschte seine Pferde, welche bald mit dem bei diesen Vierfüßigen gewöhnlichen melancholischen Gang durch den Flecken Point-du-Jour trabten und nach einer halben Stunde zu der Schenke des Pont de Sèvres kamen.

Im Innern dieser Schenke finden wir nach zehn Minuten, die man der Auspackung des Bürgers Gamain widmete, den der Leser ohne Zweifel längst erkannt hat, den würdigen Meister über Meister, Meister über Alle wieder; er sitzt an demselben Tische und demselben Waffenschmiede gegenüber, wie wir ihn im ersten Kapitel dieser Geschichte gesehen haben.

XXXV.

Was der Zufall ist!

Wie hatte sich nun diese Auspackung bewerkstelligt, und wie war Meister Gamain aus dem beinahe starrsüchtigen Zustande, in welchem wir ihn verlassen, zu dem fast natürlichen Zustande, in dem wir ihn wiedersehen, übergegangen?

Der Wirth der Schenke des Pont de Sèvres lag im Bette, und nicht der geringste Lichtfaden drang durch die Spalten seiner Fensterläden, als die ersten Faustschläge des Philanthropen, der Meister Gamain aufgenommen hatte, an seiner Thüre erschollen.

Diese Faustschläge wurden auf eine Art angebracht, daß sie nicht glauben ließen, die Besitzer des Hauses, so

sehr sie dem Schlafe ergeben sein mochten, dürften eine lange Ruhe einem solchen Angriffe gegenüber genießen.

Ganz schlaftrunken, ganz stolpernd, ganz brummend, öffnete auch der Schenkwirth selbst denjenigen, welche ihn bemerkten, wobei er sich vornahm, sie einen der Störung würdigen Ersatz entrichten zu lassen, sollte, wie er sagte, das Spiel nicht das Licht werth sein.

Es scheint, daß das Spiel wenigstens dem Werthe des Lichtes das Gleichgewicht hielt, denn bei dem ersten Worte, das der Mann, welcher auf eine so unehrerbietige Art angeklopft hatte, dem Wirthe der Schenke des Pont de Sèvres in's Ohr flüsterte, nahm dieser seine baumwollene Mütze ab, machte Bücklinge, welche durch sein Costume ganz sonderbar grotesk wurden, und führte den Unbekannten und Meister Gamain in das kleine Cabinet, wo wir diesen schon den Burgunder, sein Lieblingsgetränke, haben verkosten sehen.

Diesmal aber, weil er zu viel verkostet, war Meister Gamain beinahe ohne Bewußtsein.

Vor Allem, da Kutscher und Pferde, der eine mit seiner Peitsche, die andern mit ihren Beinen gethan hatten, was sie thun konnten, fing der Fremde damit an, daß er sich seiner Zusage entledigte, indem er ein Vierundzwanzig-Sous-Stück als Trinkgeld den sechs Livres beifügte, die er schon als Bezahlung gegeben hatte.

Dann, als er Meister Gamain, den Kopf an das Täfelwerk angelehnt, mit einem Tische vor seiner Person, viereckig auf einem Stuhle sitzen sah, ließ er schleunig durch den Wirth zwei Flaschen Wein und eine Carafe Wasser bringen und öffnete selbst das Fenster und die Läden, um die mephitische Luft zu verändern, die man im Innern der Schenke einathmete.

Diese Maßregel wäre unter anderen Umständen gefährdend gewesen. Jeder Beobachter weiß in der That, daß nur die Leute von einer gewissen Welt das Bedürfniß

haben, die Luft in dem Verhältniß einzuathmen, in welchem die Natur sie macht, das heißt, bestehend aus siebenundsiebenzig Theilen Sauerstoff, einundzwanzig Theilen Stickstoff und zwei Theilen Wasser, während die gemeinen Leute, an ihre verpesteten Wohnungen gewöhnt, sie ohne Schwierigkeit einathmen, so sehr sie auch mit Kohlenstoff und Stickstoff geschwängert sein mag.

Zum Glück war Niemand da, um eine solche Bemerkung zu machen. Selbst der Wirth, nachdem er mit Eile die zwei Flaschen Wein und langsam die Carafe Wasser gebracht, hatte sich ehrerbietig zurückgezogen und den Unbekannten unter vier Augen mit Meister Gamain gelassen.

Der Erste war, wie wir gesehen, gleich Anfangs besorgt gewesen, frische Luft einzulassen; dann, ehe er noch das Fenster wieder geschlossen, hatte er ein Flacon an die weit geöffneten, pfeifenden Nasenlöcher des Schlossermeisters gehalten, welcher sich dem ekelhaften Schlafe des Rausches überließ, der gewiß die Trunkenbolde von der Weinliebe heilen würde, wäre es durch ein Wunder der Allmacht den Berauschten nur ein einziges Mal gegeben, sich schlafen zu sehen.

Als er den durchdringenden Geruch der im Flacon enthaltenen Flüssigkeit einathmete, riß Meister Gamain die Augen weit auf und nieste sogleich ganz wüthend; dauu murmelte er ein paar Sylben, welche ohne Zweifel unverständlich für jeden Andern, als den geübten Philologen, dem es, mit tiefer Aufmerksamkeit horchend, gelang, folgende Worte zu unterscheiden:

„Der Unglückliche ... er hat mich vergiftet ... vergiftet! ...“

Der Waffenschmied schien zu seiner Zufriedenheit zu erkennen, daß Meister Gamain immer noch von derselben Idee beherrscht wurde; er hielt den Flacon abermals an seine Nase, was, einige Kraft dem würdigen Sohne Noä verleihend, diesem gestattete, den Sinn sei-

nes Satzes dadurch zu vervollständigen, daß er den schon ausgesprochenen Worten drei weitere Worte beifügte, welche eine um so schrecklichere Anschuldigung enthielten, als diese zugleich einen Vertrauensmißbrauch und ein Vergessen des Herzens bezeichnete.

„Einen Freund vergiften! ... einen Freund! ...“

„Das ist in der That entsetzlich,“ bemerkte der Waffenschmied.

„Entsetzlich!“ stammelte Gamain.

„Schändlich!“ sagte Nr. 1.

„Schändlich!“ wiederholte Nr. 2.

„Zum Glück war ich da,“ sprach der Waffenschmied, „ich, um Ihnen Gegengift zu geben.“

„Ja, zum Glück!“ murmelte Gamain.

„Doch da eine erste Dosis nicht für eine solche Vergiftung genügt, so nehmen Sie noch dieses,“ fuhr der Unbekannte fort.

Und er goß in ein halbes Glas Wasser fünf bis sechs Tropfen von der im Flacon enthaltenen Flüssigkeit, was nichts Anderes war, als aufgelöster Ammoniak.

Dann näherte er das Glas den Lippen von Gamain.

„Ah! ah!“ stammelte dieser, „das ist zu trinken durch den Mund; ich liebe das mehr, als durch die Nase!“

Und er verschluckte gierig den Inhalt des Glases.

Doch kaum war der Teufelstrank durch seinen Hals gelaufen, da riß er die Augen übermäßig weit auf und rief zwischen einem zweimaligen Niesen:

„Ha! Schurke, was hast Du mir da gegeben? Pfui! pfui!“

„Mein Lieber,“ erwiederte der Unbekannte, „ich habe Ihnen einen Trank gegeben, der Ihnen ganz einfach das Leben rettet.“

„Ah!“ versetzte Gamain, „wenn er mir das Leben rettet, so thaten Sie wohl daran, mir denselben

zu geben; doch wenn Sie das einen Trank nennen, so haben Sie Unrecht."

Und er nieste abermals, zog den Mund zusammen und sperrte die Augen auf wie die Larve der alten Tragödie.

Der Unbekannte benützte diesen Augenblick der Pantomime, um, nicht das Fenster, sondern die Läden zu schließen.

Gamain hatte indessen nicht ohne Vortheil die Augen ein zweites oder drittes Mal geöffnet. Während dieser Bewegung, so krampfhaft sie war, schaute der Schlossermeister umher, und mit jenem Gefühle tiefer Dankbarkeit, das die Trunkenbolde für die Wände einer Schenke haben, erkannte er diese als ihm nichts weniger als fremd.

Bei den häufigen Reisen, welche nach Paris zu machen ihn sein Geschäft veranlaßte, kam es in der That selten vor, daß er nicht in der Schenke des Pont de Sèvres einkehrte. Sein Einkehren konnte sogar aus einem gewissen Gesichtspunkte als eine Nothwendigkeit betrachtet werden, da die fragliche Schenke ungefähr die Hälfte des Weges bezeichnete.

Dieses Erkennen brachte seine Wirkung hervor; es verlieh vor Allem ein großes Vertrauen dem Schlossermeister, indem es ihm bewies, daß er in befreundetem Lande war.

„Ei! ei!" sagte er, „gut! es scheint, ich habe schon die Hälfte des Weges zurückgelegt."

„Ja, mit meiner Hülfe," versetzte der Waffenschmied.

„Wie, mit Ihrer Hülfe?" stammelte Gamain, der seine Augen von den leblosen Gegenständen zu den lebendigen überlenkte; „mit Ihrer Hülfe? Wer sind Sie denn?"

„Mein lieber Herr Gamain," erwiederte der Unbekannte, „das ist eine Frage, welche mir beweist, daß Sie ein kurzes Gedächtniß haben."

Gamain schaute den Sprechenden aufmerksamer als das erste Mal an und sagte:

„Warten Sie doch, warten Sie doch; mir scheint wirklich, ich habe Sie schon gesehen.“

„Ah! wahrhaftig? Das ist ein Glück!“

„Ja, ja, ja; aber wann und wo? das ist die Sache!“

„Wo dies? Wenn Sie umherschauen, werden vielleicht die Gegenstände, die Sie erblicken, ein wenig Ihre Erinnerungen unterstützen ... Wann? das ist etwas Anderes; wir werden vielleicht genöthigt sein, Ihnen eine neue Dosis Gegengift zu geben, damit Sie dies sagen können.“

„Nein, ich danke,“ erwiederte Gamain, während er den Arm ausstreckte; „ich habe genug von Ihrem Gegengifte, und da ich beinahe gerettet bin, so werde ich hiebei stehen bleiben ... Wo habe ich Sie gesehen ... wo habe ich Sie gesehen? Nun, hier.“

„Ja wohl!“

„Wann ich Sie gesehen habe? warten Sie doch! an dem Tage, wo ich von Paris von einer ... geheimen Arbeit zurückkam ... Es scheint,“ fügte Gamain lachend bei, „ich bin offenbar der Unternehmer von solchen Arbeiten.“

„Sehr gut. Und nun, wer bin ich?“

„Wer Sie sind? Sie sind ein Mann, der mir zu trinken bezahlt hat, folglich ein wackerer Mann; schlagen Sie ein!“

„Mit um so viel mehr Vergnügen,“ erwiederte der Unbekannte, „als der Schlossermeister vom Waffenschmied nur eine Hand breit entfernt ist.“

„Ah! gut, gut, gut! Ich erinnere mich nun. Ja, es war am 6. October, an dem Tage, wo der König nach Paris zurückkam; wir haben sogar an diesem Tage ein wenig von ihm gesprochen.“

„Und ich fand Ihre Conversation äußerst interessant, Meister Gamain, weshalb ich Sie, da ich sie noch ferner zu genießen wünsche und das Gedächtniß bei Ihnen zurückkehrt, fragen möchte, wenn es keine Unbescheidenheit

ist, was Sie vor einer Stunde machten, — Ihrer ganzen Länge nach über die Straße ausgestreckt und nur zwanzig Schritte von einem Frachtwagen entfernt, der nahe daran war, Sie entzweizuschneiden, wenn ich nicht in das Mittel trat. Haben Sie Kummer, Meister Gamain, und hatten Sie den Entschluß gefaßt, sich das Leben zu nehmen?"

„Mir das Leben nehmen? Bei meiner Treue, nein. Was ich dort mitten auf dem Wege, auf dem Pflaster liegend, machte? ... Wissen Sie auch gewiß, daß ich dort lag?"

„Bei Gott! schauen Sie sich an."

Gamain warf einen Blick auf sich selbst.

„O ho!" machte er, „Madame Gamain wird ein wenig schreien, sie, welche gestern zu mir sagte: „„Ziehe nicht Deinen neuen Rock an, nimm Dein altes Wamms, das ist gut genug, um in die Tuilerien zu gehen.""

„Wie, um in die Tuilerien zu gehen?" versetzte der Unbekannte; „Sie kommen aus den Tuilerien?"

Gamain kratzte sich am Kopf und suchte seine noch ganz verwirrten Erinnerungen zu sammeln.

„Ja, ja, so ist es," sagte er, „gewiß kam ich aus den Tuilerien. Warum nicht? Es ist kein Geheimniß, daß ich Schlossermeister von Herrn Veto gewesen bin."

„Wie, von Herrn Veto? Wen nennen Sie denn Herr Veto?"

„Ah! Sie wissen nicht, daß man den König so nennt? Woher kommen Sie denn? Von China?"

„Was wollen Sie? ich treibe mein Handwerk und beschäftige mich nicht mit Politik."

„Sie sind sehr glücklich, ich beschäftige mich leider damit, oder man zwingt mich vielmehr, daß ich mich damit beschäftige; das wird mich zu Grunde richten."

Hier schlug Gamain die Augen zum Himmel auf und stieß einen Seufzer aus.

„Bah!" versetzte der Unbekannte, „sind Sie nach

Paris gerufen worden, um eine Arbeit in der Art von der zu machen, welche Sie gemacht hatten, als ich Sie zum ersten Male sah?"

„Ganz richtig, damals wußte ich nur nicht, wohin ich ging, und hatte die Augen verbunden, während ich diesmal wußte, wohin ich ging, und die Augen offen hatte."

„So daß es Ihnen keine Mühe machte, die Tuilerien zu erkennen?"

„Die Tuilerien!" wiederholte Gamain. „Wer hat Ihnen gesagt, ich sei in den Tuilerien gewesen?"

„Sie selbst so eben, bei Gott! Wie sollte ich wissen, Sie kommen aus den Tuilerien, wenn Sie es mir nicht gesagt hätten?"

„Das ist wahr," murmelte Gamain mit sich selbst sprechend; „wie sollte er es in der That wissen, wenn ich es ihm nicht gesagt hätte?"

Dann wandte er sich wieder an den Unbekannten und fuhr fort:

„Ich habe vielleicht Unrecht gehabt, es Ihnen zu sagen; doch bei meiner Treue, gleichviel! Sie sind nicht die ganze Welt. Nun wohl, ja, da ich es Ihnen gesagt habe, widerrufe ich nicht: ich bin in den Tuilerien gewesen."

„Und," sprach der Unbekannte, „Sie arbeiteten mit dem König, der Ihnen die fünfundzwanzig Louis d'or gab, welche Sie in Ihrer Tasche haben."

„Wie!" rief Gamain; „ich hatte in der That fünfundzwanzig Louis d'or in meiner Tasche."

„Und Sie haben sie immer noch."

Gamain fuhr mit seinen Fingern in die Tiefen seiner Tasche und zog eine Handvoll Gold, gemischt mit kleiner Silbermünze und einigen Sous, heraus.

„Warten Sie doch, warten Sie doch; fünf, sechs, sieben . . . gut! und ich hatte das vergessen . . . zwölf, dreizehn, vierzehn . . . fünfundzwanzig Louis d'or sind eine Summe . . . siebenzehn, achtzehn, neunzehn . . . eine

Summe, die man in gegenwärtiger Zeit nicht unter dem Fuße eines Pferdes findet . . dreiundzwanzig, vierundzwanzig, fünfundzwanzig! Ah!" fügte Gamain freier athmend bei, „Gott sei Dank, die Rechnung ist richtig."

„Da ich es Ihnen sagte, so konnten Sie sich auf mich verlassen, wie mir scheint."

„Auf Sie? Und woher wußten Sie, daß ich fünfundzwanzig Louis d'or bei mir hatte?"

„Mein lieber Herr Gamain, ich hatte schon die Ehre Ihnen zu sagen, ich habe sie quer über die Landstraße liegend, zwanzig Schritte von einem Frachtwagen, der sie entzweizuschneiden im Begriffe war, gefunden. Ich hieß den Fuhrmann halten; ich rief einem Fiacre, der vorüber kam, ich machte eine von den Laternen seines Wagens los, und als ich Sie beim Scheine dieser Laterne betrachtete, erblickte ich ein paar Louis d'or, welche auf dem Pflaster rollten. Da diese Louis d'or in der Nähe Ihrer Tasche waren, so vermuthete ich, sie seien aus dieser herausgefallen. Ich steckte die Finger hinein, und an zwanzig weiteren Louis d'or, die Ihre Tasche enthielt, erkannte ich, daß ich mich nicht täuschte; doch da schüttelte der Kutscher den Kopf und sagte: „„Nein, mein Herr, nein."" „„Wie so, nein?"" „„Nein, ich nehme diesen Mann hier nicht."" „„Und warum nimmst Du ihn nicht?"" „„Weil er zu reich ist für seine Kleidung . . . fünfundzwanzig Louis d'or in der Tasche einer Weste von Baumwollensammet, das riecht auf eine Stunde nach dem Galgen, mein Herr."" „„Wie!"" sagte ich. „„Du glaubst, Du habest es mit einem Diebe zu thun?"" Es scheint, dieses Wort fiel Ihnen auf: „„Dieb?"" sagen Sie, „„Dieb, ich?"" „„Allerdings, Dieb Sie,"" erwiederte der Kutscher; „„wenn sie kein Dieb wären, wie hätten Sie fünfundzwanzig Louis d'or in Ihrer Tasche?"" „„Ich habe fünfundzwanzig Louis d'or in meiner Tasche, weil mein Schüler, der König von Frankreich, sie mir gegeben,"" erwiedern Sie. Bei diesen Worten glaubte ich

in der That Sie zu erkennen; ich näherte die Laterne Ihrem Gesichte und rief: „„Ei! Alles erklärt sich, das ist Herr Gamain, der Schlossermeister von Versailles; er hat mit dem König gearbeitet und der König hat ihm fünfundzwanzig Louis d'or für seine Mühe gegeben. Vorwärts, ich verbürge mich für ihn.““ Sobald ich mich für Sie verbürgte, machte der Kutscher keine Schwierigkeit mehr. Ich steckte die Louis d'or, welche herausgefallen waren, wieder in Ihre Tasche; man legte sie sachte in den Wagen, ich setzte mich auf den Bock, wir stiegen bei dieser Schenke ab, und hier sind Sie und beklagen sich, Gott sei Dank! über nichts, als daß Sie Ihr Gesell verlassen hat.“

„Ich habe von meinem Gesellen gesprochen? Ich habe mich über sein Verlassen beklagt?“ rief Gamain immer mehr erstaunt.

„Ah! gut, nun erinnert er sich nicht mehr dessen, was er so eben gesagt hat.“

„Ich?“

„Wie, haben Sie nicht in diesem Augenblicke gesagt: „„Das ist der Fehler von diesem Burschen, von diesem. .““ Ich entsinne mich des Namens, den sie genannt, nicht mehr.“

„Louis Lecomte.“

„So ist es . . . Wie! Sie haben nicht so eben gesagt: „„Das ist der Fehler von diesem Burschen, von diesem Louis Lecomte, der mit mir nach Versailles zurückzukehren versprochen hatte und sich im Augenblick meines Abgangs, ohne Abschied zu nehmen, von mir entfernte.“

„Das konnte ich allerdings wohl sagen, da es die Wahrheit ist.“

„Nun also, wenn es die Wahrheit ist, warum leugnen Sie es? Wissen Sie, daß bei einem Anderen als bei mir alle diese Geheimnißkrämereien in der Zeit, in der wir leben, gefährlich wären, mein Lieber?“

„Ja, doch bei Ihnen," versetzte Gamain, dem Unbekannten schmeichelnd.

„Bei mir? Was will das besagen?"

„Das will besagen, bei einem Freunde."

„Ah! ja, Sie bezeigen Ihrem Freunde großes Vertrauen. Sie sagen ihm ja und dann sagen Sie ihm nein; Sie sagen ihm: Das ist wahr, und dann: Das ist nicht wahr. Gerade wie damals hier, bei meinem Ehrenwort! Sie erzählten mir eine Geschichte . . . man mußte von Pezenas sein, um sie nur einen Augenblick zu glauben."

„Welche Geschichte?"

„Die Geschichte von der geheimen Thüre, welche Sie beschlagen hatten, bei dem vornehmen Herrn, dessen Adresse Sie mir nicht einmal nennen konnten."

„Nun! Sie mögen mir diesmal glauben oder nicht glauben, es handelte sich abermals um eine Thüre."

„Beim König?"

„Beim König. Nur, statt um eine Treppenthüre, um die Thüre eines Schrankes."

„Und Sie werden mir zu verstehen geben, der König, der sich in die Schlosserei mischt, habe Sie holen lassen, um ihm eine Thüre zu beschlagen? Gehen Sie doch!"

„Es ist dennoch so. Ah! der arme Mann, er hielt sich freilich für stark genug, um meiner entbehren zu können. Er hatte sein Schloß so angefangen. „„Wozu Gamain? Was mit Gamain machen? Braucht man Gamain?"" Ja, doch man verhaspelt sich in den Bärten, und man muß auf diesen armen Gamain zurückkommen!"

„Dann hat er Sie durch einen vertrauten Kammerdiener holen lassen: durch Hue, durch Durcy oder durch Weber?"

„Ei! gerade darin täuschen Sie sich. Er hatte, um sich von ihm helfen zu lassen, einen Gesellen angenommen,

der noch weniger verstand als er, und so kam dieser Geselle an einem schönen Morgen zu mir nach Versailles und sagte: „„Vater Gamain, wir wollten ein Schloß machen, der König und ich, ja, gute Nacht! das verdammte Schloß geht nicht!““ „„Was soll ich dabei thun?““ erwiederte ich. „„Sie sollen es in Stand setzen!““ Und da ich ihm entgegnete: „„Das ist nicht wahr; Sie kommen nicht im Auftrage des Königs, Sie wollen mich in eine Falle locken,““ da sprach er: „„Gut! der König hat mir Befehl gegeben, Ihnen fünfundzwanzig Louis d'or zuzustellen, damit Sie nicht zweifeln.““ „„Fünfundzwanzig Louis d'or!““ versetzte ich. „„Wo sind Sie?““ „„Hier.““ Und er gab sie mir.“

„Das sind also die fünfundzwanzig Louis d'or, die Sie bei sich haben?“ fragte der Waffenschmied.

„Nein, das sind andere, die ersten fünfundzwanzig das war eine Abschlagszahlung.“

„Teufel! fünfzig Louis d'or, um ein Schloß zu verbessern! Dahinter steckt etwas, Meister Gamain.“

„Das sagte ich mir auch; um so mehr als der Geselle . . .“

„Nun, der Geselle?“

„Das sieht mir aus wie ein falscher Geselle. Ich hätte ihn ausforschen, ihn über die einzelnen Umstände seiner Reise in Frankreich befragen sollen.“

„Sie sind aber nicht der Mann, der sich täuscht, wenn er einen Gesellen bei einer Arbeit sieht.“

„Gewiß nicht . . . Dieser handhabte die Feile und den Meißel ziemlich gut. Ich habe ihn eine eiserne Stange mit einem Schlage durchhauen und eine Platte mit einem Rattenschwanz durcharbeiten sehen, als hätte er es mit einem Bohrer an einer Latte gethan. Bei Allem dem war aber mehr Theorie als Praxis; er hatte nicht sobald seine Arbeit beendigt, als er seine Hände wusch, und er wusch nicht sobald seine Hände, als sie weiß wurden. Werden

wahre Schlossershände so weiß? Ah, ja wohl! ich dürfte die meinigen immerhin waschen!' sagte Gamain.

Und er zeigte mit Stolz seine schwarzen, schwieligen Hände, welche in der That allen Mandelteigen und allen Seifen der Erde zu trotzen schienen.

„Aber," versetzte der Unbekannte, den Schlosser zu der Sache zurückführend, die ihn am meisten zu interessiren schien, „was haben Sie gethan, als Sie beim König ankamen?"

„Vor Allem scheint es, daß wir erwartet wurden. Man ließ uns in die Schmiede eintreten. Dort gab mir der König ein Schloß, das, bei meiner Treue! nicht schlecht angefangen war, doch es blieb in den Bärten stecken. Ein Schloß mit drei Bärten, sehen Sie, es gibt nicht viele Schlosser, welche im Stande sind, dies zu machen, und Könige noch viel weniger, wie Sie leicht begreifen werden. Ich schaute mir das Ding an und sagte: „„Es ist gut, lassen Sie mich eine Stunde allein, und in einer Stunde wird das gehen wie auf Rädchen."" Da erwiederte der König: „Wohl, Gamain, mein Freund, Du bist zu Hause; hier sind Feilen, hier sind Schraubstöcke; arbeite, mein Junge, arbeite, wir wollen den Schrank zurichten." Wonach er mit dem Teufelsgesellen wegging."

„Auf der großen Treppe?" fragte nachläßig der Waffenschmied.

„Nein, auf der kleinen Geheimtreppe, welche in sein Arbeitscabinet führt . . . Als ich fertig war, sagte ich zu mir: „„Der Schrank ist nur ein Schein; sie haben sich mit einander eingeschlossen, um irgend ein Complott einzufädeln. Ich will sachte hinabgehen; ich öffne die Thüre des Cabinets und so sehe ich ein wenig, was sie thun.""

„Und was thaten sie?" fragte der Unbekannte.

„Ah! ja wohl! sie horchten wahrscheinlich. Sie begreifen, ich habe nicht den Tritt eines Tänzers! Ich mochte mich immerhin so leicht als möglich machen, die Treppe krachte unter meinen Füßen, und so hörten sie mich; sie stellten sich, als kämen sie mir entgegen, und in

dem Augenblick, wo ich die Hand an den Knopf der Thüre legen wollte, krach! da öffnete sie sich. Wer war übertölpelt? Gamain."

„So wissen Sie also nichts?'

„Warten Sie doch! „„Ah! Gamain,"" sagte der König, „„Du bist es?"" „„Ja, Sire,"" erwiederte ich; „„ich bin fertig."" „„Und wir auch, wir sind auch fertig,"" sprach er; „„komm, ich will Dir nun ein anderes Geschäft geben."" Und er ließ mich rasch das Cabinet durchschreiten, doch nicht so rasch, daß ich nicht auf einem Tische ausgebreitet eine große Karte sah, die ich für eine Karte von Frankreich halte, in Betracht, daß sie drei Lilien an einer ihrer Ecken hatte."

„Und Sie haben nichts Besonderes an dieser Karte von Frankreich bemerkt?"

„Doch: drei lange Reihen von Nadeln, welche, vom Mittelpunkte ausgehend, in einiger Entfernung von einander hinliefen und gegen das Ende vorrückten: man hätte glauben sollen, es seien Soldaten, die auf drei verschiedenen Straßen nach der Grenze marschirten."

„Wahrhaftig, mein lieber Gamain," sprach der Unbekannte, als wäre er von Bewunderung hingerissen, „Sie sind von einem Scharfsinn, dem nichts entgeht . . . Und Sie glauben, statt sich mit Ihrem Schranke zu beschäftigen, haben sich der König und Ihr Geselle mit dieser Karte beschäftigt?"

„Ich bin dessen sicher," versetzte Gamain.

„Sie können nicht dessen sicher sein."

„Doch."

„Wie so?"

„Das ist ganz einfach: die Nadeln hatten Köpfe von Wachs, — die einen von schwarzem Wachs, die andern von blauem Wachs, die dritten von rothem Wachs; nun wohl! der König hielt in der Hand und putzte sich die Zähne, ohne es zu bemerken, mit einer Nadel mit rothem Kopf."

„Ah! Gamain, mein Freund," sagte der Unbekannte, „wenn ich ein neues System der Kunst des Waffenschmieds entdecke, so werde ich Sie nicht in mein Cabinet einlassen, nicht einmal, um es rasch zu durchschreiten, dafür stehe ich Ihnen! Oder ich verbinde Ihnen die Augen, wie an dem Tage, wo man Sie zu dem fraglichen vornehmen Herrn führte; und trotz Ihrer verbundenen Augen bemerkten Sie doch, daß die Freitreppe zehn Stufen hatte, und daß das Haus auf das Boulevard ging."

„Warten Sie doch!" sagte Gamain, entzückt über das Lob, das man ihm spendete, „Sie sind nicht beim Ende: es war wirklich ein Schrank da!"

„Ah! ah! Und wo dies?"

„Ah! ja wo dies! Errathen Sie ein wenig! . . . In die Mauer eingegraben, mein lieber Freund!"

„In welche Mauer?"

„In die Mauer des innern Corridors, der vom Alcoven des Königs mit dem Zimmer des Dauphin in Verbindung steht."

„Wissen Sie, daß das, was Sie mir da sagen, sehr interessant ist? . . . Und dieser Schrank war ganz offen?"

„Ja, prosit! . . . Das heißt, ich mochte immerhin mit allen meinen Augen schauen, ich sah nichts und ich sagte: „„Nun, dieser Schrank, wo ist er denn?"" Da blickte der König umher und sprach zu mir: „„Gamain, ich habe immer Vertrauen zu Dir gehabt: es sollte auch kein Anderer als Du mein Geheimniß kennen. Sieh! . . ."" Und so sprechend, während der Geselle uns leuchtete, — denn das Tageslicht dringt nicht in diesen Corridor ein, — nahm der König eine Füllung des Täfelwerks weg, und ich erblickte ein rundes Loch, das ungefähr zwei Fuß im Durchmesser bei seiner Oeffnung hatte. Dann, als er mein Erstaunen sah, sagte er, unserem Gesellen mit dem Auge zublinzelnd: „„Mein Freund, Du siehst wohl dieses Loch? Ich habe es gemacht, um Geld darin zu verbergen; dieser junge Mann hat mir während der vier

bis fünf Tage, die er im Schlosse war, geholfen. Nun muß man das Schloß an dieser eisernen Thüre anbringen, welche so schließen soll, daß die Füllung wieder ihren Platz einnimmt und sie verbirgt, wie sie das Loch verbarg. . . Brauchst Du einen Gehülfen, so wird Dich dieser junge Mann unterstützen; kannst Du seiner entbehren, so verwende ich ihn anderswo, doch immer in meinem Dienste."" „„Oh!"" erwiederte ich, „„Sie wissen wohl, daß ich, wenn ich ein Geschäft allein verrichten kann, keine Hülfe verlange. Es sind hier vier Stunden Arbeit für einen guten Arbeiter, und ich, ich bin Meister, was besagen will, daß in drei Stunden Alles fertig sein wird. Gehen Sie also an Ihre Geschäfte, junger Mann, und Sie an die Ihrigen, Sire, und wenn Sie etwas hier zu verbergen haben, so kommen Sie in drei Stunden wieder."" Man muß glauben, daß der König, wie er sagte, für unseren Gesellen anderswo Arbeit hatte, denn ich habe ihn nicht wiedergesehen; nach Verlauf von drei Stunden kam der König allein zurück und fragte: „„Nun, Gamain, wie weit sind wir?"" „„Es ist fertig,"" erwiederte ich, und ich zeigte ihm die Thüre, welche ging, daß es ein Vergnügen war, ohne den geringsten Ton von sich zu geben, und das Schloß, das spielte wie ein Automat von Herrn Baucauson. „„Gut,"" sagte er zu mir: „„nun wirst Du mir das Geld zählen helfen, das ich darin verbergen will."" Und er ließ vier Säcke Doppel-Louis d'or durch den Kammerdiener bringen und sprach zu mir: „„Zählen wir."" Da zählte er eine Million und ich eine Million, wonach er, da fünf und zwanzig Louis d'or Ueberschuß blieben, zu mir sagte: „„Hier, Gamain, nimm diese fünf und zwanzig Louis d'or; das ist für Deine Mühe;"" als wäre es nicht eine Schande, einen armen Mann, der fünf Kinder hat, eine Million Louis d'or zählen zu lassen und ihm nur fünf und zwanzig zur Belohnung zu geben!! Wie! was sagen Sie dazu?"

Der Unbekannte machte eine Bewegung mit den Lippen und erwiederte: „Das ist filzig!“

„Warten Sie doch, das ist nicht Alles. Ich nehme die fünf und zwanzig Louis d'or, ich stecke sie in meine Tasche und sage: „„Ich danke, Sire! doch mit Allem dem habe ich seit heute Morgen weder gegessen, noch getrunken, und ich sterbe vor Durst.““ Ich hatte nicht geendigt, als die Königin durch eine masquirte Thüre eintrat, so daß sie plötzlich, ohne nur: Aufgeschaut! zu sagen, vor mir stand; sie hielt in der Hand einen Teller, worauf ein Glas Wein und eine Butterstolle. „„Mein lieber Gamain,““ sagte sie zu mir, „„Sie haben Durst, trinken Sie dieses Glas Wein; Sie haben Hunger, essen Sie diese Butterstolle.““ „„Ah!““ erwiederte ich, indem ich mich verbeugte, „„Frau Königin, Sie hätten sich meinetwegen nicht bemühen sollen.““ Sprechen Sie, was denken Sie hievon? ein Glas Wein einem Menschen, der sagt, er habe Durst, eine Butterstolle einem Menschen, der sagt, er habe Hunger! . . . Was soll man damit machen, Königin? . . . Man sieht wohl, daß das nie Hunger und nie Durst gehabt hat? Ein Glas Wein! . . . man bekommt wahrlich Mitleid!“

„Sie haben es also ausgeschlagen?“

„Es wäre besser gewesen, ich hätte es ausgeschlagen . . . nein, ich habe es getrunken. Die Butterstolle wickelte ich aber in mein Taschentuch ein, und ich sagte zu mir: „„Was nicht gut für den Vater ist, ist gut für die Kinder.““ Dann dankte ich Ihrer Majestät, wie es der Mühe werth war, und ich begab mich auf den Weg, indem ich schwur, daß sie mich in den Tuilerien nicht mehr sehen sollen! . . .“

„Und warum sagen Sie, Sie hätten besser daran gethan, den Wein auszuschlagen?“

„Weil sie Gift hinein gemischt haben müssen! Kaum hatte ich den Pont Tournant überschritten, als mich ein Durst erfaßte . . . aber ein Durst! . . . dergestalt, daß

ich, da ich den Fluß zu meiner Linken und die Weinschenken zu meiner Rechten hatte, einen Augenblick schwankte, ob ich nicht in den Fluß gehen sollte . . . Ah! da sah ich, was für eine schlechte Qualität Wein sie mir gegeben hatten: je mehr ich trank, desto mehr bekam ich Durst. Das dauerte so lange, bis ich das Bewußtsein verlor. Sie können auch ruhig sein: fordert man mich je zum Zeugniß gegen sie auf, so werde ich sagen, sie haben mir fünf und zwanzig Louis d'or dafür gegeben, daß sie mich hatten vier und zwanzig Stunden arbeiten und eine Million zählen lassen, und aus Furcht, ich könnte den Ort verrathen, wo sie ihren Schatz verbergen, haben sie mich vergiftet wie einen Hund *)!"

„Und ich, mein lieber Gamain," versetzte, während er aufstand, der Waffenschmied, der ohne Zweifel Alles wußte, was er wissen wollte, „ich werde Ihr Zeugniß unterstützen und sagen, ich habe Ihnen das Gegengift gegeben, durch welches Sie ins Leben zurückgerufen worden seien."

„Zwischen uns," sprach Gamain, indem er die Hände des Unbekannten ergriff, „zwischen uns Beiden fortan auf Leben und Tod!"

Und nachdem er mit einer ganz spartanischen Mäßigkeit das Glas Wein zurückgewiesen, das ihm zum dritten oder vierten Male der unbekannte Freund anbot, dem er so eben eine ewige Zärtlichkeit geschworen hatte, schlug Gamain, auf welchen der Ammoniak seine doppelte Wirkung, indem er ihm im Augenblick den Rausch benahm und bei ihm für vier und zwanzig Stunden einen Ekel gegen den Wein erregte, hervorgebracht hatte, schlug Gamain, sagen wir, wieder den Weg nach Versailles ein, wo er wohlbehalten Morgens um zwei Uhr mit den fünf und

---

*) Das war wirklich die Anklage, welche dieser Elende vor dem Convent vorbrachte.

zwanzig Louis d'or in seiner Westentasche und der Butterstolle der Königin in seiner Wammstasche ankam.

Der falsche Waffenschmied aber, der hinter ihm im Cabinet geblieben war, zog aus seinem Sacke Tabletten von Schildpatt mit Gold incrustirt und schrieb darein die doppelte Notiz:

„Hinter dem Alcoven des Königs, in dem schwarzen Corridor, der zum Zimmer des Dauphin führt, — eiserner Schrank.

„Sich versichern, ob dieser Louis Lecomte, Schlossergeselle nicht ganz einfach der Graf Louis, Sohn des Marquis von Buoillé, vor eilf Tagen aus Metz angekommen, wäre."

XXXV.

Die Maschine von Herrn Guillotin.

Durch die seltsamen und vielfachen Verzweigungen des Verkehrs, welche Cagliostro in allen Classen der Gesellschaft, selbst im Dienste des Königs besaß, wußte er, zwei Tage nachher, daß der Graf Louis von Bouillé am 15. oder 16. November in Paris angekommen, von Herrn von Lafayette, seinem Vetter, am 18. entdeckt und an demselben Tage dem König vorgestellt worden war, sich als Schlossergeselle Gamain am 22. angeboten hatte, am vierten Tage mit ihm von Versailles nach Paris gewandert, ohne Schwierigkeiten beim König eingeführt worden, aus den Tuilerien zwei Stunden vor Gamain weggegangen, in die Wohnung, die er bei seinem Freunde

Achille du Chastellet inne hatte, zurückgekehrt und, nachdem er die Kleider gewechselt, noch an demselben Abend mit Postpferden nach Metz abgereist war.

Andererseits hatte er am Tage nach der nächtlichen Conferenz, welche zwischen ihm und Herrn von Beausire auf dem Saint-Jean Kirchhofe stattgefunden, diesen ganz bestürzt nach Bellevue zum Banquier Zannone laufen sehen. Als er um sieben Uhr Morgens vom Spiele nach Hause kam, nachdem er Alles, bis auf seinen letzten Louis d'or, trotz der unfehlbaren Martingale von Herrn Law, verloren, hatte nämlich Meister Beausire das Haus völlig leer gefunden: Mademoiselle Oliva und der junge Toussaint waren verschwunden.

Da erinnerte sich Beausire, daß der Graf von Cagliostro mit ihm wegzugehen sich geweigert und erklärt hatte, er habe mit Mademoiselle Oliva etwas Vertrauliches zu reden. Das war ein dem Verdachte geöffneter Weg: Oliva war vom Grafen von Cagliostro entführt worden; als guter Leithund hatte Herr von Beausire die Nase auf der rechten Fährte, und er verfolgte sie bis Bellevue; hier nannte er sich, und sogleich wurde er eingeführt beim Baron Zannone, oder beim Grafen von Cagliostro, wie der Leser, wenn nicht die Hauptperson, doch wenigstens den Schließnagel des Dramas, das wir zu erzählen unternommen, nennen will.

Als er in den Salon eingeführt war, den wir kennen, weil wir am Anfange dieser Geschichte den Doctor Gilbert und den Marquis von Favras hier haben eintreten sehen, als er sich dem Grafen gegenüber fand, zögerte Beausire; der Graf schien ihm ein so vornehmer Herr zu sein, daß er es nicht einmal wagte, seine Geliebte von ihm zurückzufordern.

Doch als hätte er in der Tiefe des Herzens des ehemaligen Gefreiten lesen können, sagte Cagliostro:

„Herr von Beausire, ich habe Eines bemerkt: Sie

haben auf der Welt nur zwei wahre Leidenschaften: das Spiel und Mademoiselle Oliva."

„Ah! Herr Graf," rief Beausire, „Sie wissen also, was mich hierher führt?"

„Vollkommen. Sie wollen Mademoiselle Oliva von mir zurückverlangen; sie ist bei mir."

„Wie! sie ist beim Herrn Grafen?"

„Ja, in meinem Hause in der Rue Saint-Claude; sie hat dort wieder ihre alte Wohnung gefunden; und wenn Sie vernünftig sind, wenn ich mit Ihnen zufrieden bin, wenn Sie mir Neuigkeiten bringen, die mich interessiren oder belustigen, nun, Herr von Beausire, so werden wir Ihnen dieser Tage fünf und zwanzig Louis d'or in die Tasche stecken und einen schönen Rock auf den Leib geben, damit Sie den adeligen Herrn im Palais Royal und den Liebesritter in der Rue Saint-Claude spielen können."

Beausire hatte große Lust, die Stimme zu erheben und Mademoiselle Oliva zu reclamiren; aber Cagliostro hatte ein paar Worte von der unglücklichen Geschichte mit der portugiesischen Gesandtschaft fallen lassen, welche immer wie das Schwert des Damokles über dem Haupte des ehemaligen Gefreiten schwebte, und Beausire schwieg.

Als er sodann einen Zweifel darüber äußerte, daß Mademoiselle Oliva im Hotel der Rue Saint-Claude sei, befahl der Herr Graf anzuspannen, fuhr mit Beausire nach dem genannten Hotel, führte ihn in das Allerheiligste ein und ließ ihn, indem er ein Bild verrückte, durch eine geschickt angebrachte Oeffnung Mademoiselle Oliva sehen, welche, angethan wie eine Königin, in einer großen Causeuse eines von jenen, damals so allgemein verbreiteten, schlechten Büchern las, welche, wenn sie das Glück hatte, ein solches zu treffen, die Freude der ehemaligen Kammerjungfer von Fräulein von Taverney bildeten, während Herr Toussaint, ihr Sohn, gekleidet wie ein Königssohn, mit einem mit Federn geschmückten

weißen Hut à la Henri IV. und einer himmelblauen Pumphose, welche ein goldbefranster dreifarbiger Gürtel um den Leib festhielt, sich mit herrlichem Spielzeug belustigte.

Da fühlte Beausire, wie sich in ihm das Herz des Liebenden und des Vaters ausdehnte; er versprach Alles, was der Graf wollte, und getreu seinem Worte erlaubte der Graf Herrn von Beausire, an den Tagen, wo er eine interessante Neuigkeit bringen würde, nachdem er in Gold die Bezahlung aus seiner Hand empfangen hätte, sich den Preis in Liebe in den Armen von Mademoiselle Oliva zu holen.

Alles ging also nach den Wünschen des Grafen und, wir möchten beinahe sagen, auch nach denen von Beausire, als gegen das Ende des Monats December zu einer für diese Jahreszeit sehr ungebührlichen Stunde, nämlich um sechs Uhr Morgens, der Doctor Gilbert, der schon seit anderthalb Stunden bei der Arbeit war, drei Schläge an seine Thüre thun hörte und an den Zwischenräumen zwischen diesen Schlägen erkannte, derjenige, welcher sich ankündige, sei ein Bruder Maurer.

Dem zu Folge öffnete er.

Ein Lächeln auf den Lippen stand Cagliostro jenseits der Thüre.

Gilbert fand sich nie ohne einen gewissen Schauer diesem geheimnißvollen Manne gegenüber.

„Ah! Sie sind es, Graf?“ sagte er.

Dann, nach einer Anstrengung gegen sich selbst, fügte er, indem er ihm die Hand reichte, bei:

„Seien Sie willkommen, zu welcher Stunde Sie auch erscheinen, und was auch die Ursache sein mag, die Sie hieher führt.“

„Die Ursache, die mich hieher führt, mein lieber Gilbert,“ erwiederte der Graf, „ist der Wunsch, Sie einem philanthropischen Experimente, von dem ich mit

Ihnen zu sprechen die Ehre gehabt habe, beiwohnen zu lassen."

Gilbert suchte sich zu erinnern, aber vergebens, von welchem Experimente der Graf mit ihm gesprochen hatte.

„Ich entsinne mich nicht," sagte er.

„Kommen Sie immerhin, mein lieber Gilbert, seien Sie unbesorgt, ich störe Sie nicht umsonst. Ueberdies werden Sie da, wohin ich Sie führe, Personen von Ihrer Bekanntschaft treffen."

„Lieber Graf, überallhin, wohin Sie mich auch führen, gehe ich um Ihretwillen; der Ort, an den ich gehe, und die Personen, die ich dort treffe, sind nur secundäre Dinge."

„Dann kommen Sie, denn wir haben keine Zeit zu verlieren."

Gilbert war ganz angekleidet; er hatte nur seine Feder niederzulegen und seinen Hut zu nehmen.

Als diese beiden Operationen vollbracht waren, sagte er:

„Graf, ich bin zu Ihren Befehlen."

„Lassen Sie uns gehen," erwiederte einfach der Graf.

Und er ging voran; Gilbert folgte ihm.

Ein Wagen wartete unten; die zwei Männer stiegen ein.

Der Wagen entfernte sich rasch, ohne daß der Graf einen Befehl zu geben brauchte. Der Kutscher wußte offenbar zum Voraus, wohin man ging.

Nach einer Fahrt von einer Viertelstunde, während welcher Gilbert bemerkte, daß man durch ganz Paris und vor die Barrière kam, hielt man in einem großen viereckigen Hofe an, gegen den zwei Stockwerke von vergitterten Fenstern gingen.

Hinter dem Wagen schloß sich das Thor wieder, das ihn eingelassen.

Als er ausgestiegen war, bemerkte Gilbert, daß er sich im Hofe eines Gefängnisses befand, und bei näherer

Betrachtung dieses Hofes erkannte er, daß es der von Bicêtre war.

Dieser durch seinen natürlichen Anblick schon sehr traurige Ort der Scene wurde noch trauriger gemacht durch das zweifelhafte Tageslicht, das nur mit Bedauern in diesen Hof herabzusteigen schien.

Es war ungefähr ein Viertel auf sieben Uhr Morgens, eine unbehagliche Stunde im Winter, denn in dieser Stunde wird die Kälte selbst für die kräftigsten Organisationen empfindlich.

Ein feiner, florartiger Regen fiel schräge und zog Streifen an den grauen Mauern.

Mitten im Hofe errichteten fünf bis sechs Arbeiter unter der Anführung eines Meisters und unter den Befehlen eines schwarz gekleideten Mannes, der sich selbst mehr Bewegung machte als alle Andere, eine Maschine von einer unbekannten, seltsamen Form.

Als er die zwei Fremden gewahrte, erhob der kleine Mann das Haupt.

Gilbert schauerte; er hatte den Doctor Guillotin erkannt, den er bei Marat getroffen. Diese Maschine war im Großen dieselbe, die er im Kleinen im Keller des Redacteur der Zeitung: L'Ami du Peuple gesehen.

Der kleine Mann erkannte seinerseits Cagliostro und Gilbert.

Die Ankunft dieser zwei Männer schien ihm wichtig genug, daß er einen Augenblick die Leitung seiner Arbeit verließ und zu ihnen kam.

Dies geschah indessen nicht, ohne daß er dem Zimmermeister die größte Aufmerksamkeit bei der Arbeit empfahl, mit der er beschäftigt war.

„Nun, nun, Meister Guidon . . . es ist gut,“ sagte er; „vollenden Sie die Plattform; die Plattform, das ist die Basis des Gebäudes; ist die Plattform vollendet, so werden Sie die zwei Pfosten errichten, wobei Sie wohl auf die Zeichen Acht haben müssen, damit sie nicht zu

weit von einander entfernt, noch zu nahe bei einander sind. Uebrigens bin ich da und verliere Sie nicht aus dem Blicke."

Dann näherte er sich Cagliostro und Gilbert, die ihm die Hälfte des Weges ersparten, und sprach:

„Guten Morgen, Baron, es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, daß Sie zuerst kommen und uns den Doctor bringen. Doctor, erinnern Sie sich, daß ich Sie bei Marat eingeladen habe, mein Experiment anzusehen: ich vergaß nur, Sie um Ihre Adresse zu bitten. Sie werden etwas Seltsames sehen, die menschenfreundlichste Maschine, die je erfunden worden ist."

Dann wandte er sich plötzlich gegen diese Maschine, den Gegenstand seiner theuersten Besorgnisse um, und rief:

„Ei! ei! Guidon, was thun Sie? Sie machen das Vordere hinten hin!"

Und er sprang auf die Treppe, welche zwei Gesellen an das Gerüste angesetzt hatten, und befand sich in einem Augenblick auf der Plattform, wo durch seine Gegenwart in ein paar Secunden der Fehler verbessert wurde, den die mit den Geheimnissen dieser neuen Maschine noch nicht sehr vertrauten Arbeiter begangen hatten.

„Gut, gut" sagte der Doctor Guillotin, sehr erfreut darüber, daß nun, da er sie leitete, die Dinge ganz von selbst gingen; „es handelt sich nur noch darum, das Messer in den Falz einzufügen . . . Guidon, Guidon," rief er plötzlich, wie von einem Schrecken erfaßt, „warum ist denn der Falz nicht mit Kupfer beschlagen?"

„Ah! Doctor: ich dachte gehörig mit Fett eingeschmiertes Eichenholz sei so so gut als Kupfer," erwiederte der Zimmermeister.

„Ja wohl," sprach der Doctor mit einer verächtlichen Miene, „Ersparnisse, Ersparnisse! wenn es sich um den Fortschritt der Wissenschaft und das Wohl der Menschheit handelt! Guidon, schlägt unser Versuch heute fehl, so mache ich Sie verantwortlich. Meine Herren, ich nehme

Sie zu Zeugen," fuhr der Doctor, sich an Cagliostro und Gilbert wendend, fort, „ich nehme Sie zu Zeugen, daß ich die Falze in Kupfer verlangt hatte; ich protestire gegen den Mangel des Kupfers; bleibt das Messer unter Weges stecken oder schlüpft schlecht, so bin ich nicht daran Schuld, und ich wasche meine Hände."

Und der Doctor machte auf der Plattform der Maschine dieselbe Geberde, welche Pilatus auf der Terrasse seines Palastes gemacht hatte.

Trotz aller dieser kleinen Hindernisse und Schwierigkeiten erhob sich indessen die Maschine und nahm, indem sie sich erhob, eine gewisse mörderische Haltung an, die ihren Erfinder erfreute, den Doctor Gilbert aber schauern machte.

Cagliostro blieb unempfindlich; seit dem Tode von Lorenza hätte man glauben sollen, er sei von Marmor geworden.

Folgendes war die Form, welche die Maschine annahm.

Vor Allem ein Boden, zu dem eine Art von Müllertreppe führte. Dieser Boden, in Form eines Schaffots, bot eine Plattform von fünfzehn Fuß Breite an allen seinen Seiten; auf dieser Plattform, bei zwei Dritteln ihrer Länge, erhoben sich zwei parallele zehn bis zwölf Fuß hohe Pfosten.

An diesen zwei Pfosten oder Säulen war der erwähnte Falz, bei welchem Meister Guidon das Kupfer gespart, eine Ersparung, über welche der philanthropische Doctor Guillotin laut aufgeschrieen hatte.

In diesem Falze glitt mittelst einer Feder, welche ihm, indem sie sich öffnete, alle Freiheit ließ, mit der Gewalt seines eigenen Gewichts, verhundertfacht durch ein fremdes Gewicht, ein Messer in Form eines Halbmondes herab.

Eine kleine Oeffnung war zwischen den zwei Säulen angebracht; die zwei Flügel dieser Oeffnung, durch welche

ein Mensch seinen Kopf strecken konnte, fügten sich so zusammen, daß sie seinen Hals faßten wie ein Halsband.

Eine Schaukel, bestehend aus einem Brette von der Länge eines Menschen von gewöhnlichem Wuchse, präsentirte sich von selbst in der Höhe dieses Fensters.

Alles dies war, wie man sieht, äußerst sinnreich.

Während die Zimmerleute, Meister Guidon und der Doctor die letzte Hand an die Errichtung ihrer Maschine legten, während Cagliostro und Gilbert über die größere oder geringere Neuheit des Instrumentes sprachen, dessen Erfindung der Graf dem Doctor Guillotin streitig machte, indem er ähnliche in der italienischen Mannay und besonders in jenem Schnittmesser fand, mit welchem der Marschall Montmorency enthauptet wurde, hatten neue Zuschauer, ohne Zweifel berufen, um auch dem Versuche beizuwohnen, den Hof bevölkert.

Es war vor Allem ein Greis, ein Bekannter von uns, der eine thätige Rolle in dieser langen Geschichte gespielt hat; von der Krankheit befallen, an der er bald sterben sollte, hatte er sich auf die Bitten seines Collegen Guillotin dem Zimmer entrissen und war, trotz der frühen Stunde und des schlechten Wetters, in der Absicht, die Maschine arbeiten zu sehen, gekommen.

Gilbert erkannte ihn und ging ihm ehrerbietig entgegen.

Er erschien in Begleitung von Herrn Giraud, dem Baumeister der Stadt Paris, der seinen Functionen die Gunst einer besonderen Einladung verdankte.

Die zweite Gruppe, welche Niemand gegrüßt hatte und von Niemand gegrüßt worden war, bestand aus vier sehr einfach schwarz gekleideten Männern.

Kaum eingetreten, hatten sich diese vier Männer in die von der, wo Cagliostro und Gilbert waren, entfernteste Ecke zurückgezogen, und hier standen sie demüthig, leise sprechend und trotz des Regens mit dem Hut in der Hand.

Derjenige, welcher der höchste unter diesen vier Männern zu sein schien, oder wenigstens derjenige, welchen sie mit Achtung anhörten, wenn er leise ein paar Worte sprach, war ein Mann von fünfzig bis zwei und fünfzig Jahren, von hohem Wuchse, mit einem wohlwollenden Lächeln und einer offenen Physiognomie.

Dieser Mann hieß Charles Louis Sanson; er war geboren den 15. Februar 1738 in Paris; er hatte Damiens durch seinen Vater viertheilen sehen, und hatte diesen unterstützt, als ihm die Ehre zu Theil wurde, Herrn von Lally-Tollendal den Kopf abzuschlagen.

Man nannte ihn gewöhnlich: *Herr von Paris*.

Die drei Anderen waren sein Sohn, welcher die Ehre haben sollte, ihm bei der Enthauptung von Ludwig XVI. beizustehen, und seine zwei Gehülfen.

Die Gegenwart von Herrn von Paris, seinem Sohn und seinen zwei Gehülfen gab der Maschine von Herrn Guillotin eine erschreckliche Beredtsamkeit, denn sie bewies, daß der Versuch, der angestellt werden sollte, wenn nicht mit der *Garantie*, doch wenigstens mit der Billigung der Regierung gemacht wurde.

Für den Augenblick sah Herr von Paris sehr traurig aus: wurde die Maschine, deren Probearbeit anzusehen er berufen war, angenommen, so war damit die ganze pittoreske Seite seiner Physiognomie abgeschnitten; der Scharfrichter erschien der Menge nicht mehr als der Würgengel bewaffnet mit dem flammenden Schwerte, der Henker war nur noch eine Art von Hausmeister, der dem Tode die Schnur zog.

Hier war auch die wahre Opposition.

Da der Regen feiner vielleicht, sicherlich aber gedrängter zu fallen fortfuhr, so wandte sich der Doctor Guillotin, der ohne Zweifel befürchtete, das schlechte Wetter könnte ihm einen von seinen Zuschauern entführen, an die wichtigste Gruppe, nämlich an diejenige, welche aus Cagliostro, Gilbert, dem Doctor Louis und dem

Baumeister Giraud bestand, und sprach wie ein Theaterdirector, welcher fühlt, daß das Publikum ungeduldig wird:

„Meine Herren, wir erwarten nur noch eine Person, den Herrn Doctor Cabanis; ist der Doctor Cabanis da, so fangen wir an.“

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als ein dritter Wagen in den Hof einfuhr und ein Mann von acht und dreißig bis vierzig Jahren mit kahler Stirne, verständiger Physiognomie und lebhaftem, forschendem Auge ausstieg.

Das war der letzte Zuschauer, den man erwartete; es war der Doctor Cabanis.

Er grüßte Jeden auf eine freundliche Weise, wie es ein Philosoph-Arzt machen muß, reichte die Hand Guillotin, der ihm von seiner Plattform herab zurief: „Kommen Sie doch, Doctor, kommen Sie doch, man erwartet nur noch Sie!“ Dann vermischte er sich mit der Gruppe von Gilbert und Cagliostro.

Mittlerweile schloß sich sein Wagen den zwei andern Wagen an.

Der Fiacre von Herrn von Paris war demüthig vor dem Thore geblieben.

„Meine Herren,“ sprach der Doctor Guillotin, „da wir Niemand mehr erwarten, so wollen wir anfangen.“

Und auf einen Wink seiner Hand öffnete sich eine Thüre und man sah zwei in eine Art von grauer Uniform gekleidete Männer hervortreten, welche auf ihren Schultern einen Sack trugen, unter dessen Tuch sich unbestimmt die Form eines menschlichen Körpers hervorhob.

Hinter den Scheiben der Fenster erscheinen die bleichen Gesicher der Kranken, mit einem erschrockenen Auge schauten sie, ohne daß Jemand daran gedacht hatte,

sie einzuladen, diesem unerwarteten gräßlichen Schauspiele zu, von dem sie weder die Zubereitungen, noch den Zweck begreifen konnten.

XXXVI.

Eine Abendgesellschaft im Pavillon de Flore.

Am Abend desselben Tages, d. h. am 24. December, am Weihnachtsabend, fand Empfang im Pavillon de Flore statt.

Da die Königin nicht in ihren Gemächern hatte empfangen wollen, so empfing für sie die Prinzessin von Lamballe und machte die Honneurs, bis die Königin eingetreten war.

Nach Ankunft der Königin nahm Alles seinen Gang, als fände die Soirée im Pavillon Marsan und nicht im Pavillon de Flore statt.

Im Verlaufe des Morgens war der junge Baron Isidor von Charny von Turin zurückgekehrt, und er war sogleich nach seiner Rückkehr zuerst beim König und dann bei der Königin zugelassen worden.

Er hatte bei Beiden ein außerordentliches Wohlwollen gefunden; doch bei der Königin machten dieses Wohlwollen zwei Gründe besonders merkwürdig.

Einmal war Isidor der Bruder von Charny, und da Charny abwesend, so bot es einen großen Reiz für die Königin, seinen Bruder zu sehen.

Sodann überbrachte Isidor vom Herrn Grafen d'Artois und vom Herrn Prinzen von Condé Worte,

die nur zu sehr mit denjenigen im Einklange standen, welche ihr eigenes ihr Herz zuflüsterte.

Die Prinzen empfahlen der Königin den Plan von Herrn von Favras und forderten sie auf, die Ergebenheit dieses muthigen Edelmanns zu benützen, um zu fliehen und zu ihnen nach Turin zu kommen.

Isidor war überdies beauftragt, im Namen der Prinzen Herrn von Favras die ganze Sympathie auszudrücken, die sie für seinen Plan hegten, und ihm zu sagen, wie sehr sie wünschten, er möchte glücken.

Die Königin behielt Isidor eine Stunde bei sich, lud ihn ein, am Abend im Cercle von Frau von Lamballe zu erscheinen, und erlaubte ihm nur, sich zu entfernen, weil er sie um Entlassung bat, damit er seine Sendung bei Herrn von Favras vollziehen könne.

Die Königin hatte nichts Bestimmtes in Beziehung auf ihre Flucht geäußert. Sie hatte nur Isidor beauftragt, Herrn und Frau von Favras das zu wiederholen, was sie ihm gesagt, als sie Frau von Favras bei sich empfangen hatte und sodann plötzlich beim König eingetreten war, während sich Herr von Favras hier befand.

Als er die Königin verließ, begab sich Isidor unmittelbar zu Herrn von Favras, der auf der Place Royale Nro. 21 wohnte.

Frau von Favras empfing den Baron von Charny. Sie sagte ihm zuerst, ihr Gatte sei ausgegangen; sobald sie aber erfuhr, wie ihr Besuch hieß, welche erhabene Personen er vor einer Stunde gesehen, welche andere er fünf oder sechs Tage früher verlassen hatte, gestand sie, ihr Gatte sei im Hause anwesend, und ließ ihn rufen.

Der Marquis trat mit offenem Gesicht, und lächelndem Auge ein; er war unmittelbar von Turin in Kenntniß gesetzt worden und wußte, in wessen Auftrag Isidor kam.

Die Botschaft, mit der überdies die Königin den

jungen Mann betraut hatte, erfreute den Verschwörer im höchsten Maße. Alles unterstützte in der That seine Hoffnung; das Complot nahm einen vortrefflichen Gang; die zwölfhundert Reiter waren in Versailles versammelt, jeder sollte einen Fußgänger hinter sich aufsitzen lassen, und man hatte somit 2400 Mann statt 1200. Was den dreifachen Mord betrifft, welchen nach dem Plane gleichzeitig die drei Colonnen bei ihrem Einmarsche in Paris an Necker, Bailly und Lafayette vollbringen sollten, so hatte man hierauf verzichtet, bedenkend, daß es genüge, sich des General Lafayette zu entledigen. Für diese Expedition waren aber vier Mann, gut beritten und gut bewaffnet, hinreichend; sie hätten seinen Wagen am Abend um elf Uhr, in dem Augenblick, wo Herr von Lafayette gewöhnlich die Tuilerien verließ, erwartet; zwei wären längs der Straße, rechts und links geritten, zwei wären dem Wagen entgegengekommen. Einer von diesen hätte. ein Papier in der Hand haltend, dem Kutscher zugewinkt und gesagt, er habe dem General eine wichtige Meldung zu machen. Dann würde der Wagen angehalten haben, der General hätte den Kopf zum Schlage herausgestreckt, und sogleich hätte man ihm eine Pistolenkugel durch das Gehirn gejagt.

Das war übrigens die einzige Veränderung von Belang, die man bei dem Complot beschlossen; im Uebrigen walteten noch dieselben Bedingungen und Umstände ob; nur war das Geld bezahlt, die Leute waren in Kenntniß gesetzt, der König brauchte bloß „Ja!“ zu sagen, und auf ein Zeichen von Herrn von Favras würde die Sache losbrechen.

Eines beunruhigte Herrn von Favras: das war das Stillschweigen des Königs und der Königin in Beziehung auf ihn. Die Königin hatte dieses Stillschweigen durch die Vermittelung von Isidor gebrochen, und so unbestimmt die Worte waren, die dieser Herrn und Frau von Favras zu überbringen beauftragt gewesen, sie hatten

doch, als aus einem königlichen Munde kommend großes Gewicht.

Isidor versprach Herrn von Favras, noch an demselben Abend der Königin und dem König den Ausdruck seiner Ergebenheit zu melden.

Der junge Baron war bekanntlich nach Turin am Tage seiner Ankunft in Paris abgereist; es stand ihm also keine andere Wohnung zu Gebot, als das Zimmer, das sein Bruder in den Tuilerien inne hatte. Da sein Bruder abwesend, so ließ er sich dieses Zimmer durch einen Lackei des Grafen öffnen.

Um neun Uhr Abends trat er bei der Frau Prinzessin von Lamballe ein.

Er war der Prinzessin nicht vorgestellt worden. Diese kannte ihn nicht; aber am Tage durch ein Wort von der Königin benachrichtigt, stand die Prinzessin, als man seinen Namen meldete, auf und zog ihn mit der reizenden Anmuth, welche die Stelle des Geistes bei ihr vertrat, sogleich in den Kreis der Vertrauten.

Weder der König, noch die Königin waren bis jetzt gekommen. Monsieur, der ziemlich unruhig zu sein schien, plauderte in einer Ecke mit zwei Edelleuten, welche zu seinen Vertrauten gehörten, mit Herrn de la Chatre und Herrn d'Avary. Der Herr Graf Louis von Narbonne ging von einer Gruppe zur andern mit der Behaglichkeit eines Menschen, der sich in Familie fühlt.

Dieser Kreis der Vertrauten bestand aus jungen Edelleuten, welche sich von der Manie der Auswanderung nicht hatten fortreißen lassen. Das waren die Herren von Lameth, welche der Königin viel verdankten und noch nicht Partei gegen sie genommen hatten; Herr d'Ambly, einer von den guten oder schlimmen Köpfen der Zeit, wie man will; Herr von Castries, Herr von Fersen, Suleau, der erste Redacteur des geistreichen Blattes: les Actes des Apôtres (die Apostelgeschichte), lauter redliche Her-

zen, aber auch lauter glühende, zum Theil sogar ein wenig tolle Köpfe.

Isidor kannte keinen von diesen jungen Leuten, doch bei seinem wohl bekannten Namen, bei dem besonderen Wohlwollen, mit dem ihn die Prinzessin beehrte, streckten sich alle Hände gegen ihn aus.

Ueberdies brachte er Nachrichten von jenem andern Frankreich, das im Auslande lebte. Jeder hatte einen Verwandten oder einen Freund bei den Prinzen; Isidor hatte alle diese Menschen gesehen und war somit eine zweite Zeitung.

Wir haben gesagt, Suleau sei die erste gewesen.

Suleau führte das Gespräch, und man lachte viel. Suleau hatte an diesem Tage der Sitzung der Nationalversammlung beigewohnt. Herr Guillotin hatte die Tribune bestiegen, die Annehmlichkeiten der von ihm erfundenen Maschine gerühmt, von dem siegreichen Versuche erzählt, den man am Morgen damit gemacht, und verlangt, daß man ihm die Ehre erweise, sie die Stelle aller anderer Tödtungswerkzeuge, — des Rades, des Galgens, des Scheiterhaufens, der Viertheilung, — welche nach und nach die Grève in Schrecken gesetzt, einnehmen zu lassen.

Durch die Sammetmilde dieser neuen Maschine verführt, war die Nationalversammlung nahe daran, sie anzunehmen.

Suleau hatte in Beziehung auf die Nationalversammlung, Herrn Guillotin und seine Maschine auf die Melodie des Menuets Exaudet ein Lied gemacht, das am andern Tage in seinem Journal erscheinen sollte.

Dieses Lied, das er dem munteren Kreise, von dem er umgeben war, mit halber Stimme vorsang, erregte ein so treuherziges Gelächter, daß der König, der gerade mit der Königin ankam, es im Vorzimmer hörte und, der arme König! da er kaum mehr lachte, beschloß, sich

nach dem Gegenstande zu erkundigen, der in den Zeiten der Traurigkeit, in denen man sich befand, eine solche Heiterkeit hervorrufen konnte.

Es versteht sich von selbst, daß, sobald ein Huissier den König und ein anderer die Königin angekündigt hatten, alles Gelächter, alles Geflüster, alle Gespräche aufhörten, um dem ehrerbietigsten Stillschweigen Platz zu machen.

Die zwei erhabenen Personen traten ein.

Je mehr außen der revolutionäre Geist dem Königthume alle seine Blendwerke hinter einander abstreifte, desto mehr, es ist nicht zu leugnen, nahm im Innern die Verehrung zu, der die Mißgeschicke eine neue Stärke verleihen. 89 hat Beispiele von großem Undank gesehen, 93 aber hat Beweise von der höchsten aufopfernden Ergebenheit geliefert.

Frau von Lamballe und Madame Elisabeth bemächtigten sich der Königin.

Monsieur ging gerade auf den König zu, um ihm seinen Respect zu bezeigen; er verbeugte sich und sagte:

„Mein Bruder, könnten wir, Sie, die Königin, ich und einige von Ihren Freunden nicht ein besonderes Spiel machen, damit wir unter dem Anscheine eines Whists ein wenig vertraulich zu sprechen im Stande wären?“

„Gern, mein Bruder,“ erwiederte der König; „ordnen Sie das mit der Königin.“

Monsieur näherte sich Marie Antoinette, der Charny seine Huldigung darbrachte: dieser sagte leise:

„Madame, ich habe Herrn von Favras gesehen und ich muß Eurer Majestät Mittheilungen von der größten Wichtigkeit machen.“

„Meine liebe Schwägerin,“ sprach Monsieur, „der König wünscht, daß wir eine Whistpartie zu vier spielen; wir verbinden uns gegen Sie, und er läßt Ihnen die Wahl Ihres Partners.“

„Gut,“ erwiederte die Königin, welche vermuthete,

diese Whistpartie sei nur ein Vorwand, „meine Wahl ist getroffen. Herr von Charny, Sie werden bei unserem Spiele sein und während wir spielen, theilen Sie uns Neuigkeiten von Turin mit.

„Ah! Sie kommen von Turin?" fragte Monsieur.

„Ja, Monseigneur, und von Turin zurückkehrend, nahm ich meinen Weg über die Place Royale, wo ich einen dem König, der Königin und Eurer Hoheit sehr ergebenen Mann sah."

Monsieur erröthete, hustete, entfernte sich. Das war ein Mann ganz der Umwege und der Vorsicht: dieser gerade und bestimmte Geist beunruhigte ihn.

Er warf Herrn de la Chatre einen Blick zu; dieser näherte sich ihm, erhielt leise seine Befehle und ging ab.

Mittlerweile grüßte der König und empfing die Huldigungen der etwas spärlichen Herren und Damen, welche den Kreis der Tuilerien zu besuchen fortfuhren.

Die Königin nahm ihn beim Arm und zog ihn zum Spiele.

Er trat an den Tisch, suchte mit den Augen den vierten Spieler und erblickte nur Isidor.

„Ah! ah! Herr von Charny," sagte er, „in Abwesenheit Ihres Bruders sind Sie unser Vierter; er konnte nicht besser ersetzt werden; seien Sie willkommen."

Und mit einem Winke lud er die Königin ein, sich zu setzen; er setzte sich nach ihr, dann folgte Monsieur.

Die Königin machte eine Geberde der Einladung gegen Isidor, und dieser nahm zuletzt Platz.

Madame Elisabeth kniete auf eine Causeuse hinter dem König und stützte ihre beiden Arme auf die Lehne seines Fautuil.

Man spielte zwei- oder dreimal herum und sprach nur auf das Whist bezügliche Worte.

Dann endlich, während sie spielte und nachdem sie

bemerkt hatte, daß die Ehrfurcht Jedermann vom königlichen Tische entfernt hielt, fragte sie, indem sie sich an Monsieur wandte:

„Mein Schwager, hat Ihnen der Baron gesagt, er komme von Turin?“

„Ja,“ erwiederte Monsieur, „er hat es mit einem Wort gegen mich berührt.“

„Er hat Ihnen gesagt, der Herr Graf d'Artois und der Herr Prinz von Condé fordern uns auf, wir mögen uns zu ihnen gesellen?“

Dem König entschlüpfte eine Bewegung der Ungeduld.

„Mein Bruder,“ flüsterte Madame Elisabeth mit ihrer Engelssanftmuth, „ich bitte, hören Sie.“

„Und Sie auch, meine Schwester?“

„Ich mehr als irgend Jemand, mein Bruder, denn ich liebe Sie mehr, als Sie irgend Jemand liebt, und ich bin besorgt.“

„Ich fügte sogar bei,“ wagte Isidor zu bemerken, „ich fügte sogar bei, ich sei über die Place Royale gekommen und habe mich eine Stunde in Nr. 21. aufgehalten.“

„In Nr. 21?“ fragte der König, „was ist das?“

„In Nr. 21., Sire,“ erwiederte Isidor, „wohnt ein, wie wir Alle, Eurer Majestät sehr ergebener Edelmann, ein Mann, bereit, für Sie zu sterben, wie wir Alle, der aber, thätiger als wir Alle, einen Plan combinirt hat.“

„Welchen Plan, mein Herr?“ fragte der König, das Haupt erhebend.

„Glaubte ich das Unglück zu haben, dem König zu mißfallen, indem ich Seiner Majestät wiederhole, was ich von diesem Plane weiß, so würde ich auf der Stelle schweigen.“

„Nein, nein, mein Herr,“ sagte lebhaft die Königin, „sprechen Sie. Es machen Leute genug Pläne gegen

uns; es ist also das Wenigste, daß wir diejenigen kennen lernen, welche für uns wachen, damit wir, während wir unseren Feinden verzeihen, dankbar sind gegen unsere Freunde. Herr Baron, sagen Sie uns, wie dieser Edelmann heißt."

„Es ist der Herr Marquis von Favras, Madame."

„Ah!" versetzte die Königin, „wir kennen ihn; und Sie glauben an seine Ergebenheit, Herr Baron?"

„An seine Ergebenheit, ja, Madame. ich glaube nicht nur daran, sondern ich bin derselben sicher.

„Geben Sie wohl Acht, mein Herr," sprach der König, „Sie behaupten viel."

„Das Herz richtet mit dem Herzen, Sire. Ich verbürge mich für die Ergebenheit von Herrn von Favras. Was die Güte seines Planes, was die Chancen des Gelingens betrifft, oh! das ist etwas Anderes. Ich bin zu jung und, wenn es sich um das Heil des Königs und der Königin handelt, zu klug, um es zu wagen, eine Meinung hierüber auszusprechen."

„Und dieser Plan, lassen Sie hören, wie weit ist er?" sagte die Königin.

„Madame, er ist bei seiner Ausführung, und wenn der König geruht, heute Abend ein Wort zu sagen, einen Wink zu geben, so wird er morgen um diese Stunde in Peronne sein."

Der König schwieg. Monsieur zerknitterte einen armen schuldlosen Herzbuben.

„Sire," fragte die Königin, indem sie sich an ihren Gemahl wandte, „haben Sie gehört, was der Baron gesagt hat?"

„Ja, gewiß, ich höre," antwortete der König, die Stirne faltend.

„Und Sie, mein Schwager?" fragte die Königin Monsieur.

„Ich bin nicht tauber als der König."

„Nun, was sagen Sie dazu? Das ist ein Vorschlag, wie mir scheint.“

„Allerdings,“ erwiederte Monsieur, „allerdings.“

Dann wandte er sich an Isidor und sprach:

„Auf, Baron, wiederholen Sie uns dieses hübsche Couplet.“

Isidor antwortete:

„Ich sagte, der König habe nur ein Wort zu sprechen, einen Wink zu geben, und durch die von Herrn von Favras getroffenen Maßregeln werde er nach vierundzwanzig Stunden in Sicherheit in seiner Stadt Peronne sein!“

„Nun, mein Bruder,“ fragte Monsieur, „ist das, was Ihnen der Baron da vorschlägt, nicht verführerisch?“

Der König wandte sich rasch gegen Monsieur um, heftete seinen Blick auf den seines Bruders und sagte:

„Und wenn ich reise, reisen Sie mit mir?“

Monsieur wechselte die Farbe; seine Backen zitterten von einer Bewegung, die er nicht zu bemeistern vermochte.

„Ich?“ versetzte er.

„Ja, Sie, mein Bruder,“ wiederholte Ludwig XVI.; „Sie, der Sie mich auffordern, Paris zu verlassen, Sie frage ich: Wenn ich reise, reisen Sie mit mir?“

„Aber,“ stammelte Monsieur, „ich war nicht in Kenntniß gesetzt, es sind keine Anstalten bei mir getroffen.“

„Wie! Sie waren nicht in Kenntniß gesetzt,“ sagte der König, „und Sie lieferten Herrn von Favras das Geld! Es sind keine Anstalten bei Ihnen getroffen, und Sie sind Stunde für Stunde davon unterrichtet, auf welchem Punkte das Complot steht!“

„Das Complot!“ wiederholte Monsieur erbleichend.

„Gewiß, das Complot ... denn das ist ein Complot, ein so ächtes Complot, daß, wenn man es entdeckt, Herr von Favras eingekerkert, in das Chatelet geführt und zum

Tode verurtheilt wird, wenn Sie ihn nicht durch Bitten und Geld retten, wie wir Herrn von Besenval gerettet haben."

„Wenn der König Herrn von Besenval gerettet hat, so wird er auch Herrn von Favras retten."

„Nein, denn was ich für den Einen vermochte, werde ich wahrscheinlich nicht für den Andern vermögen. Ueberdies war Herr von Besenval mein Mann, wie Herr von Favras der Ihrige ist. Jeder rette den seinigen, mein Bruder, und wir werden Beide unsere Pflicht gethan haben."

Nachdem er diese Worte gesprochen, stand der König auf.

Die Königin hielt ihn am Flügel seines Rockes zurück.

„Sire," sprach sie, „ob Sie zurückweisen, ob Sie annehmen wollen, Sie sind Herrn von Favras eine Antwort schuldig."

„Ich?"

„Ja; was wird der Baron von Charny im Namen des Königs antworten?"

„Er wird antworten," erwiederte Ludwig XVI., während er seinen Rock von den Händen der Königin losmachte, „er wird antworten, der König könne nicht erlauben, daß man ihn entführe."

Und er entfernte sich.

„Das will besagen," bemerkte Monsieur, „wenn der Marquis von Favras den König ohne seine Erlaubniß entführe, so werde er sehr willkommen sein, unter der Bedingung indessen, daß er reussire, denn Jeder, der nicht reussirt, ist ein Dummkopf, und in der Politik verdienen die Dummköpfe doppelt bestraft zu werden."

„Herr Baron," sprach die Königin, „noch heute Abend, ohne einen Augenblick zu verlieren, laufen Sie zu Herrn von Favras und sagen Sie ihm die eigenen Worte des Königs: „„Der König kann nicht erlauben, daß man

ihn entführt.'''' Es ist seine Sache, sie zu begreifen, oder die Ihrige, sie ihm zu erklären . . . Gehen Sie."

Der Baron, der mit Recht die Antwort des Königs und die Aufforderung der Königin als eine doppelte Einwilligung betrachtete, nahm seinen Hut, eilte hinaus, sprang in einen Fiacre und rief dem Kutscher zu:

„Place Royale, Nr. 21."

XXXVII.

Was die Königin in einer Caraffe zwanzig Jahre früher im Schlosse Taverney gesehen hatte.

Der König, als er vom Spieltische aufstand, wandte sich zu der Gruppe der jungen Leuten, deren munteres Gelächter, noch ehe er in den Salon eintrat, seine Aufmerksamkeit erregt hatte.

Sobald er sich der Gruppe näherte, trat das tiefste Stillschweigen ein.

„Nun, mein Herren," sagte er, „ist denn der König so unglücklich, daß er die Traurigkeit mit sich trägt?"

„Sire," murmelten die jungen Leute.

„Die Heiterkeit war groß und das Gelächter geräuschvoll, als ich vorhin mit der Königin eintrat," sprach Ludwig XVI.

Dann schüttelte er den Kopf und fügte bei:

„Wehe den Königen, vor denen man nicht zu lachen wagt!"

„Sire," versetzte Herr von Lameth, „die Ehrfurcht! . . ."

„Mein lieber Charles, wenn Sie an den Sonntagen und Donnerstagen aus der Pension kamen und ich Sie zur Belustigung nach Versailles rufen ließ, enthielten Sie sich da auch des Lachens, weil ich da war? Ich sagte so eben: „„Wehe den Königen, vor denen man nicht zu lachen wagt.““ Ich sage nun: „„Glücklich sind die Könige, vor denen man lacht!““

„Sire," erwiederte Herr von Castries, „der Gegenstand, der uns in Heiterkeit versetzte, wird vielleicht Eurer Majestät nicht äußerst komisch erscheinen."

„Wovon sprachen Sie denn, meine Herren?"

„Sire," antwortete Suleau vortretend, „ich überliefere den Schuldigen Eurer Majestät."

„Ah!" sagte der König, „Sie sind es, Herr Suleau. Ich habe die letzte Nummer der Actes des Apotres gelesen. Nehmen Sie sich in Acht! nehmen Sie sich in Acht!"

„Wovor?" fragte der junge Journalist.

„Sie sind ein wenig zu royalistisch. Sie könnten sich wohl schlimme Händel mit dem Liebhaber von Mademoiselle Theroigne zuziehen?"

„Mit Herrn Populus?" versetzte Suleau lachend.

„Ganz richtig. Und was ist aus der Heldin Ihres Gedichtes geworden?"

„Aus Theroigne?"

„Ja . . . Ich höre nicht mehr von ihr sprechen."

„Sire, ich glaube, sie findet, unsere Revolution gehe nicht rasch genug, und sie hat sich nach Brabant begeben, um dort zu agiren. Eure Majestät weiß wahrscheinlich, daß diese keusche Amazone von Lüttich ist?"

„Nein, ich wußte es nicht . . . Lachten Sie ihretwegen, vorhin?"

„Nein, Sire, über die Nationalversammlung."

„Ho! ho! meine Herren, da haben Sie wohl daran gethan, daß Sie ernst wurden, als Sie mich erblickten. Ich kann nicht erlauben, daß man über die Nationalver-

sammlung bei mir lacht. Allerdings," fügte der König in Form einer Capitulation bei, „allerdings bin ich nicht bei mir, sondern bei der Prinzessin von Lamballe; indem Sie nicht mehr lachen, oder indem Sie leise lachen, können Sie mir also sagen, was Sie so laut lachen machte."

„Der König weiß, von was heute während der ganzen Sitzung der Nationalversammlung die Rede gewesen ist?"

„Ja, und das hat mich sogar sehr interessirt. War nicht von einer neuen Maschine, um die Verbrecher hinzurichten, die Rede?"

„Von Herrn Guillotin der Nation angeboten . . . ja, Sire," erwiederte Suleau.

„Ho! ho! und Sie spotteten über Herrn Guillotin, über einen Philanthropen! Ah! Sie vergessen, daß ich selbst Philanthrop bin."

„Oh! Sire, ich weiß wohl, was ich sagen will; es ist ein Unterschied zwischen den Philanthropen. Es steht zum Beispiel an der Spitze der französischen Nation ein Philanthrop, der die Folter aufgehoben hat; diesen achten, verehren wir; wir thun noch mehr: diesen lieben wir, Sire."

Alle die jungen Leute verbengten sich mit einer Bewegung.

„Aber," fuhr Suleau fort, „es gibt Andere, welche, während sie schon Aerzte sind und in ihren Händen tausend Mittel, von denen die einen immer geschickter oder ungeschickter, als die andern, haben, um die Kranken aus dem Leben hinauszubringen, auch noch das Mittel suchen, diejenigen hinauszuschaffen, welche sich wohl befinden. Ah! bei meiner Treue, diese, Sire, bitte ich Eure Majestät, mir zu überlassen."

„Und was wollen Sie mit ihnen machen, Herr Suleau? Werden Sie dieselben ohne Schmerz enthaup-

ten?" fragte der König, auf die vom Doctor Guillotin ausgesprochene Behauptung anspielend; „werden sie mit einer leichten Kühle davon kommen, die sie auf dem Halse fühlen?"

„Sire, das wünsche ich denselben, doch ich verspreche es ihnen nicht," erwiederte Suleau.

„Wie, das wünschen Sie ihnen?" versetzte der König.

„Ja, Sire, ich liebe es, daß die Leute, welche neue Maschinen erfinden, sie selbst versuchen. Ich beklage nicht sehr Meister Aubriot, der die Mauern der Bastille zu versuchen hatte, und Messire Enguerrand von Marigny, der zuerst den Galgen von Montfaucon schmückte. Leider habe ich nicht die Ehre, König zu sein; leider habe ich nicht das Glück, Richter zu sein. Ich werde mich also wahrscheinlich genöthigt sehen, dem ehrenwerthen Doctor Guillotin gegenüber mich auf das zu beschränken, was ich ihm verspreche, und auf das, was ich zu halten schon angefangen habe."

„Und was haben Sie versprochen, oder was haben Sie vielmehr gehalten?"

„Es ist mir der Gedanke gekommen, Sire, dieser große Wohlthäter der Menschheit müsse seine Belohnung aus der Wohlthat selbst ziehen. Morgen nun, in der Nummer der Actes des Apotres, die man heute Nacht druckt, wird die Taufe stattfinden. Es ist nicht mehr als billig, daß die Tochter von Herrn Guillotin, heute öffentlich von ihrem Vater im Angesichte der Nationalversammlung anerkannt, Mademoiselle Guillotine heiße."

Der König selbst konnte sich eines Lächelns nicht erwehren.

„Und da es weder Hochzeit noch Taufe ohne Lied gibt, so hat Suleau über seine Pathe ein Lied gemacht," sagte Charles Lameth.

„Auf welche Melodie haben Sie dieses Lied gemacht?

Ich denke, nur die Melodie von De profundis wird dafür gehen."

„Pfui doch, Sire! Eure Majestät vergißt, welche Annehmlichkeit man haben wird, wenn man sich den Kopf durch die Tochter von Herrn Guillotin abschneiden läßt. Nein, Sire, mein Lied geht auf eine Melodie, welche sehr in der Mode ist, auf die des Menuets Exaudet."

„Kann man einen Vorgeschmack von Ihrer Dichtung haben, Herr Suleau?" fragte der König.

Suleau verbeugte sich und erwiederte:

„Ich gehöre nicht zu der Nationalversammlung, um so anmaßend zu sein, die Macht des Königs beschränken zu wollen; nein, ich bin ein treuer Unterthan Seiner Majestät, und es ist meine Ansicht, daß der König Alles kann, wenn er will."

„So lassen Sie hören."

„Sire, ich gehorche," sagte Suleau.

Und er sang mit halber Stimme auf die Melodie des Menuets Exaudet:

Guillotin,
Médecin
Politique,
Imagine, un beau matin,
Que pendre est inhumain
Et peu patriotique.
Aussitot
Il lui faut
Un supplice
Qui, sans corde ni poteau,
Supprime du bourreau
L'office ...
C'est en vain que l'on publie
Que c'est pure jalousie
D'un suppot

Du tripot
D'Hippocrate,
Qui de tuer impunément,
Même exclusivement,
Se flatte.
Le Romain
Guillotin,
Qui s'apprète,
Consulte gens du metier,
Barnave et Chapelier
Même le coupe-tête;
Et sa main
Fait soudain
La machine.
Qui simplement nous tûra
Et que l'on nommera:
Guillotine! *)

---

*) Diese ächt französische Versification ist dem Geiste der deutschen Sprache so fremd, daß wir das Lied im Original geben und nur eine Uebersetzung in Prosa beifügen zu müssen glaubten: „Guillotin, ein Arzt, ein Politiker, denkt an einem schönen Morgen, das Henken sei unmenschlich und unpatriotisch. Sogleich muß er eine Strafe haben, welche, ohne Strick und ohne Galgen, den Dienst des Henkens aufhebt. Vergebens behauptet man öffentlich, es sei reine Eifersucht eines Helfershelfers des Hippokrates, welcher ungestraft, sogar ausschließlich, tödten zu können sich schmeichle. Der Römer Guillotin, der sich in Bereitschaft setzt, zieht Leute vom Handwerk, Barnave und Chapelier, selbst den Kopfabschneider zu Rath; und seine Hand macht plötzlich die Maschine, die uns einfach tödten soll, und die man nennen wird: Guillotine!

Das Gelächter der jungen Leute verdoppelte sich, und obgleich Alles dies dem König nicht sehr heiter dünkte, wollte er doch nicht, da Suleau einer seiner Ergebensten war, die Beklemmung sehen lassen, die ihm das Herz zusammenschnürte.

„Nun, meine Herren," sagte er, „Sie lachen; wenn aber diese Maschine von Herrn Guillotin bestimmt wäre, den unglücklichen Verurtheilten erschreckliche Leiden zu ersparen! Was verlangt die Gesellschaft, wenn sie den Tod eines Schuldigen fordert? Die reine, einfache Unterdrückung des Individuums. Wird diese Unterdrückung von Leiden begleitet, wie beim Rade, wie bei der Viertheilung, so ist es nicht mehr Gerechtigkeit, sondern Rache."

„Aber, Sire," bemerkte Suleau, „wer sagt Eurer Majestät, der Schmerz sei durch das Factum der Trennung des Kopfes vom Rumpfe aufgehoben, unterdrückt? Wer sagt Ihnen, das Leben bestehe nicht zugleich in diesen zwei Stümpfen fort, und der Sterbende leide nicht doppelt, da er das Bewußtsein seiner Dualität habe?"

„Das ist eine Frage, welche die Leute der Kunst zu erörtern haben; es muß übrigens, wie ich glaube, diesen Morgen in Bicêtre ein Versuch gemacht worden sein. Hat Niemand von Ihnen diesem Versuche beigewohnt?"

„Nein, Sire! nein, nein, nein!" riefen beinahe gleichzeitig zwölf bis fünfzehn spöttische Stimmen.

„Ich war dabei," sprach eine ernste Stimme.

Der König wandte sich um und erkannte Gilbert, welcher während der Discussion eingetreten war, sich ehrerbietig der Gruppe genähert hatte und, nachdem er bis jetzt geschwiegen, nun auf die Frage des Königs antwortete.

„Ah! Sie da, Doctor?" sagte der König schauernd; „ah! Sie waren dabei?"

„Ja, Sire!"

„Und ist der Versuch gelungen?"

„Vollkommen bei den zwei Ersten; doch beim Dritten, obgleich der Rückgrat durchschnitten war, mußte man die Trennung des Kopfes mit einem Messer vollenden."

Die jungen Leute horchten mit offenem Munde und stieren Augen.

„Wie, Sire," sagte Charles Lameth, der sichtbar im Namen aller Andern und in dem seinigen sprach, „man hat drei Menschen heute Morgen hingerichtet?"

„Ja, meine Herren!" antwortete der König, „nur waren diese Menschen Leichname, welche das Hotel-Dieu geliefert hatte. Und Ihre Ansicht, Gilbert?"

„Worüber, Sire?"

„Ueber das Instrument."

„Sire, das ist offenbar ein Fortschritt neben allen bis heute erfundenen Maschinen derselben Art; doch der Unfall, der sich beim dritten Leichname zugetragen hat, beweist, daß diese Maschine der Vervollkommnung bedarf."

„Und wie ist sie gemacht?" fragte der König, bei dem der Geist der Mechanik erwachte.

Gilbert versuchte es, eine Erläuterung zu geben; da aber der König nach den Worten des Doctors die Form des Instrumentes nicht genau auffassen konnte, so sagte er:

„Kommen Sie, Doctor; hier auf diesem Tische sind Federn, Tinte und Papier. Sie zeichnen, glaube ich?"

„Ja, Sire."

„Nun, so machen Sie mir eine Skizze, und ich werde besser begreifen."

Und da es die jungen Leute, durch die Ehrfurcht zurückgehalten, nicht wagten, dem König zu folgen, ohne aufgefordert zu sein, so fügte Ludwig XVI. bei:

„Oh! kommen Sie, kommen Sie, meine Herren, diese Fragen interessiren die ganze Menschheit."

„Und dann, wer weiß," sagte Suleau halblaut, „wer weiß, ob nicht Einer von uns zu der Ehre, Mademoiselle Guillotine zu heirathen, bestimmt ist! Auf, meine

Herren, wir wollen mit unserer Braut Bekanntschaft machen!"

Alle schlossen sich dem König und Gilbert an und gruppirten sich um den Tisch, an den sich Gilbert, um seine Zeichnung leichter auszuführen, auf die Einladung des Königs setzte.

Gilbert begann die Skizze der Maschine, deren Linien Ludwig XVI. mit der ängstlichsten Aufmerksamkeit folgte.

Nichts fehlte daran, weder die Plattform, noch die Treppe, welche auf diese führte, noch die zwei Säulen, noch die Schaukel, noch das kleine Fenster, noch das Eisen in Form eines Halbmonds.

Kaum hatte er diese letzte Einzelheit beendigt, als ihn der König zurückhielt.

„Wahrhaftig!" sagte er, „man darf sich nicht wundern, daß der Versuch mißglückt ist, besonders beim dritten Male."

„Wie so, Sire?" fragte Gilbert.

„Das rührt von der Form des Messers her," erwiederte Ludwig XVI.; „man muß keinen Begriff von der Mechanik haben, um einem Gegenstande, der die Bestimmung hat, eine Widerstand bietende Materie zu durchschneiden, die Form eines Halbmonds zu geben."

„Welche Form würde ihm denn Eure Majestät geben?"

„Das ist ganz einfach, die eines Dreiecks."

Gilbert suchte seine Zeichnung zu berichtigen.

„Nein, nein, nicht dies," rief der König, „nicht dies. Geben Sie mir Ihre Feder."

„Sire," sagte Gilbert, „hier ist die Feder, hier der Stuhl."

„Warten Sie, warten Sie," versetzte Ludwig XVI., fortgerissen von seiner Liebe für die Mechanik; „machen Sie mir das Messer schräge, so ... ja! ... so ... und ich stehe Ihnen dafür, daß Sie fünfundzwanzig Köpfe

hintereinander abschneiden würden, ohne daß das Eisen bei einem einzigen widerspänstig wäre.“

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als ein herzzerreißender Schrei, ein Schrei des Schreckens, beinahe des Schmerzes, über seinem Haupte erscholl.

Er wandte sich um und sah die Königin bestürzt, bleich wanken und dann ohnmächtig in die Arme von Gilbert fallen.

Wie die Andern von der Neugierde angetrieben, war sie an den Tisch getreten, hatte sich über den Stuhl des Königs geneigt und in dem Augenblick, wo er den Hauptpunkt verbesserte, die häßliche Maschine erkannt, welche sie Cagliostro, zwanzig Jahre früher, im Schlosse Taverney-Maison-Rouge hatte sehen lassen.

Bei diesem Anblick hatte sie nur noch die Kraft gehabt, einen Schrei auszustoßen, und war, nachdem sie das Leben verlassen, als ob die unselige Maschine an ihr operirt hätte, wie gesagt, ohnmächtig in die Arme von Gilbert gefallen.

XXXVII.

Der Arzt des Leibes und der Arzt der Seele.

Man begreift, daß nach einem solchen Ereigniß die Abendgesellschaft natürlich unterbrochen war.

Obgleich sich Niemand die Ursachen erklären konnte, welche die Ohnmacht der Königin herbeigeführt hatten, bestand doch die Thatsache.

Als sie die durch den König verbesserte Zeichnung

von Gilbert erblickt, hatte die Königin einen Schrei ausgestoßen und war in Ohnmacht gefallen.

So lautete das Gerücht, das in den Gruppen kreiste, und wer nicht zu der Familie oder wenigstens zu den Vertrauten gehörte, zog sich zurück.

Gilbert trug zuerst Sorge für die Königin.

Frau von Lamballe wollte sie nicht in ihre Wohnung bringen lassen. Das wäre auch schwierig gewesen; Frau von Lamballe wohnte im Pavillon de Flore, die Königin im Pavillon Marsan: man hätte also die ganze Länge des Schlosses zu durchschreiten gehabt.

Man legte daher die erhabene Kranke auf ein Canapé im Schlafzimmer der Prinzessin; mit der den Frauen eigenthümlichen inneren Anschauung hatte diese errathen, es sei ein düsteres Geheimniß hierunter verborgen, und sie entfernte Alle, selbst den König, stellte sich oben an das Canapé und wartete mit zart besorgtem Auge, bis die Königin durch die Bemühungen des Doctor Gilbert wieder zum Bewußtsein käme.

Nur von Zeit zu Zeit befragte sie mit einem Wort den Doctor. Doch selbst unvermögend, die Rückkehr des Lebens zu beschleunigen, konnte Gilbert die Prinzessin nur durch allgemeine Versicherungen beruhigen.

Der Schlag, der dem ganzen Nervensysteme der armen Frau beigebracht worden, war in der That so heftig, daß die Anwendung von Riechsalz unter der Nase und das Einreiben von Essig an den Schläfen nicht genügten; endlich zeigten jedoch leichte Zuckungen an den Extremitäten die Rückkehr des Empfindungsvermögens an. Die Königin bewegte matt den Kopf von rechts nach links, wie man es in einem peinlichen Traume thut, gab einen Seufzer von sich und öffnete die Augen.

Doch es war bei ihr offenbar das Leben vor der Vernunft erwacht; sie schaute auch einige Secunden lang im Zimmer umher mit dem unbestimmten Blicke, der eine Person bezeichnet, welche nicht weiß, wo sie sich be-

findet, noch was ihr widerfahren ist; bald aber durchlief ein leichtes Zittern ihren ganzen Körper, sie stieß einen schwachen Schrei aus und drückte ihre Hand auf ihre Augen, als wollte sie ihnen den Anblick eines erschrecklichen Gegenstandes entziehen.

Sie erinnerte sich.

Die Krise war indessen vorüber. Gilbert, der sich nicht verbarg, der Unfall habe eine ganze moralische Ursache, der auch wußte, wie gering die Wirksamkeit der Arzneiwissenschaft bei solchen Phänomenen ist, schickte sich an, wegzugehen; doch beim ersten Schritte, den er rückwärts machte, streckte die Königin, als hätte sie seine Absicht durch einen inneren Blick errathen, die Hand gegen ihn aus, ergriff ihn beim Arme und sagte mit einer Stimme, welche so nervös als die Geberde, die sie begleitete:

„Bleiben Sie!“

Gilbert blieb ganz erstaunt stehen. Es war ihm nicht unbekannt, wie wenig Sympathie die Königin für ihn hegte; andererseits jedoch hatte er den seltsamen und beinahe magnetischen Einfluß bemerkt, den er auf sie übte.

„Ich bin zu den Befehlen der Königin,“ erwiederte er; „aber ich glaube, daß es gut wäre, die Besorgnisse des Königs und der im Salon zurückgebliebenen Personen zu beschwichtigen, und wenn Eure Majestät es erlaubt ...“

„Therese,“ sagte die Königin zur Prinzessin von Lamballe, „melde dem König, daß ich wieder zu mir gekommen bin, und wache darüber, daß man mich nicht stört: ich habe mit dem Doctor zu sprechen.“

Die Prinzessin gehorchte mit jener passiven Sanftheit, welche der vorherrschende Zug ihres Charakters und sogar ihrer Physiognomie war.

Auf ihren Ellenbogen gestützt, folgte die Königin der Prinzessin mit den Augen; sie wartete, als wollte sie ihr Zeit lassen, sich ihres Auftrags zu entledigen, und als sie sah, daß dieser Auftrag wirklich vollzogen war, und daß sie durch die Wachsamkeit von Frau von Lam-

halle die Freiheit haben sollte, nach Belieben mit dem Doctor zu reden, wandte sie sich auf seine Seite um, heftete ihren Blick auf den seinigen und sagte zu ihm:

„Doctor, sind Sie nicht erstaunt über den Zufall, der Sie mir immer in den physischen und moralischen Krisen meines Lebens gegenüberstellt?“

„Ach! Madame,“ erwiederte Gilbert, „ich weiß nicht, ob ich diesem Zufall danken, oder mich über ihn beklagen soll.“

„Warum, mein Herr?“

„Weil ich tief genug im Herzen lese, um wahrzunehmen, daß ich weder Ihrem Wunsche, noch Ihrem Willen diese ehrenvolle Berührung zu verdanken habe.“

„Ich sagte auch: Zufall ... Sie wissen, daß ich offenherzig bin. Und Sie haben mir gleichwohl bei den letzten Umständen, die uns im Einklange zu handeln veranlaßten, eine wahre Ergebenheit gezeigt; ich werde das nicht vergessen und danke Ihnen dafür.“

Gilbert verbeugte sich.

Die Königin folgte der Bewegung seines Leibes und seines Gesichtes.

„Ich bin auch Physiognomin,“ sagte sie; „wissen Sie, was Sie mir so eben, ohne eine Silbe zu sprechen, geantwortet haben?“

„Madame,“ erwiederte Gilbert, „ich wäre in Verzweiflung, sollte mein Stillschweigen weniger ehrerbietig sein, als meine Worte!“

„Sie antworteten mir: „„Es ist gut, Sie haben mir gedankt, das ist eine abgemachte Sache; gehen wir zu etwas Anderem über!““

„Ich hegte wenigstens den Wunsch, Ihre Majestät möchte meine Ergebenheit auf eine Probe stellen, welche dieser erlaubte, sich auf eine wirksamere Art, als sie es bis jetzt gethan, zu offenbaren; davon mochte eine gewisse verlangende Ungeduld herrühren, welche die Königin

in der That vielleicht in meinem Gesichte wahrgenommen hat."

„Herr Gilbert," sprach die Königin, den Doctor fest anschauend, „Sie sind in der That ein Mann von hohem Werthe, und ich thue Ihnen Abbitte; ich hatte Vorurtheile gegen Sie, diese Vorurtheile bestehen nicht mehr."

„Erlaubt mir Eure Majestät, ihr aus tiefstem Herzen zu danken, nicht für das Compliment, das sie mir gemacht, sondern für die Versicherung, die sie mir zu geben die Gnade gehabt?"

„Doctor," sprach die Königin, als verkette sich das, was sie sagen wollte, auf eine ganz natürliche Weise mit dem, was sie gesagt hatte, „was denken Sie von dem, was so eben vorgefallen ist?"

„Madame, ich bin ein positiver Mann, ein Mann der Wissenschaft; haben Sie die Güte, mich bestimmter zu fragen."

„Ich frage Sie, mein Herr, ob Sie glauben, die Ohnmacht, aus der ich erwache, sei durch eine von jenen Nervenkrisen verursacht worden, denen die armen Weiber durch die Schwäche ihrer Organisation unterworfen sind, oder ob Sie vermuthen, dieser Unfall habe eine ernstere Ursache?"

„Ich antworte Eurer Majestät, daß die Tochter von Maria Theresia, die Frau, die ich so muthig in der Nacht vom fünften auf den sechsten October gesehen, keine gewöhnliche Frau ist, und folglich nicht von einem der Zufälle, welche Macht über die gewöhnlichen Frauen haben, erschüttert werden konnte."

„Sie haben Recht, Doctor; glauben Sie an Ahnungen?"

„Die Wissenschaft verwirft alle diese Phänomene, welche den materiellen Lauf der Dinge über den Haufen werfen würden, und dennoch strafen die Thatsachen zuweilen die Wissenschaft Lügen."

„Ich hätte sagen sollen: Glauben Sie an Prophezeiungen?"

„Ich glaube, daß die höchste Güte, für unser eigenes Glück, unsere Zukunft mit einem undurchdringlichen Schleier bedeckt. Einige Personen, welche von der Natur einen großen mathematischen Scharfsinn erhalten haben, können durch das tiefe Studium der Vergangenheit dazu gelangen, daß sie eine Ecke von diesem Schleier lüften und, wie durch einen Nebel, die zukünftigen Dinge erschauen; doch diese Ausnahmen sind selten, und seitdem die Religion das Verhängniß aufgehoben, seitdem die Philosophie dem Glauben Grenzen gesetzt hat, haben die Propheten drei Viertel von ihrem Zauber verloren. Und gleichwohl ..." fügte Gilbert bei.

„Und gleichwohl?" versetzte die Königin, als sie sah, daß Gilbert nachdenkend inne hielt.

„Und gleichwohl, Madame," fuhr er fort, als machte er eine Anstrengung gegen sich selbst, um Fragen zu berühren, welche seine Vernunft auf das Gebiet des Zweifels verbannte, „und gleichwohl gibt es einen Mann ..."

„Einen Mann?" sagte die Königin, welche mit einem im höchsten Maße gesteigerten Interesse den Worten von Gilbert folgte.

„Es gibt einen Mann, der zuweilen alle Argumente meines Verstandes durch die unverwerflichsten Thatsachen zu Schanden gemacht hat."

„Und dieser Mann ist?"

„Ich wage es nicht, ihn Eurer Majestät zu nennen."

„Dieser Mann ist Ihr Lehrer, nicht wahr, Herr Gilbert? der allmächtige Mann, der unsterbliche Mann, der göttliche Cagliostro!"

„Madame, mein einziger, mein wahrer Lehrer ist die Natur. Cagliostro ist nur mein Retter. Von einer Kugel getroffen, welche meine Brust durchbohrte, verlor ich all mein Blut durch eine Wunde, welche ich, Arzt geworden und nach zwanzigjährigen Studien, für unheil-

bar halte; er aber hat mich mittelst eines Balsams, dessen Zusammensetzung ich nicht kenne, geheilt; davon rührt meine Dankbarkeit, ich möchte beinahe sagen, meine Bewunderung her."

„Und dieser Mann hat Ihnen Prophezeiungen gemacht, welche in Erfüllung gegangen sind?"

„Seltsame, unglaubliche, Madame! dieser Mann geht in der Gegenwart mit einer Sicherheit, welche an seine Kenntniß der Zukunft glauben machen sollte."

„So daß Sie, wenn Ihnen dieser Mann etwas vorhergesagt hätte, an seine Prophezeiung glauben würden?"

„Ich würde wenigstens handeln, als müßte sie sich verwirklichen."

„So daß Sie sich, wenn er Ihnen einen frühzeitigen, gräßlichen, entehrenden Tod geweissagt hätte, auf diesen Tod vorbereiten würden?"

„Ja, Madame," erwiederte Gilbert, die Königin tief anschauend, „nachdem ich indessen alle mögliche Mittel, um ihm zu entkommen, aufgesucht hätte."

„Ihm entkommen? nein, Doctor, nein! Ich sehe wohl, daß ich verurtheilt bin," sprach die Königin; „diese Revolution ist ein Abgrund, der den Thron verschlingen muß; dieses Volk ist ein Löwe, der mich auffressen wird."

„Ah! Madame," erwiederte Gilbert, „der Löwe, der Sie erschreckt, — es hängt von Ihnen ab, ihn sich zu Ihren Füßen wie ein Lamm niederlegen zu sehen."

„Haben Sie ihn nicht in Versailles gesehen?"

„Haben Sie ihn nicht in den Tuilerien gesehen? Das ist das Meer, Madame, das unablässig, bis es ihn entwurzelt, an den Felsen schlägt, der sich seinem Laufe widersetzt, und wie eine Amme die Barke liebkost, die sich ihm anvertraut."

„Doctor, Alles ist längst zwischen diesem Volke und mir zerrissen: es haßt mich, und ich verachte es."

„Weil Sie das Volk nicht kennen und das Volk

Sie nicht kennt! Hören Sie auf, für dasselbe eine Königin zu sein, werden Sie eine Mutter; vergessen Sie, daß Sie die Tochter von Maria Theresia, unserer alten Feindin, die Schwester von Joseph II., unserem falschen Freunde, sind; seien Sie Französin, und Sie werden die Stimmen dieses Volkes sich zu Ihnen erheben hören, um Sie zu segnen, und Sie werden die Arme dieses Volkes sich gegen Sie ausstrecken sehen, um Sie zu streicheln."

Marie Antoinette zuckte die Achseln.

„Ja, ich weiß das ... es segnet gestern, es streichelt heute, und morgen erstickt es diejenigen, welche es gesegnet und gestreichelt hat."

„Weil es fühlt, daß in diesen ein Widerstand gegen seinen Willen, ein Haß ist, der in Opposition gegen seine Liebe."

„Und weiß es selbst, was es liebt oder haßt, dieses Volk, dieses zerstörende Element? zerstörend, wie der Wind, das Wasser und das Feuer, mit den Launen eines Weibes?"

„Weil Sie es vom Ufer aus sehen, Madame, wie derjenige, welcher die Gestade besucht, den Ocean sieht; weil es, ohne scheinbaren Grund vorrückend und sich zurückziehend, zu Ihren Füßen brandet und Sie mit seinen Klagen umhüllt, die Sie für Gebrülle halten; doch nicht so muß man es sehen; man muß es sehen getragen vom Geiste des Herrn, der über den großen Wassern schwebt; man muß es sehen, wie es Gott sieht, in Einheit fortschreitend und Alles brechend, was ein Hinderniß ist, um zu diesem Ziele zu gelangen. Sie sind Königin der Franzosen, Madame, und Sie wissen nicht, was in diesem Augenblick in Frankreich vorgeht. Heben Sie Ihren Schleier auf, Madame, statt ihn niederzulassen, und Sie werden bewundern, statt zu fürchten."

„Was werde ich denn so Schönes, so Herrliches, so Glänzendes sehen?"

„Sie werden die neue Welt mitten unter den Trümmern der alten sich erschließen sehen; Sie werden die Wiege des zukünftigen Frankreichs auf einem Flusse schwimmen sehen, der breiter ist, als der Nil, als das Mittelländische Meer, als der Ocean . . . Gott beschütze dich, o Wiege! Gott behüte dich, o Frankreich!"

Und so wenig enthusiastisch Gilbert war, — er erhob die Arme und die Augen zum Himmel.

Die Königin schaute ihn mit Verwunderung an: sie begriff ihn nicht.

„Und wo wird diese Wiege landen?" fragte die Königin. „Bei der Nationalversammlung, dieser Versammlung von Streitern, Zerstörern, Nivellirern? Soll das alte Frankreich das neue führen? Eine traurige Mutter für ein so schönes Kind, Herr Gilbert!"

„Nein, Madame; wo diese Wiege früher oder später, heute, morgen vielleicht, landen soll, das ist an einem bis zu dieser Stunde unbekannten Lande, welches man das Vaterland nennt. Dort wird sie die kräftige Amme finden, welche die Völker stark macht: die Freiheit."

„Ah! große Worte," sagte die Königin; „ich glaubte, der Mißbrauch habe sie getödtet."

„Nein, Madame, große Dinge!" erwiederte Gilbert. „Sehen Sie Frankreich in dem Augenblick, wo Alles schon eingerissen und nichts wieder aufgebaut ist, wo es keine regelmäßige Municipalitäten, keine Departements hat, wo es keine Gesetze hat, sich aber selbst sein Gesetz macht; sehen Sie es mit festem Auge und sicherem Gange über die über einen Abgrund geworfene schmale Brücke schreiten, die es von einer Welt zur andern führt; sehen Sie diese Brücke, welche so schmal wie die von Mahomet, es geht darüber, ohne zu straucheln . . . Wohin geht es, dieses alte Frankreich? Zur Einheit des Vaterlands. Alles, was es bis jetzt für schwierig, mühevoll, unmöglich gehalten hat, ist ihm nicht nur möglich, sondern sogar leicht geworden. Unsere Provinzen waren ein Bündel

von verschiedenen Vorurtheilen, von entgegengesetzten Interessen, von individuellen Erinnerungen; nichts, glaubte man, würde die Oberhand behalten gegen diese fünfundzwanzig bis dreißig Nationalitäten, welche die allgemeine Nationalität zurückstießen. Werden das alte Toulouse, das alte Languedoc, die alte Bretagne einwilligen, Normandie, Burgund oder Dauphiné zu werden? Nein, Madame, doch Alle werden sich zu Frankreich machen. Warum waren sie so halsstarrig in Betreff ihrer Rechte, ihrer Privilegien, ihrer Gesetzgebung? Weil sie kein Vaterland hatten! Ich habe Ihnen aber gesagt, Madame, das Vaterland ist denselben erschienen, noch sehr fern in der Zukunft vielleicht; doch sie haben es gesehen, sie haben sie gesehen, diese Patria, eine unsterbliche, fruchtbare Mutter, welche sie, die vereinzelten, verlorenen Kinder, zu sich in ihre Arme ruft; diejenige, welche sie zu sich ruft, ist die gemeinschaftliche Mutter; sie hatten die Demuth, sich für Languedocker, Provençalen, Bretannier, Normannen, Burgunder. Dauphinois zu halten; nein, sie täuschten sich Alle: sie waren Franzosen!"

„Aber wenn man Sie hört," sagte die Königin mit einem spöttischen Ausdruck, „sollte man glauben, Frankreich, das alte Frankreich, diese älteste Tochter der Kirche, wie es die Päpste seit dem 9. Jahrhundert nennen, bestehe erst seit gestern?"

„Und das ist gerade das Wunder, Madame, daß es ein Frankreich gab und daß es heute Franzosen gibt; nicht nur Franzosen, sondern sogar Brüder; Brüder, welche sich alle bei der Hand halten. Ei! mein Gott, Madame, die Menschen sind weniger schlimm, als man sagt; sie streben darnach, sich zu socialisiren; um sie zu entzweien, um sie zu verhindern, sich einander zu nähern, brauchte es eine ganze Welt von naturwidrigen Erfindungen: innere Zollstätten, Abgaben aller Art, Barrièren auf den Straßen, Fähren auf den Flüssen, Verschiedenheiten der Gesetze, der

Verordnungen, des Maaßes, des Gewichts, Rivalitäten von den Provinzen, vom Lande, von den Städten, von den Dörfern. An einem schönen Tag kommt ein Erdbeben, stürzt alle diese alten Mauern um und zerstört alle diese Hindernisse. Da schauen sich die Menschen an im Angesichte des Himmels, bei dem sanften, guten Sonnenlichte, das nicht nur die Erde, sondern auch die Herzen befruchtet; die Brüderschaft wächst empor wie ein frommes Saatfeld, und erstaunt über den Haß, der sie so lange angetrieben hat, rücken die Feinde nicht gegen einander, sondern zu einander vor, — nicht mit bewaffneten, sondern mit offenen Armen; — nichts Officielles, nichts Befohlenes! Unter dieser steigenden Fluth verschwinden Flüsse und Berge, die Geographie ist getödtet, die Accente sind verschieden, doch die Sprache ist dieselbe, und die Universalhymne, welche dreißig Millionen Franzosen singen, besteht aus den paar Worten:

„Gelobt sei Gott, der uns ein Vaterland gemacht!"

„Nun, worauf zielen Sie ab, Doctor? Glauben Sie mich durch den Anblick dieses Universalbundes von dreißig Millionen Rebellen gegen ihre Königin und ihren König zu beruhigen?'

„Ei! Madame, enttäuschen Sie sich!" rief Gilbert; „nicht das Volk ist rebellisch gegen seine Königin und seinen König, der König und die Königin sind rebellisch gegen ihr Volk; sie sprechen fortwährend die Sprache der Privilegien und des Königthums, während man um sie her die Sprache der Brüderlichkeit und der Hingebung spricht! Werfen Sie die Blicke auf eines von den improvisirten Festen, Madame, und Sie werden beinahe immer mitten auf einer weiten Ebene oder auf dem Gipfel eines Berges einen Altar sehen, einen Altar so rein wie der von Abel, und auf diesem Altar ein kleines Kind, das

Alle adoptiren, und das ausgestattet mit den Wünschen, den Gaben, den Thränen Aller das Kind Aller wird. Nun, Madame, Frankreich, das gestern geborene Frankreich, von dem ich spreche, ist das Kind auf dem Altar; nur sind es nicht mehr die Städte und die Dörfer, die sich um diesen Altar gruppiren, es sind die Völker, es sind die Nationen. Frankreich ist der Christus, der in einer Krippe unter Niedrigen für das Heil der Welt geboren worden, und die Völker freuen sich über seine Geburt, bis die Könige die Kniee vor ihm beugen und ihm ihren Tribut bringen. Italien, Polen, Irland, Spanien schauen dieses Kind an, das ihre Zukunft in sich trägt, und, die Augen in Thränen, strecken sie die Hände aus und rufen: „„Frankreich! Frankreich! wir sind frei in dir!““ Madame, Madame!“ fügte Gilbert bei, „es ist noch Zeit, nehmen Sie das Kind vom Altar und werden Sie seine Mutter!“

„Doctor,“ erwiederte die Königin, „Sie vergessen, daß ich noch andere Kinder habe, die Kinder meines Leibes, und daß ich, wenn ich thue, was sie sagen, sie um eines fremden Kindes willen enterbe.“

„Wenn es so ist, Madame,“ sprach Gilbert mit einer tiefen Traurigkeit, „hüllen Sie diese Kinder in Ihren königlichen Mantel, in den Kriegsmantel von Maria Theresia, und tragen Sie sie mit sich aus Frankreich hinaus, denn Sie haben wahr gesprochen, das Volk wird Sie verschlingen und Ihre Kinder mit Ihnen. Nur ist keine Zeit zu verlieren: eilen Sie, Madame, eilen Sie!“

„Und Sie werden sich dieser Abreise nicht widersetzen, mein Herr?“

„Weit entfernt. Nun, da ich Ihre wahren Intentionen kenne, werde ich Ihnen beistehen, Madame.“

„Oh! das kommt vortrefflich,“ sagte die Königin, „denn es ist ein Edelmann bereit, zu handeln, sich aufzuopfern, zu sterben!“

„Ah! Madame," versetzte Gilbert erschrocken, „sprechen Sie nicht von Herrn von Favras?"

„Wer hat Ihnen seinen Namen genannt? wer hat Ihnen seinen Plan enthüllt?"

„Oh! Madame, sehen Sie wohl zu! diesen verfolgt auch eine unglückliche Wahrsagung?"

„Auch wieder von demselben Propheten?"

„Immer, Madame!"

„Und welches Schicksal harrt des Marquis nach der Meinung des Propheten?"

„Ein frühzeitiger, gräßlicher, entehrender Tod, wie der, von welchem Sie vorhin sprachen."

„Dann sagten Sie die Wahrheit; es ist keine Zeit zu verlieren, um diesen Propheten Lügen zu strafen."

„Sie wollen Herrn von Favras erklären, daß Sie seinen Beistand annehmen?"

„Man ist zu dieser Stunde bei ihm, Herr Gilbert, und ich erwarte seine Antwort."

In diesem Augenblick und als Gilbert, selbst erschrocken über die Umstände, in die er sich verwickelt sah, mit seiner Hand über seine Stirne strich, um Licht dahin zu ziehen, trat Frau von Lamballe ein und sagte der Königin leise ein paar Worte in's Ohr.

„Er trete ein!" rief die Königin, „der Doctor weiß Alles. Doctor," fuhr sie fort, „es ist Herr Isidor von Charny, der mir die Antwort des Marquis von Favras bringt. Morgen wird die Königin Paris verlassen haben, übermorgen werden wir außerhalb Frankreich sein. Kommen Sie, Baron, kommen Sie . . . Großer Gott! was haben Sie? und warum sind Sie so bleich?"

„Die Frau Prinzessin von Lamballe hat mir gesagt; ich könne vor dem Doctor Gilbert reden?" fragte Isidor.

„Und sie hat wahr gesprochen; ja, ja, reden Sie, Sie haben den Marquis von Favras gesehen? . . . Der Marquis ist bereit? . . . wir nehmen sein Anerbieten an, wir werden Paris verlassen, Frankreich verlassen! . . ."

„Der Marquis von Favras ist vor einer Stunde in der Rue Beaurepaire verhaftet und nach dem Chatelet geführt worden," antwortete Isidor.

Der Blick der Königin begegnete, leuchtend, verzweiflungsvoll, von Zorn entbrannt, dem von Gilbert.

Die ganze Stärke von Marie Antoinette schien sich jedoch in diesem Blitze erschöpft zu haben.

Gilbert trat auf sie zu und sprach mit einem Ausdrucke tiefen Mitleids:

„Madame, kann ich Ihnen zu etwas nützen, so verfügen Sie über mich; meinen Verstand, meine Ergebenheit, mein Leben, Alles lege ich zu Ihren Füßen."

Die Königin schlug die Augen zu Gilbert auf und sagte langsam, im Tone tiefer Resignation:

„Herr Gilbert, Sie, der Sie so gelehrt sind und heute Morgen dem Versuche beigewohnt haben, sind Sie der Ansicht, daß der Tod, den diese abscheuliche Maschine gibt, so sanft ist, als es ihr Erfinder behauptet?"

Gilbert seufzte und bedeckte seine Augen mit seinen Händen.

. . . .

In diesem Augenblick verlangte Monsieur, der Alles wußte, was er wissen wollte, denn das Gerücht von der Verhaftung des Marquis von Favras hatte sich in ein paar Secunden im ganzen Palaste verbreitet, in aller Hast seinen Wagen und entfernte sich, ohne sich um die Gesundheit der Königin zu bekümmern, und beinahe ohne Abschied zu nehmen. Ludwig XVI. aber versperrte ihm den Weg.

„Mein Bruder," sagte er, „ich denke, Sie haben keine so große Eile, nach dem Luxembourg zurückzukehren, daß Ihnen nicht Zeit bliebe, mir einen Rath zu ertheilen. Was soll ich nach Ihrer Ansicht thun?"

„Sie wollen mich fragen, was ich an Ihrer Stelle thun würde?"

„Ja."

„Ich würde Herrn von Favras preisgeben und der Constitution Treue schwören."

„Wie soll ich einer Constitution, die nicht vollendet ist, Treue schwören?"

„Ein Grund mehr," erwiederte Monsieur mit dem falschen, schielenden Blicke, der aus den tiefsten Krümmungen seines Herzens kam, „ein Grund mehr, daß Sie sich nicht verpflichtet glauben, Ihren Eid zu halten."

XXXVIII.

Monsieur verleugnet Herrn von Favras, und der König beschwört die Constitution.

Am Tage nach der Verhaftung von Herrn von Favras ging folgendes seltsame Rundschreiben durch die ganze Stadt:

„Der Marquis von Favras (Place Royale) ist mit seiner Frau Gemahlin in der Nacht vom 24. auf den 25. verhaftet worden, wegen eines von ihm gehegten Planes, zwanzigtausend Mann auf die Beine zu bringen, um Herrn von Lafayette, sowie den Maire von Paris zu ermorden und uns sodann die Lebensmittel abzuschneiden.

„**Monsieur**, der Bruder des Königs, stand an der Spitze.

„Unterzeichnet: **Barauz.**"

Man begreift, welch eine sonderbare Revolution in dem so leicht erregbaren Paris von 1790 ein solches Rundschreiben zur Folge hatte.

Ein angezündetes Lauffeuer hätte keine raschere Flamme hervorgebracht, als die war, welche überall aufschlug, wo das Papier durchging.

Alsbald war es in allen Händen, und nach zwei Stunden wußte es Jeder auswendig.

Am 26. Abends, als die Mandatare der Gemeinde auf dem Stadthause im Rathe versammelt waren und den vom Nachforschungsausschusse gefaßten Beschluß lasen, meldete plötzlich der Huissier, Monsieur verlange eingeführt zu werden.

„Monsieur!" wiederholte der gute Bailly, der bei der Versammlung präsidirte: „welcher Monsieur?"

„Monsieur, der Bruder des Königs," erwiederte der Huissier.

Bei diesen Worten schauten die Mitglieder des Gemeinderaths einander an. Der Name von Monsieur war seit dem Morgen des vorhergehenden Tags in Aller Munde.

Während sie sich aber anschauten, standen sie auf.

Bailly ließ einen fragenden Blick umherlaufen, und da ihm die stummen Antworten, die er in den Augen seiner Collegen las, einstimmig zu sein schienen, so sagte er:

„Melden Sie Monsieur, wir seien, obgleich erstaunt über die Ehre, die er uns erweist, bereit, ihn zu empfangen."

Nach einigen Secunden wurde Monsieur eingeführt.

Er kam allein; sein Gesicht war bleich und sein gewöhnlich unsicherer Gang an diesem Abend noch schwankender als sonst.

Zum Glück für den Prinzen blieb, da jedes Mitglied des Gemeinderaths Lichter bei sich auf dem unge-

heuren hufeisenförmigen Tische hatte, an dem jedes arbeitete, die Mitte dieses Hufeisens in einer relativen Dunkelheit.

Dieser Umstand entging Monsieur nicht, und er schien sich zu beruhigen.

Er schaute schüchtern in der zahlreichen Versammlung umher, in welcher er wenigstens den Respect in Ermangelung der Sympathie fand; und sagte mit einer Anfangs zitternden, stufenweise aber sich befestigenden Stimme:

„Meine Herren, das Verlangen, eine grausame Verleumdung zurückzuweisen, führt mich in Ihre Mitte. Herr von Favras ist vorgestern auf Befehl Ihres Nachforschungsausschusses verhaftet worden, und man verbreitet heute absichtlich das Gerücht, ich stehe in enger Verbindung mit ihm.“

Ein Lächeln schwebte über die Lippen der Zuhörer und vielseitiges Geflüster empfing diesen ersten Theil der Rede von Monsieur.

Er fuhr fort:

„Als Bürger von Paris glaubte ich Sie selbst von den einzigen Beziehungen, unter denen ich Herrn von Favras kenne, unterrichten zu müssen.“

Die Aufmerksamkeit der Herren Mitglieder des Gemeinderathes verdoppelte sich, wie man leicht erräth; man war begierig, aus dem Munde von Monsieur selbst die Beziehungen Seiner Königlichen Hoheit zu Herrn von Favras zu erfahren, entschlossen jedoch, davon zu glauben, was man wollte.

Seine Königliche Hoheit sprach weiter:

„Im Jahre 1772 ist Herr von Favras bei meinen Schweizer-Garden eingetreten. 1775 ist er wieder ausgetreten, und ich habe ihn seitdem nicht mehr gesprochen.“

Ein Gemurmel der Ungläubigkeit durchzog das Auditorium; doch ein Blick von Herrn Bailly unterdrückte

dieses Gemurmel, und Monsieur konnte im Zweifel bleiben, ob es ein billigendes oder ein mißbilligendes war.

Monsieur fuhr fort:

„Seit mehreren Monaten des Genusses meiner Einkünfte beraubt, in Besorgniß wegen bedeutender Zahlungen, die ich im Monat Januar zu machen habe, wünschte ich meinen Verbindlichkeiten nachkommen zu können, ohne dem öffentlichen Schatze zur Last zu sein. Ich beschloß dem zu Folge ein Anlehen zu machen; Herr von Favras wurde mir vor vierzehn Tagen von Herrn de la Châtre als derjenige bezeichnet, welcher dieses Anlehen bei einem genuesischen Banquier effectuiren könne. Ich unterschrieb eine Obligation von zwei Millionen, welche Summe ich nöthig hatte, um mich meiner Verbindlichkeiten am Anfange des Jahres zu entledigen und meinen Haushalt zu bezahlen. Da diese Angelegenheit rein finanziell war, so betraute ich mit der Ausführung meinen Intendanten. Ich habe Herrn von Favras nicht gesehen, ich habe ihm nicht geschrieben, ich habe keine Gemeinschaft mit ihm gehabt: was er außerdem gethan hat, ist mir völlig unbekannt *)."

Ein Hohngelächter, das aus den Reihen des Publikums kam, bewies, daß nicht Jedermann geneigt war, so auf das Wort dieser seltsamen Behauptung des Prinzen zu glauben, der, ohne ihn zu sehen, Wechsel im Betrage von zwei Millionen einem Vermittler anvertraut haben wollte, besonders wenn dieser Vermittler einer von seinen ehemaligen Gardeofficieren war.

Monsieur erröthete, und da es ihn ohne Zweifel drängte, der falschen Stellung, in die er sich begeben, ein Ende zu machen, so fuhr er rasch fort:

„Ich habe indessen erfahren, meine Herren, man

---

*) Wir wiederholen, ohne eine Silbe daran zu ändern, die eigenen Worte des Prinzen.

theile verschwenderisch in der Hauptstadt ein Papier folgenden Inhalts aus . . ."

Und Monsieur las, was sehr überflüssig war, da es Jedermann in der Hand oder im Gedächtniß hatte, — das vorhin von uns angeführte Bulletin.

Bei den Worten: „Monsieur, der Bruder des Königs, stand an der Spitze," verbeugten sich alle Mitglieder des Gemeinderathes.

Wollten sie damit sagen, sie seien der Meinung des Bulletin? wollten sie einfach sagen, die Bezüchtigung sei ihnen wohlbekannt?

Monsieur sprach:

„Sie erwarten ohne Zweifel nicht von mir, daß ich mich herablasse, mich über ein so gemeines Verbrechen zu rechtfertigen; doch in einer Zeit, in der die albernsten Verleumdungen leicht die besten Bürger mit den Feinden der Revolution zu vermengen im Stande sind, glaube ich es dem König, Ihnen, meine Herren, und mir selbst schuldig zu sein, in alle die Einzelheiten, die Sie gehört haben, einzugehen, damit die öffentliche Meinung nicht einen Augenblick ungewiß bleiben könne. Seit dem Tage, wo ich mich in der zweiten Notabelnversammlung über die Fundamentalfrage, welche die Geister noch theilte, erklärte, habe ich nicht aufgehört, zu glauben, eine große Revolution sei in Bereitschaft; der König müsse durch seine Absichten, seine Tugenden und seinen erhabenen Rang das Haupt derselben bilden, weil sie nicht ersprießlich für die Nation sein könne, ohne es gleichmäßig für den Monarchen zu sein; das königliche Ansehen müsse endlich das Bollwerk der nationalen Freiheit und die nationale Freiheit die Basis der königlichen Gewalt sein."

Obgleich der Sinn der Phrase nicht ganz klar war, machte doch die Gewohnheit, die man damals hatte, gewissen Combinationen von Worten Beifall zu klatschen, daß man auch diese beklatschte.

Hiedurch ermuthigt, erhob Monsieur die Stimme und fügte bei, indem er sich mit etwas mehr Sicherheit an die Mitglieder der Versammlung wandte:

„Man führe eine einzige von meinen Handlungen, eine einzige von meinen Reden an, welche gezeigt hätte, es haben, in was für Verhältnisse ich auch gestellt sein mochte, das Glück des Königs, das des Volks aufgehört, der einzige Gegenstand meiner Gedanken und Wünsche zu sein; ich darf darauf Anspruch machen, daß man mir glaubt, denn nie habe ich Gefühle und Grundsätze geändert uud nie werde ich sie ändern.“

Obgleich Romanendichter, mußten wir, die unlautere Rede Seiner Königlichen Hoheit in ihrem ganzen Umfange wiederholend, für den Augenblick in die Geschichte eingreifen. Es erscheint als gut, daß selbst die Leser von Romanen wissen, wie mit fünfunddreißig Jahren der Prinz war, der mit sechzig den Franzosen die mit ihrem Art. 14 ausgestattete Charte octroiren sollte.

Da wir aber nicht ungerechter gegen Bailly als gegen Seine Königliche Hohheit sein wollen, so werden wir die Antwort des Maire von Paris geben, wie wir die Rede von Monsieur gegeben haben.

Bailly antwortete:

„Es gewährt den Repräsentanten der Gemeinde von Paris ein großes Vergnügen, in ihrer Mitte den Bruder eines geliebten Königs, eines die Freiheit der Franzosen wiederherstellenden Königs zu sehen. Erhabene Brüder, sind Sie durch dieselbe Gesinnung verbunden. Monsieur hat sich als erster Bürger des Königreichs gezeigt, indem er für den dritten Stand in der zweiten Notabelnversammlung stimmte; er ist beinahe der Einzige von dieser Meinung mit einer sehr kleinen Anzahl von Volksfreunden gewesen, und er hat die Würde der Vernunft allen seinen übrigen Ansprüchen auf die Achtung der Nation beigefügt. Monsieur ist also der erste Urhe-

der der bürgerlichen Gleichheit; er gibt heute ein neues Beispiel hievon dadurch, daß er hierher kommt und sich unter die Repräsentanten der Gemeinde mischt, wo er, wie es scheint, nur durch seine patriotischen Gefühle geschätzt werden will. Seine Gesinnung ist in den Erklärungen bezeichnet, welche Monsieur der Versammlung zu geben die Gewogenheit hat. Der Prinz kommt der öffentlichen Meinung entgegen; der Bürger bestimmt den Werth der Meinung seiner Mitbürger, und ich biete Monsieur im Namen der Versammlung den Tribut der Ehrfurcht und der Dankbarkeit, den sie seiner Gesinnung, der Ehre seiner Gegenwart und besonders dem Werthe schuldig ist, welchen sie auf die Schätzung der freien Männer legt."

Hierauf erwiederte Monsieur, der wohl begriff, es werde trotz des großen Lobes, das Bailly seinem Benehmen spendete, dieses Benehmen verschiedenartig geschätzt werden, — mit jener väterlichen Miene, die er sich unter den Umständen, wo sie ihm nützlich sein konnte, so gut zu geben wußte:

„Meine Herren, die Pflicht, die ich so eben erfüllt habe, ist peinlich für ein tugendhaftes Herz gewesen; doch ich bin reichlich entschädigt durch die Gefühle, welche die Versammlung gegen mich ausgedrückt hat, und mein Mund soll sich nur noch aufthun, um Gnade für diejenigen zu erbitten, welche mich beleidigt haben."

Man sieht, Monsieur machte sich nicht verbindlich und machte auch die Versammlung nicht verbindlich. Für wen verlangte er Gnade? Nicht für Herrn von Favras, denn Niemand wußte, ob Herr von Favras schuldig war, und überdies hatte Favras Monsieur nicht beleidigt.

Nein, Monsieur verlangte ganz einfach Gnade für den anonymen Verfasser des Rundschreibens, das ihn anschuldigte, doch der Verfasser brauchte keine Gnade, weil er unbekannt war.

Die Geschichtschreiber gehen so oft, ohne sie aufzunehmen, an Schändlichkeiten von Prinzen vorüber, daß es die Aufgabe von uns Romandichtern ist, in diesem Falle ihre Pflicht zu erfüllen, auf die Gefahr, während eines Kapitels den Roman so langweilig werden zu sehen, als es die Geschichte ist.

Es versteht sich von selbst, daß man, wenn wir von blinden Geschichtschreibern und langweiligen Geschichten reden, weiß, von welchen Geschichtschreibern und von welchen Geschichten wir sprechen.

Monsieur hatte also für seine Rechnung einen Theil des Rathes, den er Ludwig XVI. gegeben, zur Anwendung gebracht.

Er hatte Herrn von Favras verleugnet, und aus dem Lobe, das ihm der tugendhafte Bailly zuerkannt, ersieht man, daß die Sache von einem vollen Succeſſe begleitet war.

Dies ohne Zweifel erwägend, entschloß sich Ludwig XVI. seinerseits, der Constitution Treue zu schwören.

Eines Morgens meldete also der Huissier dem Präsidenten der Nationalversammlung, der an diesem Tage Herr Bureaux von Puzy war, — wie der Huissier des Gemeinderathes dem Maire in Beziehung auf Monsieur gemeldet hatte, — der König mit ein paar Ministern und drei oder vier Officieren klopfe an die Thüre der Reitschule, wie Monsieur an die Thüre des Stadthauses geklopft hatte.

Die Volksrepräsentanten schauten einander erstaunt an. Was konnte ihnen der König zu sagen haben, er, der seit langer Zeit getrennt von ihnen ging?

Man ließ Ludwig XVI. einführen, und der Präsident trat ihm seinen Stuhl ab.

Auf's Gerathewohl brach der ganze Saal in Acclamationen aus. Abgesehen von Pétion, Camille Desmoulins und Marat war noch ganz Frankreich royalistisch oder glaubte es zu sein.

Der König hatte das Bedürfniß gefühlt, die Nationalversammlung wegen ihrer Arbeiten zu beglückwünschen; er hatte die schöne Eintheilung Frankreichs in Departements zu loben, was er aber besonders auszudrücken nicht länger verschieben wollte, denn dieses Gefühl erstickte ihn, das war seine glühende Liebe für die Constitution.

Der Anfang der Rede, — vergessen wir nicht, daß, schwarz oder blau, royalistisch oder constitutionell, Aristokrat oder Patriot, nicht ein Repräsentant nicht wußte, worauf der König abzielte, — der Anfang der Rede verursachte einige Besorgnisse, die Mitte machte die Geister zur Erkenntlichkeit geneigt, doch das Ende, — oh! das Ende! — das Ende steigerte die Gefühle bis zum Enthusiasmus!

Der König konnte nicht dem Verlangen widerstehen, seine Liebe für die kleine Constitution von 1791 auszusprechen, welche noch nicht geboren, — wie würde es erst sein, wenn sie völlig an das Tageslicht getreten wäre?

Dann würde der König nicht Liebe für sie haben, sondern Fanatismus.

Wir führen die Rede des Königs nicht an; Teufel! sie umfaßt sechs Seiten! es ist genug, daß wir die von Monsieur citirt haben, welche nur eine Seite stark war und uns dennoch furchtbar lang vorkam.

So viel ist gewiß, daß Ludwig XVI. der Nationalversammlung nicht zu weitschweifig schien; sie weinte vor Rührung, während sie ihn anhörte.

Wenn wir sagen, sie weinte, so ist dies keine Metapher. Barnave weinte, Lameth weinte, Duport weinte, Mirabeau weinte, Barrère weinte; es war eine wahre Sündfluth.

Die Nationalversammlung verlor darüber den Kopf. Sie erhob sich in Gesammtheit; das Volk auf den Tribünen stand auf. Jeder streckte die Hand aus und leistete

den Eid der Treue der Constitution, welche noch nicht bestand.

Der König ging ab; doch der König und die Nationalversammlung konnten sich nicht so trennen: diese geht hinter ihm hinaus, sie stürzt ihm nach, sie bildet sein Gefolge, sie kommt in die Tuilerien, die Königin empfängt sie.

Die Königin! sie ist keine Enthusiastin, diese harte Tochter von Maria Theresia; sie weint nicht, diese würdige Schwester von Leopold; sie reicht den Abgeordneten der Nation ihren Sohn dar.

„Meine Herren," spricht sie, „ich theile ganz die Gesinnung des Königs; ich schließe mich mit Herz und Seele dem Schritte an, den ihm seine zärtliche Liebe für sein Volk dictirt hat. Hier ist mein Sohn, ich werde nichts versäumen, um ihn frühzeitig die Tugenden des Besten der Väter annehmen, die öffentliche Freiheit achten und die Gesetze, deren festeste Stütze er, wie ich hoffe, sein wird, aufrecht erhalten zu lehren."

Es bedurfte eines wirklichen Enthusiasmus, daß ihn eine solche Rede nicht abkühlte; der der Nationalversammlung war noch glühend. Man machte den Vorschlag, auf der Stelle den Eid zu leisten; man faßte ihn sogleich ab; der Präsident ließ zuerst von Allen folgende Worte vernehmen:

„Ich schwöre, treu zu sein der Nation, dem Gesetze und dem König, und mit meiner ganzen Macht die von der Nationalversammlung beschlossene und vom König angenommene Constitution aufrecht zu erhalten."

Und alle Mitglieder der Versammlung, ein einziges ausgenommen, erhoben die Hand, und Jeder wiederholte: „Ich schwöre!"

Die zehn Tage, welche auf diesen glücklichen Schritt folgten, der der Nationalversammlung Freude, Paris die Ruhe, Frankreich den Frieden gegeben hatte, vergingen in Festen, Bällen, Beleuchtungen. Man hörte von allen

Seiten nur Eide leisten; man schwor überall: man schwor auf der Grève, im Stadthause, in den Straßen, auf den öffentlichen Plätzen; man errichtete dem Vaterlande Altäre; man führte die Schüler dahin, und die Schüler schworen, als ob sie schon Männer wären, und als ob sie wüßten, was ein Eid ist.

Die Nationalversammlung befahl ein Te Deum, dem sie in Masse beiwohnte.

Nur ging der König nicht in Notre-Dame und schwor folglich nicht.

Man bemerkte seine Abwesenheit; doch man war so freudig, man war so vertrauensvoll, daß man sich mit dem ersten Vorwande begnügte, welchen für sein Nichterscheinen anzugeben ihm beliebte.

„Warum sind Sie nicht beim Te Deum gewesen? warum haben Sie nicht wie die Andern auf den Altar geschworen?“ fragte ironisch die Königin.

„Weil ich wohl lügen will, Madame, aber keinen Meineid schwören,“ erwiederte Ludwig XVI.

Die Königin athmete.

Bis dahin hatte sie wie Jedermann an die Treue des Königs geglaubt.

XXXIX.

Ein Edelmann.

Dieser Besuch des Königs in der Nationalversammlung fand am 4. Februar 1790 statt.

Zwölf Tage später, in der Nacht vom 17. auf den

18. desselben Monats, erschien in Abwesenheit des Gouverneur vom Chatelet, der an demselben Tage einen Urlaub nachgesucht und erhalten hatte, um sich nach Soissons zu seiner sterbenden Mutter zu begeben, ein Mann an der Thüre des Gefängnisses als Ueberbringer eines vom Polizeilieutenant unterzeichneten Befehls, welcher Befehl den Erscheinenden ermächtigte, ohne Zeugen sich mit Herrn von Favras zu unterreden.

Ob der Befehl ächt oder gefälscht war, vermöchten wir nicht zu sagen; in jedem Falle aber erkannte ihn der Untergouverneur, den man aufweckte, um ihm das Papier vorzulegen, als gut, da er sogleich den Ueberbringer des Schreibens in den Kerker von Herrn von Favras einzuführen gebot.

Wonach er, sich auf die gute Hut seiner Schließer im Innern und seiner Schildwachen außen verlassend, wieder zu Bette ging, um seine auf eine so unangenehme Weise gestörte Nachtruhe zu beendigen.

Unter dem Vorwande, er habe, als er den Befehl aus seiner Brieftasche gezogen, ein wichtiges Papier fallen lassen, nahm der Unbekannte die Lampe und suchte auf dem Boden, bis er den Herrn Untergouverneur des Chatelet hatte in sein Zimmer zurückkehren sehen. Dann erklärte er, er habe das Papier auf seinem Nachttische liegen lassen, sollte man es jedoch finden, so bitte er, ihm dasselbe im Augenblicke seines Abganges zu geben.

Er reichte sodann die Lampe dem Schließer, der bei ihm wartete, und forderte diesen auf, ihn in den Kerker von Herrn von Favras zu führen.

Der Schließer öffnete eine Thüre, ließ den Unbekannten vorangehen, folgte ihm und schloß dann wieder die Thüre.

Er schien den Unbekannten mit Neugierde anzuschauen, als erwartete er jeden Augenblick, dieser werde ihn in Betreff einer wichtigen Mittheilung anreden.

Man stieg zwölf Stufen hinab und gelangte in einen unterirdischen Gang.

Dann kam eine zweite Thüre, welche der Schließer wie die erste öffnete und schloß.

Der Unbekannte und sein Führer befanden sich nun auf einer Art von Ruheplatz und hatten vor sich ein zweites Stockwerk von Stufen zum Hinabsteigen. Der Unbekannte blieb stehen, versenkte seinen Blick in die Tiefe des düstern Ganges, und als er sich wohl versichert hatte, die Finsterniß sei eben so einsam als stumm, fragte er:

„Sie sind der Schließer Louis?"

„Ja," antwortete der Gefangenwärter.

„Bruder der amerikanischen Loge?"

„Ja."

„Sie sind vor acht Tagen durch eine geheimnißvolle Hand hieher gestellt worden, um ein unbekanntes Werk zu vollbringen?"

„Ja."

„Sie sind bereit, dieses Werk zu vollbringen?"

„Ich bin bereit."

„Sie sollen Befehle von einem Manne erhalten?"

„Ja, vom Messias."

„Woran sollen Sie diesen Mann erkennen?"

„An drei auf ein Bruststück gestickten Buchstaben."

„Ich bin der Mann, und hier sind die Buchstaben."

Bei diesen Worten machte der Unbekannte sein Spitzenjabot auf und zeigte auf seiner Brust gestickt die drei Buchstaben, deren Einfluß zu bemerken wir im Verlaufe dieser Geschichte öfter Gelegenheit gehabt haben: L. P. D.*).

„Meister," sprach der Gefangenwärter, indem er sich verbeugte, „ich bin zu Ihren Befehlen."

---

*) Besonders im Kapitel II. der ersten Abtheilung der Denkwürdigkeiten eines Arztes: Joseph Balsamo.

„Gut. Oeffnen Sie mir den Kerker von Herrn von Favras und halten Sie sich bereit, zu gehorchen."

Der Gefangenwärter verbeugte sich, ohne zu antworten, ging voran, um zu leuchten, blieb dann vor einer niedrigen Thüre stehen und murmelte:

„Es ist hier."

Der Unbekannte nickte mit dem Kopfe; der in das Schloß gesteckte Schlüssel knirschte zweimal, und die Thüre öffnete sich.

Während man dem Gefangenen gegenüber die strengsten Vorsichtsmaßregeln genommen und ihn in einen zwanzig Fuß unter dem Boden vergrabenen Kerker gebracht hatte, hatte man doch zugleich auch einige Rücksicht für seinen Stand gehabt. Er besaß ein reinliches Bett und weiße Tücher. Bei dem Bette stand ein Tisch, worauf mehrere Bücher, Tinte, Feder und Papier, ohne Zweifel, um eine Vertheidigungsschrift vorzubereiten.

Eine ausgelöschte Lampe überragte das Ganze.

In einer Ecke glänzte auf einem zweiten Tische Toilettegeräthe, das man aus einem eleganten Necessaire mit dem Wappen des Marquis genommen hatte; an die Wand war ein kleiner, aus demselben Necessaire herstammender Spiegel angelehnt.

Herr von Favras schlief so tief, daß die Thüre geöffnet wurde, daß der Unbekannte sich ihm näherte, daß der Gefangenwärter eine zweite Lampe zu der ersten stellte, ohne daß ihn das Geräusch und die Bewegung seinem Schlafe zu entziehen vermochten.

Der Unbekannte betrachtete einen Augenblick diesen Entschlummerten mit einem Gefühle tiefer Schwermuth; dann, als hätte er sich erinnert, die Zeit sei kostbar, legte er ihm die Hand auf die Schulter, so sehr er es auch zu bereuen schien, daß er diese gute Ruhe stören mußte.

Der Gefangene bebte, wandte sich rasch um und riß die Augen weit auf, wie es diejenigen zu thun pflegen,

welche mit der Erwartung, sie werden durch eine schlimme Nachricht geweckt werden, eingeschlafen sind.

„Beruhigen Sie sich, Herr von Favras," sprach der Unbekannte, „es ist ein Freund."

Herr von Favras schaute einen Augenblick den nächtlichen Besuch mit einer Miene des Zweifels an, welche sein Erstaunen darüber ausdrückte, daß ein Freund achtzehn bis zwanzig Stufen unter dem Boden zu ihm kam.

Dann raffte er plötzlich seine Erinnerungen zusammen und sagte:

„Ah! ah! der Herr Baron Zannone."

„Ich selbst, lieber Marquis."

Favras blickte lächelnd umher, zeigte dem Baron mit dem Finger einen von allen Büchern und allen Kleidungsstücken freien Schämel und sprach:

„Haben Sie die Güte, sich zu setzen."

„Mein lieber Marquis," sagte der Baron, „ich komme, um Ihnen etwas vorzuschlagen, was keine lange Erörterung zuläßt . . . und dann haben wir auch keine Zeit zu verlieren."

„Was wollen Sie mir vorschlagen? . . . Ich hoffe, kein Anlehen?"

„Warum?"

„Weil mir die Garantien, die ich Ihnen zu geben hätte, ziemlich unsicher zu sein scheinen."

„Das könnte kein Grund bei mir sein, Marquis, und ich wäre im Gegentheil ganz bereit, Ihnen eine Million anzubieten."

„Mir?" versetzte Favras lächelnd.

„Ja, Ihnen. Da es aber unter Bedingungen geschähe, die Sie nicht annehmen würden, so werde ich Ihnen nicht einmal dieses Anerbieten machen."

„Dann kommen Sie zur Sache, Baron, da Sie mir sagten, Sie haben Eile."

„Sie wissen, daß man Sie morgen richtet, Marquis?"

„Ja, ich habe so etwas sagen hören," erwiederte Favras.

„Sie wissen, daß die Richter, vor denen Sie erscheinen, dieselben sind, welche Augeard und Besenval freigesprochen haben?"

„Ja."

„Sie wissen, daß der Eine und der Andere nur durch die allmächtige Vermittelung des Hofes freigesprochen worden sind?"

„Ja," antwortete zum dritten Male Favras, ohne daß seine Stimme die geringste Veränderung in seinen drei Antworten erlitten hatte.

„Sie hoffen ohne Zweifel, der Hof werde für Sie thun, was er für Ihre Vorgänger gethan hat?"

„Diejenigen, mit welchen ich in einer Beziehung für das Unternehmen, das mich hieher gebracht, zu sein die Ehre gehabt habe, wissen, was sie in Betreff meiner thun sollen, Herr Baron; was sie thun, wird wohlgethan sein."

„Sie haben in dieser Hinsicht schon ihren Entschluß gefaßt, Herr Marquis, und ich kann Sie von dem, was sie gethan, unterrichten."

Favras bezeigte keine Neugierde, es zu erfahren.

„Monsieur," fuhr der Baron fort, „Monsieur ist auf dem Stadthause erschienen und hat erklärt, er kenne Sie kaum; im Jahre 1772 seien Sie bei seinen Schweizer Garden eingetreten; 1775 seien Sie wieder ausgetreten, und seit dieser Zeit habe er Sie nicht mehr gesehen."

Favras nickte bestätigend mit dem Kopfe.

„Was den König betrifft, so denkt er nicht nur nicht mehr an eine Flucht, sondern er hat sich sogar am 4. dieses Monats mit der Nationalversammlung ausgesöhnt und die Constitution beschworen."

Ein Lächeln schwebte über die Lippen von Favras.

„Sie zweifeln?" fragte der Baron.

„Ich sage das nicht," erwiederte Favras.

„Sie sehen also, Marquis, Sie dürfen nicht auf

Monsieur rechnen . . . Sie dürfen nicht auf den König rechnen . . ."

„Zur Sache, Herr Baron."

„Sie werden also vor Ihre Richter kommen."

„Sie haben die Güte gehabt, mir das zu sagen."

„Sie werden verurtheilt werden . . ."

„Das ist wahrscheinlich."

„Zum Tode! . ."

„Das ist möglich."

Favras neigte sich wie ein Mann, der bereit ist, den Streich, der ihn treffen soll, zu empfangen.

„Aber," sprach der Baron, „wissen Sie, zu welchem Tode, mein lieber Marquis?"

„Gibt es zwei Todesarten, mein lieber Baron?"

„Oh! es gibt zehn: den Pfahl, die Viertheilung, die Schlinge, das Rad, den Galgen, die Enthauptung . . . oder es hat vielmehr noch in der vorigen Woche alle diese Todesarten gegeben! Heute gibt es, wie Sie sagen, nur noch eine: den Galgen."

„Den Galgen!"

„Ja. Die Nationalversammlung, nachdem sie die Gleichheit vor dem Gesetze ausgesprochen, hat es gerecht gefunden, auch die Gleichheit vor dem Tode zu proclamiren! Jetzt gehen Adelige und Gemeine durch dieselbe Pforte aus dieser Welt: sie werden gehenkt, Marquis."

„Ah! ah!" versetzte Favras.

„Zum Tode verurtheilt, werden Sie gehenkt . . . eine traurige Sache für einen Edelmann, welcher, ich bin es fest überzeugt, den Tod nicht fürchtet, aber einen Widerwillen gegen den Galgen hat."

„Ah! Herr Baron, sind Sie gekommen, um mir nur alle diese guten Neuigkeiten mitzutheilen, oder haben Sie mir noch etwas Besseres zu sagen?"

„Ich bin gekommen, um Ihnen zu eröffnen, daß Alles für Ihre Entweichung bereit ist, und um Ihnen zu

sagen, daß Sie in zehn Minuten, wenn Sie wollen, außer Ihrem Gefängnisse, und in vier und zwanzig Stunden außerhalb des Landes sein können."

Favras dachte einen Augenblick nach, ohne daß das Anerbieten, welches ihm der Baron gemacht hatte, irgend eine Gemüthsbewegung in ihm hervorzubringen schien.

Dann fragte er:

„Kommt mir dieses Anerbieten vom König oder von Seiner Königlichen Hoheit zu?"

„Nein, mein Herr, es kommt von mir."

Favras schaute den Baron an.

„Von Ihnen, mein Herr?" sagte er. „Und warum von Ihnen?"

„Wegen der Theilnahme, die ich für Sie hege, Marquis."

„Welche Theilnahme können Sie für mich hegen, mein Herr?" versetzte Favras. „Sie haben mich nur zweimal gesehen."

„Man braucht einen Mann nicht zweimal zu sehen, um ihn zu kennen, mein lieber Marquis. Aechte Edelleute aber sind selten, und ich will einen, ich sage nicht Frankreich, sondern der Menschheit erhalten."

„Sie haben keinen andern Grund?"

„Ich habe den, daß ich Ihnen, da ich ein Anlehen von zwei Millionen mit Ihnen unterhandelt und an Sie das Geld ausbezahlt, das Mittel, in Ihrem heute entdeckten Complot weiter zu gehen, gegeben und folglich unwillkürlich zu Ihrem Tode beigetragen habe."

Lächelnd erwiederte Favras:

„Haben Sie kein anderes Verbrechen begangen, als dieses, so schlafen Sie ruhig: ich spreche Sie frei."

„Wie!" rief der Baron, „Sie weigern sich, zu fliehen?"

Favras reichte ihm die Hand und sprach:

„Ich danke Ihnen aus tiefstem Herzen, Herr Ba-

ron; ich danke Ihnen im Namen meiner Frau und meiner Kinder, doch ich schlage es aus."

„Weil Sie glauben, unsere Maßregeln seien schlecht getroffen, Marquis, und weil Sie befürchten, ein gescheiterter Entweichungsversuch erschwere Ihre Sache."

„Ich glaube, mein Herr, daß Sie ein kluger Mann, und sogar ein verwegener Mann sind, da Sie kommen, um mir diese Flucht vorzuschlagen; doch ich wiederhole, ich will nicht fliehen."

„Ohne Zweifel befürchten Sie, gezwungen, aus Frankreich wegzugehen, lassen Sie hier Ihre Frau und Ihre Kinder im Elend zurück. Ich habe für diesen Fall vorhergesehen, mein Herr, und kann Ihnen diese Brieftasche anbieten, in welcher hunderttausend Franken in Kassenbillets enthalten sind."

Favras schaute den Baron mit einer Art von Bewunderung an. Dann schüttelte er den Kopf und erwiederte:

„Das ist es nicht, mein Herr. Auf Ihr Wort, und ohne daß Sie mir diese Brieftasche zu übergeben nöthig gehabt hätten, würde ich Frankreich verlassen haben, wäre es meine Absicht gewesen, zu fliehen; ich sage Ihnen aber noch einmal, mein Entschluß ist gefaßt: ich werde nicht fliehen."

Der Baron schaute denjenigen, welcher diese Weigerung aussprach, an, als bezweifelte er, ob er seine ganze Vernunft besitze.

„Das wundert Sie, mein Herr," sprach Favras mit einer seltsamen Heiterkeit, „und Sie fragen sich, ohne daß Sie mich selbst fragen wollen, woher bei mir der sonderbare Entschluß komme, bis zum Ende zu gehen und, wenn es sein müsse, zu sterben, welcher Tod auch meiner harren möge?"

„Ich gestehe es, Marquis."

„Nun, ich will es Ihnen sagen. Ich bin Royalist, mein Herr, doch nicht auf die Art derjenigen, welche in

das Ausland emigriren oder sich in Paris verbergen; meine Meinung ist keine auf einer Berechnung des Interesse beruhende Sache, es ist ein Cultus, ein Glaube, eine Religion, mein Herr; und die Könige sind nichts Anderes für mich, als das, was ein Erzbischof oder ein Papst wäre, nämlich die sichtbaren Repräsentanten der Religion, von der ich so eben sprach. Fliehe ich, so wird man annehmen, entweder der König oder Monsieur haben mich zur Flucht veranlaßt; haben diese mich aber zur Flucht veranlaßt, so sind sie meine Mitschuldigen, und Monsieur, der mich auf der Tribune verleugnet, der König, der sich gestellt hat, als kennete er mich nicht, werden von dem Schlage getroffen, der in den leeren Raum geht. Die Religionen fallen, Herr Baron, wenn sie keinen Märtyrer mehr haben. Ich, ich werde die meinige erheben, indem ich für sie sterbe! Das wird ein der Vergangenheit gemachter Vorwurf, eine der Zukunft gebotene Warnung sein!"

„Aber denken Sie doch an die Todesart, welche Ihrer harrt, Marquis."

„Je ehrloser der Tod sein wird, mein Herr, desto verdienstlicher ist das Opfer: Christus ist an einem Kreuze zwischen zwei Schächern gestorben!"

„Ich würde das begreifen, mein Herr," sprach der Baron, „wenn Ihr Tod den Einfluß für das Königthum haben könnte, den der von Christus für die Welt hatte; aber die Sünden der Könige sind so beschaffen, Marquis, daß ich sehr befürchte, nicht nur das Blut eines einfachen Edelmanns, sondern sogar das eines Königs genüge nicht, um sie zu sühnen."

„Es wird geschehen, was Gott gefällt, Herr Baron. Doch in dieser Zeit der Unentschlossenheit und des Zweifels, wo so viele Leute ihre Pflicht verletzen, werde ich mit dem Troste, die meinige gethan zu haben, sterben."

„Ei! nein, mein Herr!" rief der Baron mit einer

Geberde der Ungeduld: „Sie werden nur mit dem Bedauern sterben, ohne allen Nutzen gestorben zu sein."

„Wenn der entwaffnete Soldat nicht fliehen will, wenn er dem Tode trotzt, wenn er ihn empfängt, weiß er vollkommen, daß dieser Tod unnütz ist; nur hat er sich gesagt, die Flucht wäre schmählich, und er wolle lieber sterben!"

„Mein Herr," erwiederte der Baron, „ich halte mich nicht für geschlagen."

Er zog seine Uhr: sie bezeichnete die dritte Stunde des Morgens.

„Wir haben noch eine Stunde," fuhr er fort. „Ich will mich an diesen Tisch setzen und eine halbe Stunde lesen; mittlerweile überlegen Sie. In einer halben Stunde werden Sie mir eine entscheidende Antwort geben."

Und er nahm einen Stuhl, setzte sich, dem Gefangenen den Rücken zuwendend, an einen Tisch, öffnete ein Buch und las.

„Gute Nacht, mein Herr," sprach Favras.

Und er drehte sich gegen die Wand um, ohne Zweifel, um mit weniger Zerstreuung nachzudenken.

Ungeduldiger als der Gefangene, zog der Leser zwei- oder dreimal seine Uhr aus der Tasche. Dann, als die halbe Stunde abgelaufen war, stand er auf und näherte sich dem Bette.

Doch er mochte immerhin warten, Favras wandte sich nicht wieder um.

Da neigte sich der Baron über ihn, und an seinem regelmäßigen, ruhigen Athmen erkannte er, daß der Gefangene schlief.

„Ah!" sagte er, mit sich selbst sprechend, „ich bin geschlagen; doch das Urtheil ist noch nicht gefällt: vielleicht zweifelt er noch . . ."

Und da er den Unglücklichen, den in ein paar Tagen ein so langer und so tiefer Schlaf erwartete, nicht auf-

wecken wollte, so nahm er die Feder und schrieb auf ein weißes Blatt Papier:

„Wenn das Urtheil gefällt ist, wenn Herr von Favras zum Tode verdammt ist, wenn er weder auf seine Richter, noch auf Monsieur, noch auf den König mehr eine Hoffnung hat, wenn er seine Ansicht ändert, braucht er nur den Gefangenwärter Louis zu rufen und ihm zu sagen: Ich bin entschlossen, zu fliehen! und man wird Mittel finden, seine Flucht zu begünstigen.

„Wenn Herr von Favras sich auf dem unseligen Karren befindet, wenn Herr von Favras vor Notre-Dame Buße thut, wenn Herr von Favras mit nackten Füßen und gebundenen Händen den kurzen Raum durchschreitet, welcher die Stufen des Stadthauses von dem auf der Grève errichteten Galgen trennt, hat er nur mit lauter Stimme die Worte: Ich will gerettet sein! auszusprechen, und er wird gerettet werden.

„Cagliostro."

Wonach der Besucher die Lampe nahm, sich zum zweiten Male dem Gefangenen näherte, um sich zu versichern, ob er aufgewacht sei, und, als er sah, daß er immer noch schlief, nicht ohne sich mehrere Male umzuwenden, die Thüre erreichte, vor der mit der unempfindlichen Resignation jener Adepten, welche zu allen Opfern bereit sind, um zu Vollbringung des großen Werkes zu gelangen, das sie unternommen haben, unbeweglich der Schließer Louis stand.

„Nun, Meister," fragte dieser, „was soll ich thun?"

„Im Gefängnisse bleiben und bei Allem, was Dir Herr von Favras befehlen wird, gehorchen."

Der Schließer verbeugte sich, nahm die Lampe aus den Händen von Cagliostro und ging ehrfurchtsvoll vor ihm her, wie ein Bedienter, der seinem Herrn leuchtet.

XL.

Die Vorhersagung von Cagliostro geht in Erfüllung.

An demselben Tage, um ein Uhr Nachmittags, stieg der Gerichtsschreiber des Chatelet mit vier Bewaffneten in das Gefängniß von Herrn von Favras hinab und kündigte ihm an, daß er vor seinen Richtern zu erscheinen habe.

Herr von Favras war von diesem Umstande in der Nacht von Cagliostro und gegen neun Uhr Morgens vom Untergouverneur des Chatelet in Kenntniß gesetzt worden.

Der allgemeine Bericht des Prozesses hatte um halb zehn Uhr Morgens begonnen und dauerte um drei Uhr Nachmittags noch fort.

Seit neun Uhr Morgens war der Saal überfüllt mit Neugierigen, die sich hier angehäuft hatten, um denjenigen zu sehen, dessen Urtheil gefällt werden sollte.

Wir sagen denjenigen, dessen Urtheil gefällt werden sollte, weil Niemand an der Verurtheilung des Gefangenen zweifelte.

Es gibt bei den politischen Verschwörungen Unglückliche, welche zum Voraus geopfert sind; man fühlt es, daß es eines Sühnopfers bedarf, und daß sie das Verhängniß hiefür bestimmt hat.

Vierzig Richter saßen im Kreise oben im Saale, der Präsident unter einem Himmel, ein Gemälde, die Kreuzigung Christi vorstellend, hinter ihm und vor ihm, am andern Ende des Saales, das Portrait des Königs.

Ein Spalier von Nationalgrenadieren war im Um-

kreise des Gerichtssaales innen und außen aufgestellt; vier Mann bewachten die Thüre.

Nach drei Uhr gaben die Richter den Befehl, den Angeklagten vorzuführen.

Eine Abtheilung von zwölf Grenadieren, die, das Gewehr bei Fuß, auf diesen Befehl mitten im Saale wartete, setzte sich in Marsch.

Von da an wandten sich alle Köpfe, selbst die der Richter nach der Thüre, durch welche Herr von Favras eintreten sollte.

Nach Verlauf von ungefähr zehn Minuten sah man vier Grenadiere wiedererscheinen.

Hinter ihnen ging der Marquis von Favras.

Die acht anderen Grenadiere folgten ihm.

Der Gefangene trat unter jenem furchtbaren Stillschweigen ein, das zweitausend in demselben Saale angehäufte Personen zu machen wissen, wenn endlich der Mensch oder die Sache erscheint, welche der Gegenstand der allgemeinen Erwartung ist.

Sein Gesicht war vollkommen ruhig; seine Toilette war mit der größten Sorgfalt gemacht; er trug einen gestickten Rock von hellgrauer Seide, eine weiße Atlaßweste, eine dem Rocke ähnliche Hose, seidene Strümpfe, Schnallenschuhe und das Kreuz des heiligen Ludwigs-Ordens an seinem Knopfloch.

Er war besonders mit einer seltenen Zierlichkeit frisirt, weiß gepudert, und nicht ein Haar stand über dem andern hervor, sagen in ihrer Geschichte der Revolution die „zwei Freunde der Freiheit.“

Während der kurzen Zeit, welche Herr von Favras brauchte, um den Zwischenraum zwischen der Thüre und der Bank der Angeklagten zurückzulegen, war jeder Athem gehemmt. Einige Secunden vergingen zwischen der Erscheinung des Angeklagten und den ersten Worten, welche der Präsident an ihn richtete.

Endlich machte dieser mit der Hand, was unnöthig

war, die bei den Richtern gewöhnliche Geberde, um Still=schweigen zu empfehlen, und fragte mit bewegter Stimme:

„Wer sind Sie?"

„Ich bin Angeklagter und Gefangener," antwortete Favras mit der größten Ruhe.

„Wie heißen Sie?"

„Thomas Mahi, Marquis von Favras."

„Woher sind Sie?"

„Von Blois."

„Was ist Ihr Stand?"

„Oberster im Dienste des Königs."

„Wo wohnen Sie?"

„Place Royale, Nro. 21."

„Wie alt sind Sie?"

„Sechsundvierzig Jahre."

„Setzen Sie sich!"

Der Marquis gehorchte.

Nun erst schien der Athem bei den Anwesenden wiederzukehren; er ging in die Luft wie ein furchtbarer Hauch, wie ein Hauch der Rache. Der Angeklagte täuschte sich hierin nicht; er schaute umher. Aller Augen glänzten vom Feuer des Hasses, alle Fäuste drohten; man fühlte, daß es ein Opfer brauchte, dieses Volk, dessen Händen man so eben Augeard und Besenval entrissen hatte, und welches alle Tage mit großem Geschrei forderte, daß man wenigstens im Bildnisse den Prinzen von Lambesc aufhänge.

Mitten unter allen diesen erzürnten Gesichtern, unter allen diesen flammenden Blicken erkannte der Angeklagte das ruhige Gesicht und das theilnehmende Auge seines nächtlichen Besuches.

Er grüßte ihn mit einer unmerklichen Geberde und setzte dann seine Rundschau fort.

„Angeklagter," sprach der Präsident, „halten Sie sich bereit, zu antworten."

Favras verbeugte sich und erwiederte:

„Ich bin zu Ihren Befehlen, Herr Präsident."

Da begann ein zweites Verhör, welches der Angeklagte mit derselben Ruhe, wie das erste, ausstand.

Dann kam die Vernehmung der Belastungszeugen.

Favras, der sich weigerte, sein Leben durch die Flucht zu retten, wollte es durch die Discussion vertheidigen; er hatte vierzehn Entlastungszeugen vorladen lassen.

Nachdem die Belastungszeugen vernommen waren, erwartete er, die seinigen zu sehen, als plötzlich der Präsident die Worte sprach:

„Meine Herren, die Debatten sind geschlossen."

„Verzeihen Sie, mein Herr," entgegnete Favras mit seiner gewöhnlichen Höflichkeit, „Sie vergessen Eines, was allerdings von geringer Wichtigkeit ist: Sie vergessen die auf mein Gesuch vorgeladenen vierzehn Zeugen ihre Aussagen machen zu lassen."

„Der Gerichtshof hat beschlossen, sie sollen nicht gehört werden," erwiederte der Präsident.

Etwas wie eine Wolke zog über die Stirne des Angeklagten; dann sprang ein Blitz aus seinen Augen hervor, und er sprach:

„Ich glaubte durch das Chatelet von Paris gerichtet zu werden, doch ich täuschte mich: ich werde, wie es scheint, von der spanischen Inquisition gerichtet."

„Man führe den Angeklagten ab!" sagte der Präsident.

Favras wurde in sein Gefängniß zurückgeführt. Seine Ruhe, seine Höflichkeit, sein Muth hatten einen gewissen Eindruck auf diejenigen Zuschauer gemacht, welche ohne Vorurtheile gekommen waren.

Doch es ist nicht zu leugnen, das war die kleinere Zahl. Der Rückzug von Favras wurde von Schreien, Drohungen und mit Zischen begleitet.

„Keine Gnade! keine Gnade!" riefen fünfhundert Stimmen auf seinem Wege.

Dieses Geschrei verfolgte ihn bis jenseits der Thüren seines Gefängnisses.

Dann murmelte er, wie mit sich selbst sprechend:

„So ist es, wenn man mit den Prinzen conspirirt!“

Sobald der Angeklagte abgegangen war, begannen die Richter die Berathung.

Zu seiner gewöhnlichen Stunde legte sich Favras zu Bette.

Gegen ein Uhr Morgens trat man in sein Gefängniß ein und weckte ihn auf.

Es war der Schließer Louis.

Er hatte den Vorwand genommen, dem Gefangenen eine Flasche Bordeauxwein zu bringen, welche von Favras nicht verlangt worden war.

„Herr Marquis,“ sagte er, „in diesem Augenblick fällen die Richter Ihr Urtheil.“

„Mein Freund,“ erwiederte Favras, „wenn Du mich deshalb aufgeweckt hast, so hättest Du mich können schlafen lassen.“

„Nein, Herr Marquis, ich habe Sie aufgeweckt, um Sie zu fragen, ob Sie der Person, welche Sie in der vergangenen Nacht besucht hat, nichts wollen sagen lassen.“

„Nichts.“

„Bedenken Sie wohl, Herr Marquis: wenn das Urtheil gesprochen ist, werden Sie scharf bewacht; und so mächtig auch diese Person, so wird doch ihr Wille dann vielleicht durch die Unmöglichkeit gefesselt.“

„Ich danke, mein Freund,“ entgegnete Favras, „ich habe weder jetzt, noch später etwas zu verlangen.“

„So bedaure ich, Sie aufgeweckt zu haben,“ sagte der Schließer; „doch Sie wären in einer Stunde geweckt worden ...“

„So daß es Deiner Ansicht nach nicht der Mühe werth ist, daß ich wieder einschlafe, nicht wahr?“ versetzte Favras lächelnd.

„Urtheilen Sie selbst," sagte der Schließer.

Man hörte in der That ein gewaltiges Geräusch in den oberen Stockwerken; Thüren wurden geöffnet und wieder zugeschlagen, Flintenkolben stießen auf den Boden.

„Ah! ah!" sagte Favras, „um meinetwillen findet all dieser Lärmen statt."

„Man kommt, um Ihnen Ihr Urtheil vorzulesen, Herr Marquis!"

„Teufel! seien Sie dafür besorgt, daß mir der Herr Referent Zeit läßt, meine Hose anzuziehen."

Der Schließer ging in der That hinaus und machte die Thüre hinter sich zu.

Während dieser Zeit zog Herr von Favras seine seidenen Strümpfe, seine Schnallenschuhe und seine Hose an.

Er war so weit mit seiner Toilette, als man die Thüre wieder öffnete.

Der Marquis hielt es nicht für geeignet, sie weiter fortzusetzen, und wartete. Er war wahrhaft schön mit seinem zurückgeworfenen Kopfe, seinen halb aufgelösten Haaren und seinem auf der Brust geöffneten Spitzenjabot.

In dem Augenblick, wo der Referent eintrat, schlug er seinen Hemdkragen auf seine Schultern zurück und sprach zum Referenten:

„Sie sehen, mein Herr, ich erwartete Sie, und zwar in der Haltung des Kampfes."

Und er strich mit der Hand über seinen entblößten, für das aristokratische Schwert oder die gemeine Schlinge bereiten Hals.

„Sprechen Sie, mein Herr, ich höre Sie," fügte er hinzu.

Der Referent las, oder stammelte vielmehr das Urtheil.

Der Marquis war zum Tode verurtheilt; er sollte Buße thun vor Notre-Dame und dann auf der Grève gehenkt werden.

Favras hörte diese ganze Lesung mit der größten Ruhe an und faltete nicht einmal die Stirne bei dem für einen Edelmann so harten Worte gehenkt.

Nur, nachdem er einen Augenblick geschwiegen, schaute er dem Referenten in's Gesicht und sagte:

„Oh! mein Herr, wie sehr beklage ich Sie, daß Sie genöthigt gewesen sind, einen Menschen auf solche Beweise zu verurtheilen."

Der Referent vermied die Antwort und sprach:

„Mein Herr, Sie wissen, daß Ihnen keine andere Tröstungen mehr bleiben, als die der Religion."

„Sie täuschen sich, mein Herr," entgegnete der Verurtheilte, „es bleiben mir noch die, welche ich aus meinem Gewissen schöpfe."

Hienach grüßte Herr von Favras den Referenten, und dieser, da er nichts mehr bei ihm zu thun hatte, zog sich zurück.

An der Thüre wandte er sich aber noch einmal um und fragte den Verurtheilten:

„Wollen Sie, daß ich Ihnen einen Beichtiger schicke?"

„Einen Beichtiger von der Hand derjenigen, welche mich ermorden? Nein, mein Herr, er wäre mir verdächtig. Ich will Ihnen wohl mein Leben überlassen, doch mein Seelenheil bewahre ich mir ... Ich verlange den Pfarrer von Saint-Paul."

Zwei Stunden nachher befand sich der ehrwürdige Geistliche, den er verlangt hatte, bei ihm.

XLI.

Der Grève-Platz.

Diese zwei Stunden waren wohl angewendet worden.

Hinter dem Referenten waren zwei Männer mit finsteren Gesichtern und in einer Galgentracht eingetreten.

Favras begriff, daß er es mit den Vorläufern des Todes, mit der Vorhut des Henkers zu thun hatte.

„Folgen Sie uns!“ sagte einer von diesen zwei Menschen.

Favras verbeugte sich zum Zeichen der Einstimmung. Dann deutete er mit der Hand auf den Rest seiner Kleider, der auf einem Stuhle lag, und fragte:

„Lassen Sie mir Zeit, mich anzukleiden?“

„Immerhin,“ erwiederte einer von den Leuten.

Favras ging nun an den Tisch, auf welchem die verschiedenen Theile seines Necessaire ausgebreitet lagen, knöpfte mit Hülfe des kleinen Spiegels, der an die Wand angelehnt war, seinen Hemdkragen zu, ließ sein Jabot eine zierliche Falte annehmen und gab dem Knoten seiner Halsbinde die aristokratischste Form, die er ihm zu geben vermochte.

Dann zog er seine Weste und seinen Rock an.

„Soll ich meinen Hut nehmen, meine Herren?“ fragte der Gefangene.

„Das ist unnöthig,“ erwiederte derselbe Mensch, der schon gesprochen hatte.

Derjenige von Beiden, welcher geschwiegen, hatte Favras mit einer solchen Starrheit angeschaut, daß dadurch die Aufmerksamkeit des Marquis erregt worden war. Es

schien ihm sogar, als hätte ihm dieser Mann ein unmerkliches Zeichen mit dem Auge gemacht.

Doch dieses Zeichen war so rasch gewesen, daß Herr von Favras im Zweifel blieb.

Was konnte ihm übrigens dieser Mensch zu sagen haben?

Er bekümmerte sich nicht weiter darum, machte dem Schließer Louis mit der Hand eine freundschaftliche Geberde und sagte:

„Es ist gut, meine Herren, gehen Sie, ich folge Ihnen.“

Vor der Thüre wartete ein Huissier. Er ging voran, dann kam Favras, dann folgten die zwei Leichenmenschen.

Der traurige Zug wandte sich nach dem Erdgeschosse.

Zwischen den zwei Kerkern wartete eine Abtheilung von der Nationalgarde.

Da sprach der Huissier, der sich nun unterstützt fühlte, zu dem Verurtheilten:

„Mein Herr, übergeben Sie mir Ihr Kreuz vom heiligen Ludwigsorden.“

„Ich glaubte zum Tode und nicht zur Degradirung verurtheilt zu sein,“ versetzte Favras.

„Das ist der Befehl, mein Herr,“ erwiederte der Huissier.

Favras machte sein Kreuz los, und da er es nicht dem Justizmann übergeben wollte, so legte er es in die Hände des Sergent-Major, welcher die Abtheilung von der Nationalgarde befehligte.

„Es ist gut,“ sprach der Huissier, ohne weiter darauf zu bestehen, daß ihm das Kreuz persönlich übergeben werde; „folgen Sie mir.“

Man stieg wieder ungefähr zwanzig Stufen hinauf und hielt vor einer ganz mit Eisen beschlagenen eichenen Thüre an, vor einer von jenen Thüren, welche den Gefangenen, wenn sie sie anschauen, bis in den Grund der Adern kalt machen, vor einer von den Thüren, wie e[illegible]

zwei oder drei auf dem Wege zum Grabe gibt, hinter denen man, ohne zu wissen, was einen erwartet, etwas Entsetzliches erräth.

Die Thüre öffnete sich.

Man ließ Favras nicht einmal Zeit, einzutreten: man stieß ihn hinein.

Dann schloß sich die Thüre plötzlich wieder, wie unter dem Impulse eines eisernen Armes.

Favras befand sich in der Folterkammer.

„Ah! ah! meine Herren,“ sagte er leicht erbleichend, „was Teufels, wenn man die Leute an solche Orte führt, so setzt man sie vorher davon in Kenntniß!“

Er hatte diese Worte noch nicht vollendet, als die zwei Menschen, welche ihm folgten, über ihn herfielen, ihm seinen Rock und seine Weste abrissen, seine so künstlich umgelegte Halsbinde aufknüpften und ihm die Hände hinter den Rücken banden.

Nur flüsterte ihm der Folterknecht, von dem er geglaubt, er habe ihm ein Zeichen gemacht, während er seinen Dienst auf halbe Rechnung mit seinem Kameraden versah, ganz leise ins Ohr:

„Wollen Sie gerettet seyn? Es ist noch Zeit!“

Dieses Anerbieten brachte das Lächeln auf die Lippen von Favras zurück, indem es ihn an die Größe seiner Sendung erinnerte. Er schüttelte sanft und verneinend den Kopf.

Eine Folterbank stand bereit. Man legte den Verurtheilten auf diese Bank.

Der Folterknecht näherte sich ihm mit eichenen Keilen in seiner Schürze und einem eisernen Schlägel in der Hand.

Favras bot selbst diesem Menschen sein zartes Bein, bekleidet mit seinem Schuhe mit rothem Absatz und seinem seidenen Strumpfe.

Da winkte der Huissier mit der Hand und sprach:

„Es ist genug; der Gerichtshof erläßt dem Verurtheilten die Folter.“

„Ah!“ sagte Favras, „es scheint, der Gerichtshof befürchtet, ich könnte sprechen; nichtsdestoweniger danke ich ihm: ich werde zum Galgen auf zwei gesunden Beinen gehen, was etwas werth ist; und nun, meine Herren, wissen Sie, daß ich zu Ihrer Verfügung bin.“

„Sie müssen eine Stunde in diesem Saale zubringen,“ erwiederte der Huissier.

„Das ist nicht ergötzlich, aber interessant,“ sagte Favras.

Und er fing an im Saale umherzugehen und eines nach dem andern alle diese abscheulichen, colossalen eisernen Spinnen, riesigen Scorpionen ähnliche, Instrumente zu untersuchen. Man fühlte, daß in einem gegebenen Augenblicke und auf den Befehl einer verhängnißvollen Stimme Alles dies sich belebte und grausam biß.

Es waren Werkzeuge von allen Formen und allen Zeiten da, von Philipp August bis auf Ludwig XVI.; es waren Haken da, mit denen man die Juden im dreizehnten Jahrhundert zerrissen, es waren Räder da, mit denen man die Protestanten im siebenzehnten zermalmt hatte.

Favras blieb vor jeder Trophäe stehen, fragte nach dem Namen von jedem Instrumente.

Diese Kaltblütigkeit setzte am Ende selbst die Folterknechte, Leute, die sich bekanntlich nicht leicht über etwas wundern, in Erstaunen.

„In welcher Absicht machen Sie alle diese Fragen?“ sagte einer von ihnen zu Favras.

Dieser schaute ihn mit der den Edelleuten eigenthümlichen spöttischen Miene an und erwiederte:

„Mein Herr, es ist möglich, daß ich auf dem Wege, den ich zurückzulegen habe, Satan treffe, und es wäre mir nicht unangenehm, ihn mir dadurch zum Freunde zu machen, daß ich ihm, um seine Verdammten zu martern, Maschinen angäbe, die er nicht kennt.“

Der Gefangene hatte gerade seine Runde vollendet, als die Glocke des Chatelet fünf Uhr schlug.

Er hatte zwei Stunden vorher seinen Kerker verlassen. Man führte ihn dahin zurück, und er fand den Pfarrer von Saint-Paul, der auf ihn wartete.

Man hat gesehen, daß er die zwei Stunden des Wartens nicht verloren, und daß, wenn etwas auf eine geeignete Art ihn zum Tode vorbereiten konnte, dies das Schauspiel war, das er vor Augen gehabt.

Als ihn der Pfarrer erblickte, öffnete er ihm die Arme.

„Mein Vater,“ sprach Favras, „entschuldigen Sie mich, wenn ich Ihnen nichts als mein Herz öffnen kann; diese Herren haben dafür gesorgt, daß ich Ihnen nur dieses öffne.“

Und er zeigte seine hinter seinen Rücken gebundenen Hände.

„Könnt Ihr nicht für die Zeit, die er mit mir sein wird, die Arme des Verurtheilten losbinden?“ fragte der Priester.

„Das steht nicht in unserer Macht,“ antwortete der Huissier.

„Mein Vater,“ sagte Favras, „fragen Sie diese Leute, ob sie mir nicht meine Hände vorne binden könnten, statt sie hinter meinen Rücken zu binden; es wäre gerade wie für den Augenblick, wo ich eine Kerze halten oder meinen Urtheilsspruch lesen werde.“

Die zwei Gehülfen schauten den Huissier an; dieser machte mit dem Kopfe ein Zeichen, welches besagen wollte, er finde nichts hiegegen einzuwenden, und die verlangte Gunst wurde dem Marquis bewilligt.

Dann ließ man ihn allein mit dem Priester.

Was geschah, während der Weltmann zum letzten Male mit dem Mann Gottes unter vier Augen zusammen war, weiß Niemand. Entsiegelte vor der Heiligkeit der Religion Favras sein Herz, das vor der Majestät der

Gerechtigkeit verschlossen geblieben war? Befeuchteten die Tröstungen, welche ihm diese andere Welt bot, in die er eingehen sollte, seine durch den Hohn vertrockneten Augen mit einer von jenen Thränen, die sein Herz angehäuft und auf die geliebten Gegenstände, die er allein in dieser Welt, aus welcher er schied, lassen sollte, zu ergießen das Bedürfniß haben mußte? Das konnten diejenigen nicht offenbaren, die gegen drei Uhr Nachmittags in seinen Kerker eintraten und ihn mit lächelndem Munde, trockenen Augenlidern und festem Herzen fanden.

Man kam, um ihm anzukündigen, es sei für ihn Zeit, zu sterben.

„Meine Herren," sprach er, „ich bitte um Verzeihung, Sie haben mich warten lassen."

Dann, da er schon seinen Rock und seine Weste anhatte, und da seine Hände gebunden waren, nahm man ihm seine Schuhe und seine Strümpfe ab und zog ein weißes Hemd über seine übrigen Kleidungsstücke.

Endlich hing man ihm auf die Brust eine Tafel, worauf die Worte standen:

Verschwörer gegen den Staat.

Vor der Thüre erwartete ihn ein von einer zahlreichen Wache umgebener Karren.

In diesem Karren war eine angezündete Fackel. Als die Menge den Verurtheilten erblickte, klatschte sie in die Hände.

Seit sechs Uhr Morgens kannte man das Urtheil, und die Menge fand, es vergehe eine lange Zeit zwischen der Verurtheilung und der Hinrichtung.

Leute liefen in den Straßen umher und forderten von den Vorübergehenden Trinkgelder.

„Und aus welcher Veranlassung Trinkgelder?" fragten diese.

„Wegen der Hinrichtung von Herrn von Favras," antworteten die Bettler des Todes.

Favras stieg mit festem Tritte in den Karren, er setzte sich auf die Seite, wo die Fackel befestigt war, denn er begriff, daß man diese Fackel seinetwegen hierher gestellt hatte.

Hernach stieg der Pfarrer von Saint-Paul ein und setzte sich auf seine Linke; dann kam der Scharfrichter, der sich hinter ihn setzte. Es war derselbe Mann mit dem traurigen, sanften Blicke, den wir im Hofe von Bicêtre dem Versuche der Maschine von Herrn Guillotin haben beiwohnen sehen.

Wir haben ihn gesehen, wir sehen ihn, es wird uns die Gelegenheit werden, ihn wiederzusehen. Das ist der wahre Held der Epoche, in die wir eintreten.

Ehe er sich setzte, schlang der Henker um den Hals von Favras den Strick, mit welchem dieser gehenkt werden sollte. Das Ende desselben behielt er in seiner Hand.

In dem Augenblick, wo sich der Karren in Marsch setzte, trat eine Bewegung in der Menge ein.

Favras richtete natürlich seinen Blick nach dem Orte, wo diese Bewegung stattfand.

Er sah Leute, die sich stießen und drängten, um in die erste Reihe zu kommen und bei seinem Vorüberfahren besser gestellt zu sein.

Plötzlich bebte er unwillkührlich, denn in der ersten Reihe, in der Mitte von fünf bis sechs von seinen Genossen, die sich eine Oeffnung durch die Menge gemacht hatten, erkannte er unter der Tracht eines Starken der Halle den nächtlichen Besuch, der ihm gesagt hatte, er wache bis zum letzten Augenblicke über ihm.

Der Verurtheilte machte ihm mit dem Kopfe ein Zeichen, jedoch ein Zeichen der Dankbarkeit, ohne irgend eine andere Bedeutung.

Der Karren fuhr weiter und hielt erst vor Notre-Dame an.

Die mittlere Thüre war offen und ließ im Hintergrunde der düstern Kirche den unter seinen angezündeten Kerzen glühenden Hochaltar sehen.

Der Zustrom von Neugierigen war so groß, daß der Karren alle Augenblicke stille halten mußte und nur wieder weiter fuhr, wenn es der Wache gelungen, auf's Neue den Weg zu öffnen, den unablässig eine den schwachen Damm, welchen man ihr entgegengesetzt, durchbrechende Volswoge wieder schloß.

Hier, auf dem Vorplatze der Kirche, brachte man es durch einen Kampf dahin, daß ein leerer Raum entstand.

„Sie müssen absteigen und Kirchenbuße thun," sagte der Scharfrichter zum Verurtheilten.

Favras gehorchte, ohne zu antworten.

Der Priester stieg zuerst ab, dann der Verurtheilte, dann der Scharfrichter, welcher immer das Ende des Strickes in der Hand hielt.

Die Arme von Favras waren am Faustgelenke gebunden, was ihm den Gebrauch der Hände ließ. In seine rechte Hand steckte man die Fackel, in seine linke gab man ihm den Urtheilsspruch.

Der Verurtheilte schritt bis an die Kirche vor und kniete nieder.

In der ersten Reihe derjenigen, welche ihn umgaben, erkannte er abermals mit seinen Genossen denselben Starken der Halle, den er schon, als er aus dem Chatelet herauskam, gesehen hatte.

Diese Beharrlichkeit schien ihn zu rühren, doch nicht ein Wort kam, um ihn zu rufen, aus seinem Munde.

Ein Gerichtsschreiber des Chatelet erwartete ihn hier.

„Lesen Sie, mein Herr," sagte er laut zu ihm.

Dann fügte er leise bei: „Herr Marquis, Sie wissen, daß Sie, wenn Sie gerettet sein wollen, nur ein Wort zu sagen haben."

Ohne etwas zu erwiedern, begann der Verurtheilte seine Lesung. Er las mit lauter Stimme und nichts in ihrem Ausdrucke verrieth die geringste Gemüthserschütterung; als er bis zum Schlusse gelesen hatte, wandte er sich an die Menge, die ihn umgab, und sprach:

„Bereit, vor Gott zu erscheinen, vergebe ich den Menschen, die mich gegen ihr Gewissen verbrecherischer Pläne bezüchtigt haben; ich liebte meinen König, ich werde diesem Gefühle getreu sterben, das ist ein Beispiel, das ich gebe, und das, wie ich hoffe, von einigen edlen Herzen befolgt werden wird. Das Volk verlangt meinen Tod mit gewaltigem Geschrei; es braucht ein Opfer, gut! es ist mir lieber, daß die Wahl des Verhängnisses auf mich fällt, als wenn es auf einen Andern mit schwachem Herzen fiele, den die Gegenwart einer nicht verdienten Strafe in Verzweiflung bringen würde. Wenn ich also nichts Anderes hier zu thun habe, als das, was ich gethan habe, so lassen Sie uns weiter gehen, meine Herren."

Man zog weiter.

Die Halle von Notre-Dame ist nicht fern von der Grève, und dennoch brauchte der Karren eine gute Stunde, um diesen Weg zurückzulegen.

Als er auf den Platz kam, fragte Favras:

„Meine Herren, kann ich nicht einen Augenblick in das Stadthaus hinaufgehen?"

„Haben Sie Offenbarungen zu machen?" versetzte rasch der Priester.

„Nein, mein Vater, aber ich habe mein Testament zu dictiren; man hat mir gesagt, diese letzte Gnade, sein Testament zu machen, werde einem Verurtheilten nie verweigert."

Der Karren wandte sich, statt gerade nach dem Galgen zu fahren, nach dem Stadthause.

Ein gewaltiges Geschrei erhob sich im Volke.

„Er will Offenbarungen machen!" rief man von allen Seiten.

Bei diesem Rufe hätte man können einen schönen jungen Mann erbleichen sehen, der ganz schwarz wie ein Abbé gekleidet war und auf einem Weichsteine an der Ecke des Quai Pelletier stand.

„Oh! seien Sie unbesorgt, Herr Graf Louis," sprach Jemand in seiner Nähe mit spöttischer Stimme, „der Verurtheilte wird nicht ein Wort von dem sagen, was auf der Place Royale vorgegangen ist."

Der schwarz gekleidete junge Mann wandte sich lebhaft um; die Worte, die man an ihn gerichtet, waren von einem Starken der Halle gesprochen worden, dessen Gesicht man nicht sehen konnte, weil der Redner, nachdem er den Satz vollendet, seinen weiten Hut auf seine Augen niedergedrückt hatte.

Blieb übrigens diesem schönen jungen Manne ein Zweifel, so war er bald zerstreut.

Als er oben auf der Freitreppe des Stadthauses war, bedeutete Favras durch ein Zeichen, er wolle sprechen.

Sogleich erlosch das Geräusch, als hätte es der Westwind, der in diesem Augenblick über den Platz strich, mit sich fortgetragen.

„Meine Herren," sagte Favras, „ich höre, daß man um mich her wiederholt, ich gehe in das Stadthaus hinauf, um Offenbarungen zu machen; es ist dem nicht so, und sollte sich unter Ihnen, was möglich ist, ein Mann befinden, der etwas zu befürchten hätte, wenn Offenbarungen gemacht würden, so mag er sich beruhigen: ich gehe hinauf, um mein Testament zu dictiren."

Und er trat mit festem Schritte unter das düstere Gewölbe, stieg die Treppe hinauf, ging in die Stube hinein, in welche man gewöhnlich die Verurtheilten führte, und die man aus diesem Grunde die Offenbarungsstube nannte.

Hier warteten drei schwarz gekleidete Männer, und unter diesen drei Männern erkannte Herr von Favras den Gerichtsschreiber, welcher auf dem Vorplatze von Notre Dame mit ihm gesprochen hatte.

Da fing der Verurtheilte, der, weil seine Hände gebunden waren, nicht schreiben konnte, an sein Testament zu dictiren.

Man hat viel vom Testamente von Ludwig XVI. gesprochen, weil man viel vom Testamente der Könige spricht. Wir haben das Testament von Herrn von Favras vor den Augen, und wir sagen dem Publicum nur Eines: „Leset und vergleicht."

Als das Testament dictirt war, verlangte Favras es zu lesen und zu unterzeichnen.

Man band ihm die Hände los; er las das Testament, corrigirte drei Schreibfehler, die der Gerichtsschreiber gemacht hatte, und unterzeichnete unten an jeder Seite: „Mahi von Favras."

Wonach er seine Hände wieder darbot, damit man sie ihm auf's Neue binde, eine Operation, welche sogleich der Henker vollzog, der sich nicht einen Augenblick von ihm entfernt hatte.

Das Dictiren dieses Testaments hatte indessen mehr als zwei Stunden weggenommen; das Volk wartete vom Morgen an und wurde sehr ungeduldig: es fanden sich da viele wackere Leute, welche, weil sie nach der Hinrichtung zu frühstücken gedachten, mit leerem Magen gekommen und noch nüchtern waren.

Dem zu Folge erhob sich jenes drohende und entsetzliche Gemurre, das man schon auf demselben Platze am Tage der Ermordung von de Launay, des Aufhängens von Foulon und Berthiern gehört hat.

Ueberdies glaubte das Volk allmälig, man habe Favras durch irgend eine Hinterthüre entweichen lassen.

In dieser Vermuthung machten schon Einige

den Vorschlag, die Municipale an der Stelle von Favras zu henken und das Stadthaus niederzureißen.

Zum Glück erschien gegen neun Uhr Abends der Verurtheilte wieder. Man hatte Fackeln unter die Soldaten ausgetheilt, welche das Spalier bildeten; man hatte alle Fenster des Platzes erleuchtet; der Galgen allein war in eine geheimnißvolle, erschreckliche Finsterniß gehüllt geblieben.

Die Erscheinung des Verurtheilten wurde durch einen einstimmigen Schrei und durch eine große Bewegung unter den fünfzigtausend Personen, die den Platz füllten, begrüßt.

Diesmal war man ganz sicher, nicht nur, daß er nicht entkommen sei, sondern auch, daß er nicht entkommen werde.

Favras schaute umher, dann murmelte er, mit sich selbst sprechend, mit dem ihm eigenthümlichen ironischen Lächeln:

„Nicht eine Carrosse; ah! der Adel ist vergeßlich! er ist artiger gegen den Grafen von Horn gewesen, als gegen mich.“

„Weil der Graf von Horn ein Mörder war, und Du, Du bist ein Märtyrer,“ erwiederte eine Stimme.

Favras wandte sich um und erkannte den Starken der Halle, den er schon zweimal auf seinem Wege getroffen hatte.

„Gott befohlen, mein Herr,“ sagte Favras zu ihm; „ich hoffe, Sie werden im Nothfalle Zeugniß für mich ablegen.“

Und mit festen Schritten stieg er die Stufen hinab und ging zum Galgen.

In dem Augenblick, wo er den Fuß auf die erste Sprosse der Leiter setzte, rief eine Stimme:

„Springe, Marquis!“

Die ernste, sonore Stimme des Verurtheilten erwiederte:

„Bürger, ich sterbe unschuldig; betet zu Gott für mich!"

Auf der vierten Stufe hielt er abermals an und wiederholte mit eben so festem und lautem Tone, wie das erste Mal:

„Bürger, ich bitte Euch um den Beistand Eures Gebets . . . ich sterbe unschuldig!"

Auf der achten Stufe, das heißt auf der, von welcher er vorgestürzt werden sollte, sagte er zum dritten Male:

„Bürger, ich sterbe unschuldig . . . betet zu Gott für mich!"

„Aber wollen Sie denn nicht gerettet sein?" fragte ihn einer der Gehülfen des Henkers, der neben ihm die Leiter hinaufstieg.

„Ich danke, mein Freund," erwiederte Favras; „Gott belohne Sie für Ihre gute Absicht."

Dann erhob er das Haupt gegen den Henker, welcher Befehle zu erwarten schien, statt zu geben, und sagte:

„Thun Sie Ihre Pflicht."

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als der Henker ihn anstieß und sein Körper im leeren Raume baumelte.

Während eine ungeheure Bewegung bei diesem Anblick auf der Grève entstand, während einige Liebhaber in die Hände klatschten und Da capo riefen, wie sie es nach einem Liede im Vaudeville oder nach einer großen Arie in der Oper gethan hätten, glitt der schwarz gekleidete junge Mann von dem Weichsteine herab, auf den er gestiegen war, durchschnitt die Menge, sprang an der Ecke des Pont Neuf in einen Wagen ohne Livree und ohne Wappen und rief dem Kutscher zu:

„Nach dem Luxembourg, rasch! rasch!"

Der Wagen fuhr im Galopp weg.

Drei Männer erwarteten in der That mit großer Ungeduld die Ankunft dieses Wagens.

Diese drei Männer waren der Herr Graf von Provence und zwei von seinen Cavalieren, die wir schon im Verlaufe unserer Geschichte genannt haben.

Sie warteten mit um so größerer Ungeduld, als sie sich um zwei Uhr zu Tische setzen sollten, was sie aber in ihrer Unruhe nicht gethan hatten.

Der Koch war in Verzweiflung, er fing bereits das dritte Diner an, und dieses dritte Diner, welches in zehn Minuten gerade recht wäre, würde in einer Viertelstunde verdorben sein.

Man hatte also den äußersten Augenblick erreicht, als man das Rollen eines Wagens im Innern der Höfe hörte.

Der Graf von Provence stürzte nach dem Fenster, doch er konnte nur einen Schatten sehen, der von der letzten Stufe des Fußtrittes vom Wagen auf die erste Stufe der Treppe des Palastes sprang.

Er verließ daher das Fenster und lief nach der Thüre; doch ehe sie der in seinem Gange immer etwas unbeholfene zukünftige König von Frankreich erreicht hatte, öffnete sich diese Thüre, und ein schwarz gekleideter junger Mann trat ein.

„Monseigneur," sagte er, „Alles ist vorbei; Herr von Favras ist gestorben, ohne ein Wort zu sprechen."

„Dann können wir uns ruhig zu Tische setzen, mein lieber Louis."

„Ja, Monseigneur . . das war, bei meiner Treue, ein würdiger Edelmann!"

„Ich bin ganz Ihrer Ansicht," sagte Seine Königliche Hoheit, „wir werden auch beim Nachtisch ein Glas Constantia auf seine Gesundheit trinken. Zu Tische, meine Herren!"

In diesem Augenblick wurden die beiden Flügel der Thüre geöffnet, und die hohen Gäste begaben sich aus dem Salon in den Speisesaal.

XLII.

Die Monarchie ist gerettet.

Einige Tage nach der von uns erzählten Hinrichtung ritt ein Mann auf einem Apfelschimmel langsam die Allee von Saint-Cloud hinauf. Diesen langsamen Gang durfte man weder der Müdigkeit des Reiters, noch der Ermattung des Pferdes zuschreiben: der eine und das andere hatten nur einen unbedeutenden Marsch gemacht; das war leicht zu sehen, denn der Schaum, der aus dem Maule des Thieres hervorkam, rührte davon her, daß es, nicht übermäßig angetrieben, sondern mit Hartnäckigkeit zurückgehalten worden war. Was den Reiter betrifft, der, wie man mit dem ersten Blicke bemerken konnte, ein Edelmann war, so zeugte sein ganzer von Flecken freier Anzug von der Vorsicht, die er beobachtet hatte, um seine Kleider vor dem Kothe, der den Weg bedeckte, zu bewahren.

Es hielt den Reiter vor Allem der tiefe Gedanke zurück, in welchen er sichtbar versunken war, dann vielleicht aber auch die Nothwendigkeit, erst zu einer gewissen Stunde, welche noch nicht geschlagen hatte, anzukommen.

Es mochte ein Mann von vierzig Jahren sein, dessen mächtiger Häßlichkeit es nicht an einem großartigen Charakter gebrach: ein zu dicker Kopf, aufgedunsene Backen, ein von den Pocken bearbeitetes Gesicht, ein Teint leicht zur Belebung, Augen rasch, um Blitze zu schleudern, ein Mund gewohnt, Sarkasmen zu kauen und auszuspucken: so war das Aeußere dieses Mannes, von

welchem man im ersten Augenblicke fühlte, er sei bestimmt, einen großen Platz einzunehmen und einen großen Lärmen zu machen.

Nur schien diese ganze Physiognomie bedeckt von einem Schleier, welchen auf sie eine von jenen organischen Krankheiten geworfen, gegen die sich vergebens die kräftigsten Temperamente zerarbeiten: eine dunkle graue Gesichtshaut, matte rothe Augen, ein Anfang von Schwere und ungesunder Feistigkeit, — so erschien der Mann, den wir dem Leser vor die Augen gestellt haben.

Auf der Höhe der Allee angelangt, ritt er ohne Zögern durch das Thor, das in den Hof des Palastes ging, und durchforschte mit den Blicken die Tiefen dieses Hofes. Rechts zwischen zwei Gebäuden, welche eine Art von Sackgasse bildeten, wartete ein anderer Mann. Er winkte dem Reiter herbeizukommen.

Ein Thor stand offen; der Mann, welcher wartete, ging unter diesem Thore durch, der Reiter folgte ihm und befand sich bald mit Jenem in einem zweiten Hofe.

Hier blieb der Mann stehen; er trug einen schwarzen Rock, eine schwarze Hose und eine schwarze Weste; nachdem er umhergeschaut und gesehen hatte, daß der Hof ganz verlassen war, näherte er sich mit dem Hute in der Hand dem Reiter.

Der Reiter kam ihm gewisser Maßen entgegen, denn er neigte sich auf den Kopf seines Pferdes und fragte leise:

„Herr Weber?“

„Der Herr Graf von Mirabeau?“ antwortete dieser.

„Er selbst,“ sagte der Reiter.

Und leichter, als man hätte denken sollen, stieg er ab.

„Treten Sie ein,“ sprach Weber lebhaft, „und wollen Sie einen Augenblick warten, bis ich selbst das Pferd in den Stall gebracht habe.“

Zu gleicher Zeit öffnete er die Thüre eines Salon,

von dem die Fenster und eine zweite Thüre nach dem Parke gingen.

Mirabeau trat in den Salon ein und wandte die paar Minuten, die ihn Weber allein ließ, dazu an, daß er eine Art von ledernen Stiefeln abschnallte, wodurch unversehrte seidene Strümpfe und Schuhe von einem tadellosen Firniß zum Vorschein kamen.

Weber kehrte, wie er versprochen hatte, nach fünf Minuten zurück.

„Kommen Sie, Herr Graf," sagte er, „die Königin erwartet Sie."

„Die Königin erwartet mich!" erwiederte Mirabeau. „Sollte ich das Unglück gehabt haben, auf mich warten zu lassen? Ich glaubte doch pünktlich gewesen zu sein."

„Ich wollte nur sagen, die Königin sei ungeduldig, Sie zu sehen . . . Kommen Sie, Herr Graf."

Weber öffnete die in den Garten gehende Thüre und vertiefte sich in das Labyrinth von Alleen, das nach dem einsamsten und höchsten Orte des Parkes führte.

Hier, mitten unter Bäumen, die ihre trostlosen, des Blätterwerks beraubten Aeste ausstreckten, erschien in einer gräulichen, traurigen Atmosphäre eine Art von Pavillon, bekannt unter dem Namen: der Kiosk.

Die Vorhänge dieses Pavillon waren hermetisch geschlossen, mit Ausnahme von zweien, welche, nur an einander geschoben, wie durch die Schießscharten eines Thurmes zwei kaum zur Erleuchtung des Innern genügende Lichtstrahlen einließen.

Ein großes Feuer war im Herde angezündet und zwei Candelaber brannten auf dem Kamin.

Weber ließ denjenigen, welchem er als Führer diente, in eine Art von Vorzimmer eintreten. Dann öffnete er die Thüre des Kiosks, nachdem er sachte daran gekratzt hatte, und meldete:

„Der Herr Graf Riquetti von Mirabeau."

Und er trat auf die Seite, um den Grafen an sich vorübergehen zu lassen.

Hätte er in dem Augenblick, wo der Graf vorüberging, gehorcht, so würde er sicherlich das Herz in dieser weiten Brust haben schlagen hören.

Als man die Anwesenheit des Grafen meldete, stand eine Frau in der entferntesten Ecke des Kiosks auf und machte mit einer Art von Zögern, von Angst sogar, ein paar Schritte ihm entgegen.

Diese Frau war die Königin.

Ihr Herz schlug auch gewaltig: sie hatte vor den Augen di-sen gehaßten, verrufenen, verhängnißvollen Mann, diesen Mann, welchen man bezüchtigte, er habe den 5. und den 6. Oktober gemacht, diesen Mann, dem man sich einen Augenblick zugewandt hatte, der aber von den Leuten des Hofes selbst zurückgestoßen worden war und seitdem die Nothwendigkeit, abermals mit ihm zu unterhandeln, durch zwei Donnerschläge, durch zwei herrliche Zornausbrüche, welche bis zum Erhabeuen emporgestiegen waren, fühlbar gemacht hat.

Der erste war seine Anrede an die Geistlichkeit, der zweite die Rede, in der er erklärte, wie sich die Repräsentanten des Volks von Amtsabgeordneten zur Nationalversammlung gemacht hatten.

Mirabeau näherte sich mit einer Anmuth und einer Höflichkeit, welche mit dem ersten Blicke an ihm zu erkennen die Kön gin erstaunt war, und die auch diese kräftige Organisa ion auszuschließen schien.

Nachdem er ein paar Schritte gemacht hatte, verbeugte er sich ehrfurchtsvoll und wartete.

Die Königin brach zuerst das Stillschweigen und sagte mit einer Stimme, in der sie die Aufregung nicht mäßigen konnte:

„Herr von Mirabeau, Herr Gilbert hat uns einst die Versicherung gegeben, Sie seien geneigt, sich mit uns zu verbinden.“

Mirabeau verbeugte sich, um seine Beistimmung zu bezeichnen.

Die Königin fuhr fort:

„Es ist Ihnen sodann eine Eröffnung gemacht worden, die Sie durch den Entwurf eines Ministeriums erwiederten."

Mirabeau verbeugte sich zum zweiten Male.

„Es ist nicht unsere Schuld, Herr Graf, wenn dieser erste Entwurf nicht durchdringen konnte."

„Ich glaube es, Madame, und zwar besonders von Seiten Eurer Majestät," erwiederte Mirabeau; „doch es ist die Schuld der Leute, die sich den Interessen der Monarchie ergeben nennen."

„Was wollen Sie, Herr Graf, das ist ein Unglück unserer Lage. Die Könige können ebenso wenig ihre Freunde wählen als ihre Feinde; die Könige sind oft genöthigt, Unheil bringende Ergebenheiten anzunehmen. Wir sind umringt von Menschen, die uns retten wollen und uns zu Grunde richten; ihre Motion, welche aus der nächsten Legislatur die Mitglieder der gegenwärtigen Nationalversammlung entfernt, ist ein Beispiel gegen sie. Soll ich Ihnen eines gegen mich anführen? Würden Sie wohl glauben, daß einer meiner Getreusten, ein Mann, der, ich bin es fest überzeugt, sich für uns tödten ließe, zu unserem öffentlichen Mittagsmahle die Witwe und die Kinder von Herrn von Favras, alle drei schwarz gekleidet, geführt hat? Meine erste Bewegung, als ich sie erblickte, war, daß ich aufstand, auf sie zuging und den Kindern des Mannes, der so muthig für uns gestorben ist, — denn ich, Herr Graf, gehöre nicht zu denjenigen, welche ihre Freunde verleugnen, — Plätze zwischen dem König und mir geben ließ. Aller Augen waren auf uns geheftet. Man wartete, was wir thun würden. Ich wandte mich um . . . Wissen Sie, wen ich hinter mir vier Schritte von meinem Stuhle hatte? Santerre! den Mann der Vorstädte! . . . Ich

sank auf meinen Stuhl zurück, weinte vor Wuth und mochte nicht einmal diese Witwe und diese Waisen anschauen. Die Royalisten werden mich tadeln, daß ich nicht Allem getrotzt habe, um dieser unglücklichen Familie ein Zeichen meiner Theilnahme zu geben; die Revolutionäre werden wüthend sein bei dem Gedanken, sie seien mir mit meiner Erlaubniß vorgestellt worden. Oh! mein Herr," fuhr die Königin den Kopf schüttelnd fort, „man muß wohl untergehen, wird man angegriffen von Männern von Genie und vertheidigt von Leuten, welche allerdings sehr schätzbar sind, aber keinen Begriff von unserer Lage haben."

Und die Königin drückte mit einem Seufzer ihr Taschentuch an die Augen.

„Madame," sagte Mirabeau, gerührt von diesem großen Unglück, das sich nicht vor ihm verbarg und ihm, sei es durch die geschickte Berechnung der Königin, sei es durch die Schwäche der Frau, ihre Bangigkeiten zeigte und ihn ihre Thränen sehen ließ, „wenn Sie von Menschen sprechen, die Sie angreifen, so meinen Sie doch hoffentlich nicht mich? Ich bin ein Anhänger der monarchischen Grundsätze gewesen, als ich im Hofe nur seine Schwäche sah und weder die Seele, noch den Geist der erhabenen Tochter von Maria Theresia kannte. Ich habe für die Rechte des Thrones gekämpft, als ich nur Mißtrauen einflößte und alle meine Schritte, durch die Bosheit vergiftet, ebenso viele Fallen zu sein schienen. Ich habe dem König gedient, während ich genau wußte, ich dürfe von diesem gerechten, aber getäuschten König weder eine Wohlthat, noch eine Belohnung erwarten. Was werde ich nun thun, Madame, da das Vertrauen meinen Muth erhebt und die Dankbarkeit, die mir der Empfang Eurer Majestät einflößt, aus meinen Grundsätzen eine Pflicht macht? Es ist spät, ich weiß es wohl, Madame, sehr spät," fuhr Mirabeau, ebenfalls den Kopf schüttelnd, fort; „die Monarchie, indem sie mir

den Antrag macht, sie zu retten, schlägt mir vielleicht in Wirklichkeit nur vor, mich mit ihr zu Grunde zu richten. Hätte ich nachgedacht, so würde ich vielleicht um die Gnade dieser Audienz anzunehmen, einen andern Augenblick gewählt haben, als den, wo Seine Majestät gerade der Kammer das bekannte rothe Buch, das heißt die Ehre seiner Freunde überliefert hat."

„Oh! mein Herr," rief die Königin, „halten Sie den König für mitschuldig an diesem Verrathe, und wissen Sie nicht, wie sich die Dinge zugetragen haben? Vom König gefordert, ist das rothe Buch nur unter der Bedingung abgegeben worden, daß der Ausschuß es geheim halte; der Ausschuß hat es drucken lassen: das ist ein Wortbruch des Ausschusses gegen den König und nicht ein Verrath des Königs gegen seine Freunde."

„Ach! Madame, Sie wissen, welche Ursache den Ausschuß zu dieser Veröffentlichung bestimmt hat, die ich als Mann von Ehre mißbillige, die ich als Abgeordneter verleugne. In demselben Augenblick, wo der König der Constitution Liebe schwor, hatte er einen beständigen Agenten in Turin mitten unter den Todfeinden dieser Constitution. Zur Stunde, wo er von pecuniären Reformen sprach und diejenigen, welche ihm die Nationalversammlung vorschlug, anzunehmen schien, bestand in Trier von ihm besoldet, von ihm gekleidet sein großer und sein kleiner Leibstall unter den Befehlen des Prinzen von Lambesc; dem Todfeinde der Pariser, welchen im Bildnisse aufzuhängen das Volk alle Tage verlangt. Man bezahlt dem Grafen d'Artois, dem Prinzen von Condé, allen Emigrirten ungeheure Pensionen, und zwar ohne Rücksicht auf ein vor zwei Monaten erlassenes Decret, das diese Pensionen aufhebt. Allerdings hat der König vergessen, das Decret zu sanctioniren. Was wollen Sie, Madame, man hat die letzten zwei Monate hindurch die Verwendung von sechzig Millionen gesucht und sie nicht gefunden. Gebeten, angefleht, zu sagen, wohin das Geld

gekommen, hat sich der König geweigert, es anzugeben; der Ausschuß glaubte sich seines Versprechens entbunden und ließ das rothe Buch drucken. Warum liefert der König Waffen aus, die man so grausam gegen ihn wenden kann?"

„Also, mein Herr," rief die Königin, „wenn Sie zur Ehre, dem König zu rathen, zugelassen wären, würden Sie ihm nicht die Schwächen rathen, mit denen man ihn ins Verderben führt, mit denen man . . . oh! ja, sagen wir das Wort . . . mit denen man ihn entehrt?"

„Würde ich zu der Ehre berufen, dem König zu rathen, Madame," erwiederte Mirabeau, „so wäre ich bei ihm der Vertheidiger der durch die Gesetze geregelten monarchischen Gewalt und der Apostel der durch die monarchische Gewalt garantirten Freiheit. Die Freiheit, Madame, hat drei Feinde: die Geistlichkeit, den Adel und die Parlamente; die Geistlichkeit ist nicht mehr von diesem Jahrhundert, sie ist durch die Motion von Herrn von Talleyrand getödtet worden; der Adel ist von allen Jahrhunderten: ich glaube also, daß man mit ihm rechnen muß, denn ohne Adel keine Monarchie; aber man muß ihn im Zaume halten, und dies ist nur möglich, wenn man eine Coalition des Volkes mit dem königlichen Ansehen bildet. Die königliche Gewalt wird sich aber nie aufrichtig mit dem Volke verbinden, so lange die Parlamente bestehen, denn sie bewahren für den König und den Adel die unselige Hoffnung, ihnen die alte Ordnung der Dinge wiederzugeben. Nach der Vernichtung der Geistlichkeit die executive Gewalt wiederbeleben, die königliche Autorität wiederherstellen und sie mit der Freiheit aussöhnen, das ist meine ganze Politik, Madame; ist es die des Königs, so nehme er sie an, ist es nicht die seinige, so weise er sie zurück."

„Mein Herr," sprach die Königin, betroffen von der Klarheit, welche zugleich über die Vergangenheit, die

Gegenwart und die Zukunft die Ausstrahlung dieses weitumfassenden Verstandes verbreitete, „ich weiß nicht, ob diese Politik die des Königs wäre, doch was ich weiß, ist, daß es, wenn ich einige Macht besäße, die meinige wäre. Lassen Sie mich also Ihre Mittel, zu diesem Ziele zu gelangen, kennen, Herr Graf; ich höre Sie, ich sage nicht mit Aufmerksamkeit, mit Interesse, ich sage mit Dankbarkeit.“

Mirabeau warf einen raschen Blick auf die Königin, einen Adlersblick, der den Abgrund ihres Herzens sondirte, und er sah, daß sie, wenn nicht überzeugt, doch wenigstens fortgerissen war.

Dieser Sieg über eine so erhabene Frau wie Marie Antoinette, schmeichelte auf die süßeste Art der Eitelkeit von Mirabeau.

„Madame,“ sprach er, „wir haben Paris verloren oder beinahe verloren, doch es bleiben uns noch in der Provinz große zerstreute Mengen, aus denen wir fest verbundene Massen machen können; darum ist es meine Ansicht, Madame, der König soll Paris verlassen, nicht Frankreich; er soll sich nach Rouen unter sein Heer zurückziehen. Von dort aus soll er Verordnungen ergehen lassen, welche volksthümlicher als die Decrete der Nationalversammlung; dann kein Bürgerkrieg, da sich der König revolutionärer macht als die Revolution.“

„Aber diese Revolution, mag sie uns vorangehen oder uns folgen, erschreckt sie Sie nicht?“ fragte die Königin.

„Ach! Madame, ich glaube besser als irgend Jemand zu wissen, daß man ihr einen Theil zuscheiden, einen Kuchen zuwerfen muß; ich habe es der Königin schon gesagt: die Monarchie auf den alten Grundlagen, welche die Revolution zerstört hat, wiederherstellen zu wollen, ist ein menschliche Kräfte übersteigendes Unternehmen. Zu dieser Revolution hat Jedermann in Frankreich beigetragen, vom König an bis zum letzten seiner

Unterthanen, sei es durch die Absicht, sei es durch die That, sei es durch Unterlassung. Es ist also nicht die alte Monarchie, die ich zu vertheidigen im Sinne habe, sondern ich gedenke sie zu modificiren, neu zu gestalten, kurz eine Regierungsform zu gründen, die mehr oder minder der ähnlich, welche England auf den höchsten Gipfel seiner Macht und seines Ruhmes gestellt hat. Nachdem er, wenigstens wie mir Herr Gilbert gesagt, das Gefängniß und das Schaffot von Karl I. im Halbdunkel erschaut, würde sich also der König nicht mit dem Throne von Wilhelm III. oder Georg I. begnügen?"

„Oh! Herr Graf," rief die Königin, die ein Wort von Mirabeau durch einen tödtlichen Schauer an die Vision im Schlosse Taverney und an die Zeichnung des von Herrn Guillotin erfundenen Tödtungsinstrumentes erinnert hatte, „oh! Herr Graf, geben Sie uns diese Monarchie, und Sie werden sehen, ob wir Undankbare sind, wie man uns beschuldigt."

„Nun," rief Mirabeau, „das ist es, was ich thun werde, Madame. Der König unterstütze, die Königin ermuthige mich, und ich lege hier zu Ihren Füßen meinen Schwur als Edelmann nieder, daß ich das Versprechen, welches ich Eurer Majestät leiste, halten oder sterben werde!"

„Graf, Graf!" sagte Marie Antoinette, „vergessen Sie nicht, daß es mehr als eine Frau ist, die Ihren Schwur gehört hat: es ist eine Dynastie von fünf Jahrhunderten! es sind sieben Könige von Frankreich, welche von Pharamond bis Ludwig XV. in ihrem Grabe ruhen und mit uns entthront sein werden, wenn unser Thron fällt!"

„Ich kenne die Verbindlichkeit, die ich übernehme, Madame; ich weiß, sie ist ungeheuer, doch sie ist nicht größer als mein Wille, nicht stärker als meine Ergebenheit. Bin ich sicher der Sympathie meiner

Königin und des Vertrauens meines Königs, so werde ich das Werk unternehmen."

„Wenn Sie nur dies brauchen, Herr von Mirabeau, so verpfände ich Ihnen Beides," sprach Marie Antoinette.

Und sie grüßte Mirabeau mit jenem Lächeln einer Sirene, das ihr alle Herzen gewann.

Mirabeau begriff, daß die Audienz beendigt war.

Der Stolz des Mannes der Politik war befriedigt, doch der Eitelkeit des Edelmannes fehlte noch etwas.

„Madame," sagte er mit einer achtungsvollen und zugleich kühnen Höflichkeit, „wenn Ihre erhabene Mutter, die Kaiserin Maria Theresia, zur Ehre ihrer Gegenwart einen ihrer Unterthanen zuließ, so verabschiedete sie ihn nie, ohne ihm ihre Hand zum Kusse zu reichen."

Und er blieb stehen und wartete.

Die Königin schaute diesen gefesselten Löwen an, der nichts Anderes verlangte, als sich zu ihren Füßen niederzulegen. Mit dem Lächeln des Triumphes auf den Lippen, streckte sie dann langsam ihre schöne, wie der Alabaster kalte, beinahe wie dieser durchsichtige Hand aus.

Mirabeau verbeugte sich, berührte mit seinen Lippen diese Hand, erhob wieder das Haupt voll Stolz und sprach:

„Madame, durch diesen Kuß ist die Monarchie gerettet."

Und er entfernte sich ganz bewegt, ganz freudig, selbst glaubend, der arme Mann von Genie! an die Erfüllung der Prophezeiung, die er gemacht.

XLIII.

Rückkehr zum Pachthofe.

Während Marie Antoinette wieder der Hoffnung ihr ganz von Schmerzen zerfressenes Herz öffnet und, sich mit dem Heile der Königin beschäftigend, einen Augenblick die Leiden der Frau vergißt, während Mirabeau träumt, er könne wie der Athlet Alkidamas allein das Gewölbe der Monarchie stützen, das, dem Einsturze nahe, zusammenfallend ihn zu zerschmettern droht, wollen wir den durch so viel Politik ermüdeten Leser zu demüthigeren Personen und frischeren Horizonten zurückführen.

Wir haben gesehen, welche Befürchtungen, durch Pitou dem Herzen von Billot bei des Ersteren zweiter Reise von Haramont in die Hauptstadt eingeblasen, den Pächter an den Pachthof, oder vielmehr den Vater an seine Tochter erinnerten.

Diese Besorgnisse waren nicht übertrieben.

Die Rückkehr fand am zweiten Tage nach der bekannten Nacht statt, wo sich das dreifache Ereigniß der Flucht von Sebastian Gilbert, der Abreise des Vicomte Isidor von Charny und der Ohnmacht von Catherine auf dem Wege von Villers-Coterets nach Pisseleu zugetragen hat.

In einem andern Kapitel dieses Buches haben wir erzählt, wie Pitou, nachdem er Catherine in den Pachthof zurückgebracht, nachdem er von ihr, unter Weinen und Schluchzen, erfahren, der Unfall, der ihr zugestoßen, sei durch die Abreise von Isidor veranlaßt worden, nach Haramont, erdrückt unter der Last dieses Geständnisses,

zurückkam, bei seiner Heimkehr den Brief von Sebastian fand und sogleich nach Paris abging.

In Paris sahen wir ihn mit einer solchen Unruhe auf Gilbert und Sebastian warten, daß es ihm nicht einmal einfiel, mit Billot von dem Ereignisse des Pachthofes zu sprechen.

Erst nachdem er sich über das Loos von Sebastian, als er diesen mit seinem Vater nach der Rue Saint-Honoré zurückkommen sah, beruhigt hatte, als er aus dem Munde des Knaben selbst die Einzelnheiten seiner Reise erfahren und von ihm gehört hatte, wie er den Vicomte Isidor getroffen, der ihn dann auf dem Kreuze seines Pferdes mit nach Paris nahm, erinnerte er sich an Catherine, an den Pachthof und die Mutter Billot und sprach von der schlechten Ernte, von dem unaufhörlichen Regen und der Ohnmacht von Catherine.

Wir haben gesagt, von dieser Ohnmacht sei Billot besonders ergriffen gewesen, und sie habe ihn bestimmt, von Gilbert einen Urlaub zu verlangen, den ihm dieser bewilligte.

Den ganzen Weg entlang befragte Billot Pitou über diese Ohnmacht, denn er liebte seine Frau sehr, der würdige Pächter, er liebte seine Frau ungemein, der gute Gatte, was er aber über Alles liebte, war seine Tochter.

Und dennoch hätte ihn bei seinen unwandelbaren Begriffen von Ehre, bei seinen unbesiegbaren Grundsätzen der Redlichkeit, diese Liebe bei Gelegenheit zu einem ebenso unbeugsamen Richter gemacht, als er ein zärtlicher Vater war.

Von ihm befragt, antwortete Pitou.

Er hatte Catherine auf dem Wege liegend, stumm, unbeweglich, leblos gefunden; er hatte sie für todt gehalten; er hatte sie, ganz in Verzweiflung, in seinen Armen aufgehoben und auf seinen Schoos gelegt. Dann hatte er bald bemerkt, daß sie noch athmete, und laufend

nach dem Pachthofe getragen, wo er sie mit Hülfe der Mutter Billot auf ihr Bett gebracht. Hier hatte er ihr, während die Mutter Billot wehklagte, ungeschlacht Wasser ins Gesicht gespritzt. Diese Frische hatte gemacht, daß Catherine die Augen wieder geöffnet, und als er dies gesehen, fügte Pitou bei, habe er seine Gegenwart auf dem Pachthofe nicht mehr für nöthig gehalten und sei weggegangen. Das Uebrige, nämlich Alles, was sich auf Sebastian bezog, hatte der Vater Billot einmal erzählen hören, und diese Erzählung genügte ihm.

Eine Folge hievon war, daß Billot, unabläßig auf Catherine zurückkommend, sich in Muthmaßungen über den Unfall, der ihr zugestoßen, und über die wahrscheinlichen Ursachen dieses Unfalls erschöpfte.

Diese Muthmaßungen übersetzten sich in Fragen an Pitou gerichtet, auf welche Fragen Pitou diplomatisch antwortete:

„Ich weiß es nicht.“

Und es war ein Verdienst von Pitou, daß er antwortete: „Ich weiß es nicht;“ denn Catherine hatte, wie man sich erinnert, die grausame Offenherzigkeit gehabt, ihm Alles zu gestehen, und folglich wußte Pitou.

Er wußte, daß Catherine, weil ihr das Herz durch den Abschied von Isidor gebrochen, auf der Stelle, wo er sie gefunden, in Ohnmacht gefallen war.

Doch um kein Gold der Erde hätte er dies jemals dem Pächter gesagt.

Pitou hatte sich von einem großen Mitleiden für Catherine erfassen lassen.

Pitou liebte Catherine, er bewunderte sie besonders; wir haben seiner Zeit gesehen, wie diese Bewunderung und diese Liebe, schlecht geschätzt und besonders schlecht belohnt, Leiden in das Herz und Entzückungen in den Geist von Pitou brachten.

Doch diese Entzückungen, so exaltirt sie waren, diese

Schmerzen, so scharf er sie empfand, waren nie bis zur Ohnmacht gegangen.

Pitou stellte sich also folgendes, äußerst vernünftige Dilemma, welches er mit seiner gewöhnlichen Logik in drei Theile theilte:

„Liebt Mademoiselle Catherine Herrn Isidor, um ohnmächtig zu werden, wenn er sie verläßt, so liebt sie Herrn Isidor mehr als ich sie, Mademoiselle Catherine, liebe, da ich nie, wenn ich sie verlassen, in Ohnmacht gefallen bin.“

Von diesem ersten Theile ging er zum zweiten über, und er sagte zu sich selbst: „Liebt sie ihn mehr als ich sie liebe, so muß sie also noch mehr leiden, als ich gelitten habe; in diesem Falle leidet sie viel.“

Von wo aus er zum dritten Theile seines Dilemma, d. h. zum Schlusse kam, ein Schluß, der um so logischer, als er sich, wie jeder gute Schluß, mit dem Eingange wiederverband:

„Und in der That, sie leidet mehr als ich leide, da sie ohnmächtig wird und ich nicht ohnmächtig werde.“

Hievon das große Mitleid, das Pitou stumm Billot gegenüber in Beziehung auf Catherine machte, eine Stummheit, welche die Besorgnisse von Billot vermehrten, die sich, so wie sie zunahmen, immer deutlicher in Peitschenhiebe übersetzten, die der würdige Pächter ohne Unterlaß mit kräftigem Arme den Lenden des von Dammartin gemietheten Pferdes ertheilte, so daß um vier Uhr Nachmittags das Pferd, der kleine Wagen und die zwei Reisenden, die er enthielt, vor der Thüre des Pachthofes ankamen, wo bald das Gebelle der Hunde ihre Gegenwart signalisirte.

Kaum hielt der Wagen still, als Billot zu Boden sprang und rasch in den Pachthof eintrat.

Doch ein Hinderniß, das er nicht erwartete, erhob sich auf der Schwelle des Schlafzimmers seiner Tochter.

Das war der Doctor Raynal, dessen Namen wir,

wie uns scheint, schon im Verlaufe dieser Geschichte auszusprechen Gelegenheit gehabt haben; er erklärte, jede Aufregung sei bei dem Zustande, in dem sich Catherine befand, nicht nur gefährlich, sondern könne sogar tödtlich sein, — ein neuer Schlag, der den armen Billot traf.

Er wußte die Thatsache der Ohnmacht, doch von dem Augenblicke an, wo Pitou hatte Catherine die Augen wieder öffnen und zu sich kommen sehen, bekümmerte er sich, wenn man so sagen darf, nur noch um die Ursachen und die moralischen Folgen des Ereignisses.

Und nun wollte das Unglück, daß außer den Ursachen und den moralischen Folgen auch ein körperliches Resultat vorhanden war.

Dieses körperliche Resultat war eine Gehirnentzündung, welche sich am Morgen des vorhergehenden Tages erklärt hatte und sich auf den höchsten Grad der Intensität zu steigern drohte.

Der Doctor Raynal war bemüht, diese Gehirnentzündung durch alle Mittel, welche bei einem solchen Falle die Adepten der alten Arzneiwissenschaft anwandten, nämlich durch Aderlässe und Senfpflaster zu bekämpfen.

Doch diese Behandlung, so thätig sie auch verfolgt wurde, war bis jetzt gleichsam nur an der Seite der Krankheit hingegangen; der Kampf zwischen dem Uebel und dem Mittel hatte sich kaum entsponnen, und Catherine war vom Morgen an einem heftigen Delirium preisgegeben.

In diesem Delirium sprach sie ohne Zweifel seltsame Dinge, denn unter dem Vorwande, ihr Aufregungen zu ersparen, hatte der Doctor Raynal schon ihre Mutter von ihr entfernt, wie er in diesem Augenblicke, ihren Vater fern zu halten suchte.

Die Mutter Billot saß auf einem Schemel im Hintergrunde des ungeheuren Kamins; sie hatte den Kopf in ihre Hände gedrückt und schien Allem, was um sie her vorging, fremd zu sein.

Unempfindlich für das Geräusch des Wagens, für das Bellen der Hunde, für den Eintritt von Billot in die Küche, erwachte sie indessen, als die Stimme von diesem, mit dem Doctor streitend, ihre in die Tiefe einer düstern Träumerei versunkene Vernunft ergriff.

Sie richtete den Kopf auf, öffnete die Augen, heftete ihren stumpfen Blick auf Billot und rief:

„Ah! da ist unser Mann!“

Und sie stand auf, ging ganz stolpernd und mit ausgestreckten Armen auf Billot zu und warf sich an seine Brust.

Dieser schaute sie mit einer erschrockenen Miene, als ob er sie kaum erkennete, an.

„Ei!“ fragte er, Angstschweiß auf der Stirne, „was geht denn hier vor?“

„Es geht hier vor,“ erwiederte Doctor Raynal, „daß Ihre Tochter das hat, was wir eine Gehirnentzündung nennen, und daß man, wenn man dies hat, wie man nur gewisse Dinge zu sich nehmen darf, ebenso auch nur gewisse Personen sehen darf.“

„Ist denn diese Krankheit gefährlich, Herr Raynal?“ fragte der Vater Billot. „Stirbt man daran?“

„Man stirbt an allen Krankheiten, wenn man schlecht behandelt wird, mein lieber Herr Billot; lassen Sie mich aber Ihre Tochter nach meiner Weise behandeln, und sie wird nicht sterben.“

„Wahrhaftig, Doctor?“

„Ich stehe für sie; doch in den nächsten paar Tagen können nur ich und die Personen, die ich bezeichnen werde, in ihr Zimmer eintreten.“

Billot stieß einen Seufzer aus; man hielt ihn für besiegt; doch er wagte einen letzten Versuch und sagte mit dem Tone, mit dem ein Kind um eine Gnade gebeten hätte:

„Kann ich sie wenigstens sehen?“

„Und wenn Sie sie sehen, wenn Sie sie umarmen, werden Sie mich wenigstens drei Tage ruhig lassen und nichts mehr verlangen?“

„Ich schwöre es Ihnen, Doctor.“

„Nun, so kommen Sie.“

„Er öffnete die Thüre des Zimmers von Catherine, und der Vater Billot konnte seine Tochter mit einer in Eiswasser befeuchteten Binde um die Stirne, mit irrem Auge und das Gesicht glühend vom Fieber sehen.

Sie sprach unzusammenhängende Worte, und als Billot seine bleichen, zitternden Lippen auf ihre feuchte Stirne drückte, schien es ihm, als vernähme er den Namen Isidor.

Auf der Thürschwelle der Küche gruppirten sich die Mutter Billot mit gefalteten Händen, Pitou, der sich auf die Spitze seiner langen Füße erhob, um über die Schulter der Pächterin zu schauen, und ein paar Tagelöhner, welche gerade da waren und mit ihren eigenen Augen sehen wollten, wie es ihrer jungen Gebieterin ginge.

Seinem Versprechen getreu zog sich der Vater Billot zurück, als er sein Kind geküßt hatte, nur zog er sich mit gefalteter Stirne und düsterem Blicke zurück und murmelte:

„Ach! ich sehe, es war Zeit, daß ich zurückkam.“

Und er ging wieder in die Küche, wohin ihm seine Frau maschinenmäßig folgte, und wohin auch Pitou folgen wollte, als ihn der Doctor unten an seinem Wammse zog und zu ihm sagte:

„Verlasse den Pachthof nicht, ich habe mit Dir zu sprechen.“

Pitou wandte sich erstaunt um, und war im Begriffe, sich beim Doctor zu erkundigen, wozu er ihm dienlich sein könnte, doch dieser legte geheimnißvoll und Stillschweigen gebietend den Finger auf seinen Mund.

Pitou blieb also auf der Stelle, wo er war, auf eine mehr groteske, als poetische Art jene Götter des

Alterthums versinnlichend, welche, die Füße im Steine festgehalten, den Leuten die Grenzen ihrer Felder bezeichneten.

Nach Verlauf von fünf Minuten öffnete sich die Thüre des Zimmers von Catherine wieder, und man hörte die Stimme des Doctors Pitou rufen.

„Was?" fragte dieser, aus der Tiefe des Traumes erwachend, in den er versunken schien, „was wollen Sie von mir, Herr Raynal?"

„Komm und hilf Frau Clement Catherine halten, während ich ihr zum dritten Male zur Ader lasse."

„Zum dritten Male!" murmelte die Mutter Billot, „er will meinem Kinde zum dritten Male zur Ader lassen! Oh! mein Gott! mein Gott!"

„Weib, Weib," sprach Billot mit ernstem Tone, „Alles dies wäre nicht geschehen, hättest Du besser über Deinem Kinde gewacht."

Und er kehrte in sein Zimmer zurück, aus welchem er seit drei Monaten entfernt war, während Pitou, durch den Doctor Raynal zum Range eines Zöglings der Chirurgie erhoben, in das von Catherine eintrat.

XLIV.

Pitou als Kranenkwärter.

Pitou war sehr erstaunt, daß er dem Doctor zu etwas nützen sollte; doch er wäre noch mehr erstaunt gewesen, hätte ihm dieser gesagt, er erwarte von ihm eher einen moralischen als einen physischen Beistand bei der Kranken.

Der Doctor hatte in der That bemerkt, daß Catherine in ihrem Delirium beinahe immer den Namen Pitou mit dem von Isidor verband.

Das waren, wie man sich erinnern wird, die zwei letzten Gestalten, welche im Geiste von Catherine hatten bleiben müssen, — Isidor, als sie die Augen geschlossen, Pitou, als sie dieselben wieder geöffnet.

Da jedoch die Kranke diese zwei Namen nicht mit demselben Tone aussprach und der Doctor Raynal, der nicht weniger Beobachter als sein berühmter Homonyme, der Verfasser der philosophischen Geschichte Indiens, sich sogleich sagte, von diesen zwei mit verschiedenem aber dennoch bezeichnendem Tone ausgesprochenen Namen Isidor von Charny und Ange Pitou müsse der Name Ange Pitou der des Freundes und der Name Isidor von Charny der des Geliebten sein, so sah er nicht nur keinen Nachtheil, sondern sogar einen Vortheil darin, daß er zu der Kranken einen Freund einführte, mit dem sie von ihrem Geliebten sprechen konnte.

Denn für den Doctor Raynal, — ohne daß wir seinem Scharfsinne etwas benehmen wollen, — war dies eine leichte Sache; für ihn war es klar, und er brauchte nur, wie bei den Fällen, wo die Aerzte legale Medicin treiben, die Thatsachen zu gruppiren, damit die volle Wahrheit vor seinen Augen erschien.

Jedermann wußte in Villers-Coterets, daß in der Nacht vom 5. auf den 6. October Georges von Charny in Versailles getödtet worden, und daß am Abend des andern Tages sein Bruder Isidor, vom Grafen von Charny berufen, nach Paris abgereist war.

Pitou hatte nun Catherine ohnmächtig auf dem Wege von Boursonne nach Paris gefunden. Er hatte sie bewußtlos nach dem Pachthofe zurückgetragen; in Folge dieses Ereignisses war Catherine von der Hirnentzündung befallen worden. Diese Hirnentzündung hatte das Delirium herbeigeführt; in diesem Delirium strengt

sie sich an, einen Flüchtling zurückzuhalten, und dieser Flüchtling hieß Isidor.

Man sieht also, daß es für den Doctor leicht sein mußte, das Geheimniß der Krankheit von Catherine zu errathen, das nichts Anderes als das Geheimniß ihres Herzens war.

Unter diesen Umständen hatte sich der Doctor folgendes Raisonnement gemacht:

Das erste Bedürfniß einer durch das Gehirn angegriffenen Kranken ist die Ruhe.

Was kann die Ruhe in das Herz von Catherine bringen? Daß sie erfährt, was aus ihrem Geliebten geworden ist.

Bei wem kann sie sich nach ihrem Geliebten erkundigen? Bei dem, der etwas von ihm wissen kann.

Und wer ist derjenige, welcher etwas von ihm wissen kann? Pitou, der von Paris kommt.

Das Raisonnement war zugleich einfach und logisch; der Doctor hatte es auch ohne alle Anstrengung gemacht.

Indessen verwendete er Pitou zuerst beim Dienste eines Wundarztgehülfen; nur hätte er seiner bei diesem Dienste vollkommen entbehren können, insofern kein Aderlaß vorzunehmen, sondern einfach der alte wieder zu öffnen war.

Der Doctor zog sachte den Arm von Catherine aus dem Bette, nahm das Bäuschchen weg, das auf die Narbe gepreßt war, trennte mit seinen beiden Daumen das schlecht verbundene Fleisch, und das Blut sprang hervor.

Als er dieses Blut sah, für das er mit Freuden das seinige gegeben hätte, fühlte Pitou, daß ihm seine Kräfte entschwanden.

Er setzte sich in den Lehnstuhl von Frau Clement, drückte die Hände auf seine Augen, schluchzte und zog bei jedem Schluchzen aus der Tiefe seines Herzens die Worte:

„Oh! Mademoiselle Catherine, arme Mademoiselle Catherine!“

Und bei jedem dieser Worte sagte er sich in seinem Innern durch jene doppelte Arbeit des Geistes, welche auf die Gegenwart und die Vergangenheit operirt:

„Oh! sie liebt sicherlich ihren Isidor mehr, als ich sie liebe! Sicherlich leidet sie mehr, als ich je gelitten habe, da man genöthigt ist, ihr zur Ader zu lassen, weil sie die Hirnentzündung und das Delirium hat, zwei Dinge, welche sehr unangenehm zu haben sind, und die ich nie gehabt habe!"

Und während er Catherine zwei neue Näpfchen Blut abzapfte, wünschte sich der Doctor Raynal, der Pitou nicht aus dem Auge verlor, Glück, daß er so gut errathen, die Kranke habe in ihm einen ergebenen Freund.

Diese kleine Blutentziehung beruhigte, wie es der Doctor gedacht, das Fieber: die Pulsadern der Schläfe schlugen sanfter; die Brust löste sich; der Athem, zuvor pfeifend, wurde gelinde und gleichmäßig; der Puls fiel von hundert und zehn Schlägen auf fünf und achtzig, und Alles deutete für Catherine eine ruhige Nacht an.

Der Doctor Raynal athmete nun auch; er gab Frau Clement die nöthigen Vorschriften und empfahl ihr unter Anderem sonderbarer Weise, ein paar Stunden zu schlafen, während Pitou an ihrer Stelle wachen würde; dann winkte er Pitou, ihm zu folgen, und kehrte in die Küche zurück.

Pitou folgte dem Doctor, der die Mutter Billot im Schatten des Kaminmantels begraben fand.

Die arme Frau war so betrübt, daß sie kaum zu begreifen vermochte, was ihr der Doctor sagte.

Es waren doch gute Worte für das Herz einer Mutter!

„Auf! auf! Muth, Mutter Billot," sprach der Doctor: „es geht so gut, als es gehen kann."

Die arme Frau schien aus der andern Welt zu kommen.

„Oh! lieber Herr Raynal, ist das wirklich wahr, was Sie da sagen?"

„Ja, die Nacht wird nicht schlecht sein. Werden

Sie indessen nicht ängstlich, wenn Sie einige Schreie in dem Zimmer Ihrer Tochter hören, und treten Sie besonders nicht in dasselbe ein."

„Mein Gott! mein Gott!" versetzte die Mutter Billot mit einem Ausdrucke tiefen Schmerzes, „es ist sehr traurig, daß eine Mutter nicht in das Zimmer ihrer Tochter eintreten darf."

„Was wollen Sie! das ist meine strenge Vorschrift: weder Sie, noch Herr Billot."

„Wer wird aber mein armes Kind pflegen?"

„Seien Sie unbesorgt: Sie haben hiefür Frau Clemant und Pitou."

„Wie! Pitou?"

„Ja, Pitou. Ich erkannte so eben in ihm bewunderungswürdige Anlagen für die Medicin. Ich nehme ihn mit nach Villers-Coterets, wo ich beim Apotheker einen Trank bereiten lassen will. Pitou bringt dann den Trank zurück; Frau Clement wird der Kranken einen Löffel um den andern eingeben, und ereignete sich ein Unfall, so würde Pitou, der mit Frau Clement wacht, seine langen Beine an den Hals nehmen, und in zehn Minuten wäre er bei mir, nicht wahr, Pitou?"

„In fünf, Herr Raynal," erwiederte Pitou mit einem Selbstvertrauen, das im Geiste seiner Zuhörer keinen Zweifel lassen konnte.

„Sie sehen, Frau Billot," sprach der Doctor Raynal.

„Gut, es sei," versetzte die Mutter Billot, „das wird so gehen; nur sagen Sie dem armen Vater ein Wort von Ihrer Hoffnung."

„Wo ist er?" fragte der Doctor.

„Hier in der Stube nebenan."

„Unnöthig," sprach eine Stimme von der Thürschwelle aus, „ich habe Alles gehört."

Und die drei Redenden, die sich bei dieser unerwarteten Antwort schauernd umwandten, sahen in der That

den Pächter mit bleichem Gesichte in der dunkeln Umrahmung stehen.

Dann kehrte Billot, als wäre dies Alles gewesen, was er zu hören und zu sagen hatte, in seine Stube zurück, ohne irgend eine Bemerkung über die vom Doctor Raynal für die Nacht getroffenen Anordnungen zu machen.

Pitou hielt Wort; nach einer Viertelstunde war er mit dem mit seiner Etiquette versehenen und durch das Siegel von Herrn Pacquenaud, Doctor-Apotheker vom Vater auf den Sohn in Villers-Coterets, versicherten beruhigenden Tranke zurück.

Der Bote durchschritt die Küche und trat in das Zimmer von Catherine ein, nicht nur ohne irgend eine Schwierigkeit, sondern sogar ohne eine andere Anrede von irgend Jemand, als die Worte, welche Frau Billot an ihn richtete:

„Ah! Du bist es, Pitou?"

Und ohne daß er etwas Anderes erwiederte, als:

„Ja, Frau."

Catherine schlief, wie es der Doctor Raynald vorhergesehen, ziemlich ruhig. In ihrer Nähe, in einem großen Lehnstuhle ausgestreckt und die Füße auf die Feuerböcke gestützt, befand sich die Krankenwärterin in jenem Zustande von Schläfrigkeit, der dieser ehrenwerthen Classe der Gesellschaft eigenthümlich, welche, da sie weder das Recht hat, völlig zu schlafen, noch die Kraft, wach zu bleiben, jenen Seelen gleicht, denen es verboten ist, in die elysäischen Felder hinabzusteigen, während sie doch nicht bis zum Tage aufsteigen können, weshalb sie ewig an den Grenzen des Wachens und des Schlafens umherirren. Sie empfing in diesem somnambulen Zustande, der bei ihr zur Gewohnheit geworden, das Fläschchen aus den Händen von Pitou, entpfropfte es, stellte es auf den Nachttisch und legte unmittelbar daneben den silbernen Löffel, damit die Kranke so wenig als möglich zur Stunde des Bedürfnisses zu warten habe. Dann streckte sie sich wieder in ihrem Lehnstuhle aus.

Pitou aber setzte sich auf den Rand des Fensters, um Catherine nach seinem Belieben anzuschauen.

Das Gefühl des Mitleids, das ihn beim Gedanken an Catherine ergriffen, hatte sich natürlich, als er sie gesehen, nicht vermindert. Nun, da es ihm gestattet war, so zu sagen, das Uebel mit dem Finger zu berühren und zu beurtheilen, welche furchtbare Verwüstung das abstracte Ding, das man die Liebe nennt, anrichten konnte, war er mehr als je geneigt, seine Liebe zu opfern, welche ihm von so leichtem Gehalte im Vergleiche mit der anspruchsvollen, fieberhaften, erschrecklichen Liebe dünkte, die sich des Mädchens bemächtigt zu haben schien.

Diese Gedanken versetzten ihn allmälig in die Stimmung des Geistes, in der er nothwendig sein mußte, um den Plan des Doctor Raynald zu begünstigen.

Der wackere Mann hatte in der That gedacht, das Heilmittel, dessen Catherine hauptsächlich bedürfe, sei dasjenige, welches man einen Vertrauten nennt. Er war vielleicht kein großer Arzt, doch, wie wir gesagt haben, sicherlich ein großer Beobachter, dieser Doctor Raynald.

Ungefähr eine Stunde nach der Rückkehr von Pitou bewegte sich Catherine, stieß einen Seufzer aus und öffnete die Augen.

Wir müssen Frau Clement die Gerechtigkeit widerfahren lassen, bei der ersten Bewegung, welche die Kranke gemacht hatte, stand sie bei ihr und stammelte:

„Hier bin ich, Mademoiselle Catherina! Was wünschen Sie?“

„Ich habe Durst,“ murmelte die Kranke, zum Leben durch einen physischen Schmerz und zum Gefühle durch ein materielles Bedürfniß zurückkehrend.

Frau Clement goß in den Löffel ein paar Tropfen von dem schmerzstillenden Mittel, das Pitou gebracht hatte, und schob den Löffel zwischen die trockenen Lippen und die aneinander gedrückten Zähne von Catherine, welche maschinenmäßig den besänftigenden Trank schluckte.

Dann fiel Catherine aufs Neue mit dem Kopfe auf ihr Kissen zurück, und Frau Clement streckte sich, befriedigt durch die Ueberzeugung, eine Pflicht erfüllt zu haben, abermals in ihrem Lehnstuhle aus.

Pitou seufzte; er glaubte, Catherine habe ihn nicht einmal gesehen, als er Frau Clement Catherine aufheben geholfen; während sie die paar Tropfen Arznei trank und wieder auf ihr Kissen zurücksank, hatte aber Catherine die Augen ein wenig geöffnet und mit dem sterbenden Blicke, der zwischen ihren Augenlidern durchglitt, Pitou zu erschauen geglaubt.

Doch während des Deliriums, das sie seit drei Tagen in seinen Klauen hielt, hatte sie so viele Gespenster gesehen, welche immer nur erschienen und wieder verschwunden waren, daß sie den wirklichen Pitou als einen phantastischen Pitou behandelte.

Der Seufzer, den Pitou von sich gegeben, war also nicht ganz übertrieben.

Die Erscheinung dieses alten Freundes, gegen den Catherine zuweilen so ungerecht gewesen, hatte indessen auf die Kranke einen Eindruck gemacht, der tiefer als die vorhergehenden, und obgleich sie die Augen geschlossen hielt, schien es ihr doch, mit einem übrigens ruhigern und weniger fieberhaften Geiste, als sähe sie vor sich den wackern Reisenden, den ihr der so oft abgerissene Faden ihrer Ideen als bei ihrem Vater in Paris befindlich darstellte.

Eine Folge hievon war, daß sie, diesmal gequält von der Idee, Pitou sei eine Wirklichkeit und keine Ausgeburt ihres Fiebers, schüchtern die Augen öffnete und suchte, ob derjenige, welchen sie gesehen, immer noch an demselben Platze sei.

Es versteht sich, daß er sich nicht gerührt hatte.

Als er die Augen von Catherine sich wieder öffnen und auf ihm verweilen sah, erleuchtete sich das Gesicht von Pitou; als er ihre Augen wieder zum Leben und

zum Verstande zurückkehren sah, streckte Pitou die Arme aus.

„Pitou!“ murmelte die Kranke.

„Mademoiselle Catherine!“ rief Pitou.

„Was gibt es?“ fragte Frau Clement, indem sie sich umwandte.

Catherine warf einen besorgten Blick auf die Krankenwärterin und ließ mit einem Seufzer ihren Kopf wieder auf das Kissen fallen.

Pitou errieth, daß die Gegenwart von Frau Clement Catherine beengte.

Er ging auf sie zu und sagte leise zu ihr:

„Frau Clement, berauben Sie sich nicht des Schlafes, Sie wissen wohl, daß mich Herr Raynal hat hier bleiben heißen, damit ich bei Mademoiselle Catherine wache, und damit Sie während dieser Zeit einen Augenblick ruhen könnten.“

„Ah! das ist wahr,“ erwiederte Frau Clement.

Und als hätte sie nur diese Erlaubniß erwartet, sank in der That die gute Frau in ihrem Lehnstuhle zusammen, stieß ebenfalls einen Seufzer aus und bezeichnete nach einem Augenblicke der Stille durch ein Anfangs schüchternes Schnarchen, das aber, immer kühner werdend, am Ende ganz und gar die Lage beherrschte, daß sie mit vollen Segeln in das Zauberland des Schlafes einlief, welches sie gewöhnlich nur im Traume durchwanderte.

Catherine war der Bewegung von Pitou mit einem gewissen Erstaunen gefolgt, und mit dem den Kranken eigenthümlichen scharfen Gehöre hatte sie nicht ein Wort von dem, was Pitou zu Frau Clement gesagt, verloren.

Pitou blieb einen Augenblick bei der Krankenwärterin, als wollte er sich versichern, daß ihr Schlaf ein ächter sei; dann, als er keinen Zweifel mehr in dieser Hinsicht hatte, näherte er sich Catherine, indem er den Kopf schüttelte und die Arme fallen ließ.

„Ah! Mademoiselle Catherine,“ sagte er, „ich

wußte wohl, daß Sie ihn lieben, doch ich wußte nicht, daß Sie ihn so sehr lieben."

XLV.

Pitou als Vertrauter.

Pitou sprach diese Worte auf eine Art, daß Catherine darin zugleich den Ausdruck rines großen Schmerzes und den Beweis einer großen Liebe sehen konnte.

Diese zwei zu gleicher Zeit dem Herzeu des wackern Jungen, der sie mit einem so traurigen Auge anschaute, entflossenen Gefühle rührten die Kranke in einem gleichen Grade.

So lange Isidor in Boursonne wohnte, so lange sie ihren Geliebten auf eine Stunde von sich fühlte, kurz, so lange Catherine glücklich war, abgesehen von einigen durch die Beharrlichkeit, mit der Pitou sie auf ihren Gängen begleiten wollte, veranlaßten Widerwärtigkeiten, abgesehen von einigen Besorgnissen verursacht durch gewisse Paragraphen der Briefe ihres Vaters, hatte Catherine ihre Liebe in sich selbst begraben, wie einen Schatz, von dem auch nur den geringsten Obol in ein anderes Herz als das ihrige fallen zu lassen sie sich wohl gehütet hätte. Nun aber da Isidor abgereist, da Catherine verlassen und allein war, da das Unglück sich an die Stelle der Glückseligkeit setzte, suchte Catherine vergebens einen ihrem Egoismus gleichkommenden Muth, und sie sah ein, es wäre für sie eine große Erleichterung, einen Menschen zu treffen, der mit ihr von dem schönen Edelmann sprechen

könnte, welcher von ihr geschieden war, ohne daß er ihr etwas Bestimmtes über die Zeit seiner Rückkehr hatte sagen können.

Sie konnte aber von Isidor weder mit Frau Clement, noch mit dem Doctor Raynal, noch mit ihrer Mutter sprechen, und sie litt schmerzlich darunter, daß sie zu diesem Stillschweigen verurtheilt war, als plötzlich in dem Moment, wo sie es am wenigsten vermuthete, die Vorsehung vor ihre Augen, die sie dem Leben und der Vernunft wieder geöffnet, einen Freund stellte, an welchem sie einen Augenblick, da er geschwiegen, hatte zweifeln können, an dem sie aber bei den ersten Worten, die er sprach, nicht mehr zweifeln konnte.

Auf diese Worte des Mitleids, welche mit einer so peinlichen Empfindung aus dem Herzen des armen Neffen der Tante Angelique kamen, erwiederte auch Catherine, ohne daß sie nur entfernt ihre Gefühle zu verbergen suchte:

„Ah! Herr Pitou, ich bin sehr unglücklich."

Von da an war der Damm einerseits gebrochen und der Strom andererseits wiederhergestellt.

„In jedem Falle, Mademoiselle Catherine," fuhr Pitou fort, „obgleich es mir kein großes Vergnügen macht, von Herrn Isidor zu sprechen, kann ich Ihnen, sollte es Ihnen angenehm sein, Nachricht von ihm geben."

„Du?" fragte Catherine."

„Ja, ich."

„Du hast ihn also gesehen?"

„Nein, doch ich weiß, daß er gesund und wohlbehalten in Paris angekommen ist."

„Und woher weißt Du das?" fragte Catherine mit einem ganz von Liebe glänzenden Blicke.

Dieser Blick machte, daß Pitou einen schweren Seufzer von sich gab.

„Ich weiß das von meinem jungen Freunde, Sebastian Gilbert, den Herr Isidor in der Nacht in der Nähe der

Fontaine=Eau=Claire getroffen und mit sich nach Paris genommen hat."

Catherine erhob sich mit einer Anstrengung auf ihren Ellbogen, schaute Pitou an und fragte lebhaft:

„Er ist also in Paris?"

„Das heißt," entgegnete Pitou, „er soll nicht mehr dort sein."

„Und wo soll er denn sein?" fragte mit matter Stimme das Mädchen.

„Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß er mit einer Sendung nach Spanien oder nach Italien abreisen sollte."

Catherine ließ bei dem Worte abreisen ihren Kopf auf ihr Kissen mit einem Seufzer fallen, auf den bald reichliche Thränen folgten.

„Mademoiselle," sprach Pitou, dem dieser Schmerz von Catherine das Herz brach, „wenn Sie durchaus wissen wollen, wo er ist, so will ich mich erkundigen."

„Bei wem?" fragte Catherine.

„Beim Herrn Doctor Gilbert, der ihn in den Tuilerien verließ . . . Oder auch, wenn Sie lieber wollen," fügte Pitou bei, als er sah, daß Catherine einen verneinenden Dank bezeichnend den Kopf schüttelte, „oder ich kann auch nach Paris zurückkehren und Erkundigungen einziehen . . . Oh! mein Gott! das wird schnell geschehen sein, das ist eine Sache von vierundzwanzig Stunden."

Catherine streckte ihre fieberhafte Hand aus und reichte sie Pitou, dieser aber, der die Gunst nicht errieth, die ihm bewilligt war, erlaubte sich nicht, sie zu berühren.

„Nun, Herr Pitou?" fragte ihn lächelnd Catherine, „haben Sie Angst, mein Fieber zu bekommen?"

„Oh! entschuldigen Sie mich, Mademoiselle Catherine," sagte Pitou, während er die feuchte Hand des Mädchens in seinen plumpen Händen preßte; „sehen Sie, ich verstand Sie nicht! Sie nehmen also meinen Vorschlag an?"

„Nein, im Gegentheil, Pitou, ich danke Dir. Das ist unnöthig; ich muß nothwendig morgen früh einen Brief von ihm bekommen."

„Einen Brief von ihm! . . ." sagte Pitou lebhaft. Dann hielt er inne und schaute mit Unruhe umher.

„Nun! ja, einen Brief von ihm," erwiederte Catherine, indem sie selbst mit dem Blicke die Ursache suchte, welche so das freundliche Gemüth von Ange beunruhigen konnte.

„Einen Brief von ihm! ah! Teufel!" wiederholte Pitou, indem er sich wie ein verlegener Mensch auf die Nägel biß.

„Allerdings einen Brief von ihm. Was findest Du denn daran, daß er mir schreibt, so Außerordentliches?" versetzte Catherine, „Du, der Du Alles weißt, oder," fügte sie mit leiser Stimme bei, „beinahe Alles."

„Ich finde nichts Außerordentliches daran, daß er Ihnen schreibt . . . Wäre es mir erlaubt, Ihnen zu schreiben, Gott weiß, ich würde auch schreiben und zwar lange Briefe; aber ich habe bange . . ."

„Bange, wovor, mein Freund?"

„Daß der Brief von Herrn Isidor in die Hände Ihres Vaters fällt."

„Meines Vaters?"

Pitou machte mit dem Kopfe eine dreifache Geberde, welche dreimal Ja besagen wollte.

„Wie! meines Vaters!" fragte Catherine immer mehr erstaunt. „Ist mein Vater nicht in Paris?"

„Ihr Vater ist in Pisseleu, Mademoiselle Catherine, im Pachthofe, hier in der Stube nebenan. Nur hat mit Herr Raynal verboten, in Ihr Zimmer einzutreten, wegen des Deliriums, sagte er, und er hat wohl daran gethan."

„Und warum hat er wohl daran gethan?"

„Weil mir Herr Billot nicht sehr zärtlich in Beziehung auf Herrn Isidor gesinnt zu sein scheint, und weil er wegen eines einzigen Males, daß Sie seinen

Namen aussprachen und er ihn hörte, eine heftige Grimasse machte, dafür stehe ich Ihnen."

„Ah! mein Gott, mein Gott!" murmelte Catherine ganz schauernd, „was sagst Du mir da, Pitou?"

„Die Wahrheit . . . Ich hörte ihn sogar zwischen seinen Zähnen brummen: „„Es ist gut, es ist gut, man wird nichts sagen, so lange sie krank ist, doch hernach wird man sehen!""

„Pitou!" sprach Catherine, indem sie diesmal seine Hand mit einer so krampfhaften Geberde ergriff, daß nun die Reihe, zu beben, an ihm war.

„Mademoiselle Catherine!" erwiederte er.

„Du hast Recht, seine Briefe dürfen nicht in die Hände meines Vaters fallen . . . mein Vater würde mich tödten."

„Sie sehen wohl, Sie sehen wohl. Der Vater Billot gibt bei dieser Bagatelle der Vernunft kein Gehör."

„Aber was ist zu thun?"

„Erklären Sie mir das, Mademoiselle."

„Es gibt wohl ein Mittel."

„Wenn es ein Mittel gibt, so muß man es anwenden," versetzte Pitou.

„Doch ich wage nicht . . ."

„Wie! Sie wagen nicht?"

„Ich wage es nicht, Ihnen anzugeben, was man thun müßte."

„Wie! das Mittel hängt von mir ab, und Sie wagen nicht, es mir zu nennen? Ah! das ist nicht gut, Mademoiselle Catherine, und ich hätte nicht geglaubt, daß es Ihnen an Vertrauen zu mir gebricht."

„Es gebricht mir nicht an Vertrauen zu Dir, mein lieber Pitou," erwiederte Catherine.

„Ah! dann ist es gut," sagte Pitou, sanft geliebkost durch die wachsende Vertraulichkeit von Catherine.

„Doch es wird viel Mühe für Dich sein, mein Freund."

„Oh! wenn es nur Mühe für mich ist, so müssen Sie sich nicht darum bekümmern, Mademoiselle Catherine.“

„Du willigst also im Voraus ein, zu thun, was ich von Dir verlangen werde?“

„Sicherlich . . . Das heißt, wenn es nicht unmöglich ist.“

„Es ist im Gegentheil sehr leicht.“

„Wenn es sehr leicht ist, so sprechen Sie.“

„Du müßtest zu der Mutter Colombe gehen.“

„Zu der Gerstenzuckerhändlerin?“

„Ja, sie ist zugleich Austrägerin der Briefpost.“

„Ah! ich begreife und . . ich werde ihr sagen, sie soll nur mir die an Sie adressirten Briefe zustellen?“

„Du wirst ihr sagen, sie soll nur Dir, Pitou, meine Briefe zustellen.“

„Mir?“ versetzte Pitou. „Ah! ich hatte Anfangs nicht begriffen!“

Und er stieß seinen dritten oder vierten Seufzer aus.

„Du siehst ein, das ist das Sicherste, Pitou, wenn Du nicht etwa diesen Dienst mir nicht leisten willst.“

„Ich es Ihnen abschlagen, Mademoiselle Catherine? Ah! ja wohl!“

„Ich danke Dir!“

„Ich werde gehen, morgen werde ich sicherlich gehen.“

„Morgen, das ist zu spät, mein lieber Pitou; Du müßtest heute dahin gehen.“

„Wohl, es sei; heute, diesen Morgen, auf der Stelle!“

„Was für ein braver Junge bist Du, Pitou, und wie sehr liebe ich Dich!“

„Oh! Mademoiselle Catherine,“ sprach Pitou, „sagen Sie mir nicht solche Dinge, Sie würden mich ins Feuer gehen machen.“

„Schau', wie viel Uhr es ist, Pitou,“ sagte Catherine.

Pitou näherte sich der Uhr des Mädchens, welche am Kamine hing, und erwiederte dann: „Halb sechs Uhr.“

„Nun,“ murmelte Catherine, „mein lieber Freund Pitou ...“

„Nun, Mademoiselle?“

„Es wäre vielleicht Zeit ...“

„Daß ich zur Mutter Colombe ginge ... Zu Ihren Befehlen, Mademoiselle. Doch Sie müßten ein wenig von dem Tranke nehmen; der Doctor hat einen Löffel voll alle halbe Stunden verordnet.“

„Ah, mein guter Pitou,“ versetzte Catherine, während sie einen Löffel von dem Tranke des Apothekers voll goß und Pitou mit Augen anschaute, die sein Herz schmelzen machten, „was Du für mich thust, ist mehr werth, als alle Tränke der Welt.“

„Darum hat also der Doctor Raynal gesagt, ich besitze so große Anlagen, um ein Zögling der Medicin zu werden.“

„Doch wohin wirst Du sagen, daß Du gehest, Pitou, damit man im Pachthofe nichts muthmaßt?“

„Oh! was das betrifft, seien Sie unbesorgt,“ erwiederte Pitou.

Und er nahm seinen Hut und fragte noch:

„Soll ich Frau Clement aufwecken?“

„Oh! das ist unnöthig, laß sie schlafen, die arme Frau ... Ich brauche nun nichts, als ...“

„Als was?“ versetzte Pitou.

Catherine lächelte.

„Ah! ja, ich habe es,“ murmelte der Liebesbote, „den Brief von Herrn Isidor.“

Und nachdem er einen Augenblick geschwiegen, fügte er bei:

„Nun, so seien Sie ruhig; wenn er dort ist, so werden Sie ihn bekommen; wenn er nicht dort ist ...“

„Wenn er nicht dort ist?“ fragte ängstlich Catherine.

„Wenn er nicht dort ist, damit Sie mich abermals

anschauen, wie Sie mich vorhin anschauten, damit Sie mir abermals zulächeln, wie Sie mir so eben zugelächelt, damit Sie mich abermals Ihren lieben Pitou und Ihren guten Freund nennen, wenn er nicht dort ist ... nun, so hole ich ihn in Paris."

„Gutes, vortreffliches Herz!" sprach Catherine, während sie Pitou, der wegging, mit den Augen folgte.

Nach zehn Minuten wäre es der Kranken unmöglich gewesen, sich selbst zu sagen, ob das, was vorgefallen, eine durch die Rückkehr ihrer Vernunft herbeigeführte Wirklichkeit, oder ein durch ihr Delirium erzeugter Traum gewesen; was sie aber gewiß wußte, war, daß eine belebende, sanfte Frische sich aus ihrem Herzen nach den entferntesten Extremitäten ihrer vom Fieber und von Schmerzen gepeinigten Glieder verbreitete.

In dem Augenblick, wo Pitou die Küche durchschritt, richtete die Mutter Billot den Kopf auf.

Die Mutter Billot hatte sich seit drei Tagen nicht zu Bette gelegt und nicht geschlafen.

Seit drei Tagen hatte sie nicht ihren Schemel unter dem Kaminmantel verlassen, von wo aus ihre Augen in Ermangelung ihrer Tochter, zu welcher einzutreten ihr verboten war, wenigstens die Thüre vom Zimmer des Mädchens sehen konnten.

„Nun?" fragte sie.

„Mutter Billot, es ist besser," erwiederte Pitou.

„Und wohin gehst Du denn?"

„Ich gehe nach Villers-Coterets."

„Und was willst Du dort machen?"

Pitou stockte einen Augenblick.

Pitou war nicht der rasch besonnene Mensch.

„Was ich dort machen will?" wiederholte er, um Zeit zu gewinnen.

„Ja," sprach die Stimme des Vater Billot, „meine Frau fragt Dich, was Du dort machen wollest."

„Ich will den Doctor Raynal benachrichtigen."

„Der Doctor Raynal hat Dir gesagt, Du sollst ihn nur benachrichtigen, wenn es Neues gebe.“

„Ja,“ versetzte Pitou, „doch es geht besser mit Mademoiselle Catherine, und das scheint mir Neues zu sein.“

Mochte nun der Vater Billot die Antwort von Pitou entschieden finden, mochte er sich nicht zu schwierig gegen einen Menschen zeigen wollen, der ihm im Ganzen eine gute Kunde brachte, er machte keine andere Einwendung gegen den Abgang von Pitou.

Pitou entfernte sich also, während der Vater Billot in seine Stube zurückkehrte und die Mutter Billot ihren Kopf wieder auf ihre Brust fallen ließ.

Pitou kam nach Villers-Coterets um drei Viertel auf sechs Uhr Morgens.

Er weckte gewissenhaft den Doctor Raynal auf, um ihm zu sagen, daß es bei Catherine besser gehe, und ihn zu fragen, was weiter zu thun sei.

Der Doctor befragte ihn über seine Nachtwache, und zum großen Erstaunen von Pitou, der doch bei seinen Antworten mit der größten Vorsicht zu Werke ging, bemerkte der wackere Junge bald, daß der Doctor das, was zwischen ihm und Catherine vorgefallen war, beinahe so genau wußte, als wenn er, in irgend einem Winkel des Zimmers, hinter den Vorhängen der Fenster oder des Bettes seiner Unterredung mit dem Mädchen beigewohnt hätte.

Der Doctor Raynal versprach, im Laufe des Tages nach dem Pachthofe zu kommen, hieß, statt jeder Verordnung, Catherine immer aus demselben Fasse bedienen, und entließ Pitou, welcher lange über diese räthselhaften Worte nachdachte und am Ende begriff, der Doctor empfehle ihm, fortwährend mit dem Mädchen vom Vicomte Isidor von Charny zu sprechen.

Vom Doctor ging es sodann zur Mutter Colombe. Die Briefträgerin wohnte immer noch außen an der Rue de Lormet, das heißt, am andern Ende der Stadt.

Er kam an, als sie ihre Thüre öffnete.

Die Mutter Colombe war eine große Freundin der Tante Angelique; diese Freundschaft hielt sie aber nicht ab, den Neffen zu schätzen.

Als er in den Laden der Mutter Colombe, der von Pfefferkuchen und Gerstenzucker strotzte, eintrat, sah Pitou zum ersten Male ein, wenn er in seiner Unterhandlung reussiren und es dahin bringen wolle, daß ihm die Briefträgerin die an Mademoiselle Catherine gerichteten Briefe herausgebe, so müsse er, wenn nicht die Bestechung, doch wenigstens die Verführung anwenden.

Er kaufte zwei Stangen Gerstenzucker und einen großen Pfefferkuchen.

Nachdem dieser Ankauf gemacht und bezahlt war, wagte er seine Bitte.

Er stieß auf mehrere ernste Schwierigkeiten.

Die Briefe sollten nur an die Personen, an welche sie adressirt waren, oder an Leute, die mit geschriebenen Vollmachten versehen, übergeben werden.

Die Mutter Colombe zweifelte nicht an dem Worte von Pitou, doch sie forderte eine geschriebene Vollmacht.

Pitou sah, daß er ein Opfer bringen mußte.

Er versprach, am andern Tage einen Schein für den Brief, wenn einer da wäre, und eine Vollmacht, für Catherine die andern Briefe, welche kommen würden, in Empfang zu nehmen, der Briefträgerin zu überbringen, — ein Versprechen, das er mit einem zweiten Ankauf von Gerstenzucker und Pfefferkuchen begleitete.

Wer kann dem widerstehen, welcher Handgeld gibt, und besonders auf eine so reichliche Art gibt!

Die Mutter Colombe machte nur noch schwache Einwendungen und erlaubte am Ende Pitou, ihr zur Post zu folgen, wo sie ihm den Brief an Catherine übergeben würde, sollte ein solcher angekommen sein.

Pitou folgte ihr, seine zwei Pfefferkuchen verspeisend und seine vier Stangen Gerstenzucker schnullend.

Nie, gar nie hatte er sich eine solche Verschwendung erlaubt; doch man weiß, durch die Freigebigkeit des Doctor Gilbert war Pitou reich.

Als er über den großen Platz ging, stieg er auf den Brunnen, legte den Mund an eine der vier Röhren, aus denen sich damals das Wasser ergoß, und absorbirte fünf Minuten lang den ganzen Ausfluß, ohne auch nur einen Tropfen fallen zu lassen. Ehe er wieder herabstieg, schaute er umher, und er erblickte eine Art von Schaubühne, welche mitten auf dem Platze aufgeschlagen war.

Da erinnerte er sich, daß im Augenblicke seines Abgangs stark davon die Rede gewesen war, sich in Villers-Coterets zu versammeln, um die Grundlagen eines Bündnisses zwischen dem Cantonshauptorte und den Dörfern der Umgegend zu bilden.

Die verschiedenen Privatereignisse, die sich schnell gefolgt waren, hatten ihn dieses politische Ereigniß, das jedoch nicht ganz ohne Wichtigkeit, vergessen lassen.

Er dachte sodann an die fünfundzwanzig Louis d'or, die ihm der Doctor Gilbert im Augenblicke seines Abgangs gegeben, um ihm die Nationalgarde von Haramont auf den bestmöglichen Fuß setzen zu helfen.

Und er richtete den Kopf mit Stolz auf bei dem Gedanken an die glänzende Figur, welche mittelst dieser fünfundzwanzig Louis d'or die dreiunddreißig Mann, die er unter seinen Befehlen hatte, spielen würden.

Das half ihm die zwei Pfefferkuchen und die vier Stücke Gerstenzucker verdauen, welche in Verbindung mit der Wassermasse, die er verschluckt, trotz der Wärme der Magensäfte, mit denen ihn die Natur versehen, hätten auf den Magen drücken können, wäre er des vortrefflichen Verdauungsmittels, das man die befriedigte Eitelkeit nennt, beraubt gewesen.

XLVI.

Pitou als Geograph.

Während Pitou trank, während Pitou verdaute, während Pitou nachdachte, war ihm die Mutter Colombe weit vorangeschritten und in die Post eingetreten.

Doch Pitou kümmerte sich nicht hierüm. Die Post lag in einem Gäßchen, das auf denjenigen Theil des Parkes ging, wo die Seufzer-Allee, schmachtenden Andenkens, war: mit fünfzehn tüchtigen Schritten würde er die Mutter Colombe wieder eingeholt haben.

Er führte diese fünfzehn Schritte aus und gelangte auf die Schwelle der Post gerade, als die Mutter Colombe mit ihrem Briefpaquet in der Hand herauskam.

Mitten unter allen ihren Briefen war ein in einem zierlichen Umschlage eingeschlossener und elegant mit Siegellack petschirter.

Dieser Brief hatte die Adresse von Catherine Billot; es war offenbar der, welchen Catherine erwartete.

Nach der abgeschlossenen Uebereinkunft wurde dieser Brief von der Austrägerin dem Käufer des Gerstenzuckers übergeben, welcher auf der Stelle nach Pisseleu freudig und zugleich traurig abging: freudig über das Glück, das er Catherine zurückbringen würde, traurig darüber, daß das Glück dem Mädchen aus einer Quelle zufloß, deren Wasser er so bitter an seinen Lippen fand!

Trotz dieser Bitterkeit aber war der Bote ein Mensch von so vortrefflicher Natur, daß er, um den verfluchten Brief rascher zu überbringen, unmerklich vom Schritt in den Trab und vom Trab in den Galopp überging.

Fünfzig Schritte vom Pachthofe blieb er plötzlich

stehen, denn er bedachte mit Recht, wenn er so keuchend und mit Schweiß bedeckt ankäme, könnte er wohl dem Vater Billot, der auf dem schmalen und dornigen Pfade des Verdachts zu gehen schien, Mißtrauen einflößen.

Er beschloß also auf die Gefahr, um ein paar Minuten im Verzuge zu sein, mit ruhigerem Gange das Ende des Weges, den er noch zu machen hatte, zurückzulegen, und in dieser Absicht schritt er mit dem Ernste von einem jener Vertrauten der Tragödie fort, denen ihn wirklich das Vertrauen von Catherine ähnlich machte, als er, da er am Zimmer der jungen Kranken vorüberging, bemerkte, daß die Wärterin, ohne Zweifel. um ein wenig frische Luft in dieses Zimmer einzulassen, das Fenster etwas geöffnet hatte.

Pitou drang zuerst mit seiner Nase und dann mit einem Auge in die Oeffnung. Weiter konnte er nicht eindringen wegen des Riegels.

Doch das genügte ihm, um zu sehen, daß Catherine wachte und wartete, und das genügte Catherine, um zu bemerken, daß Pitou geheimnißvolle Zeichen machte.

„Einen Brief!" . . . stammelte das Mädchen, „einen Brief!"

„St!" machte Pitou.

Und mit dem Auge eines Wildschützen, der alle Aufseher eines Jagdreviers von der Fährte abbringen will, umherschauend, schleuderte er, da er sich allein sah, seinen Brief durch die Oeffnung, und zwar mit einer solchen Geschicklichkeit, daß er gerade in eine Art von Vertiefung fiel, die diejenige, welche ihn erwartete, unter ihrem Kopfkissen bereitet hatte.

Dann, ohne einen Dank abzuwarten, der ihm nicht entgehen konnte, sprang er zurück und verfolgte seinen Weg nach der Thüre des Pachthofes, auf dessen Schwelle er Billot fand.

Wäre die Krümmung nicht gewesen, welche die Mauer bildete, so hätte der Pächter gesehen, was vorge-

fallen, und Gott weiß, was bei der Stimmung des Geistes, in der er sich zu befinden schien, die Folge dieser an die Stelle des einfachen Verdachts getretenen Gewißheit gewesen wäre.

Der ehrliche Pitou war nicht darauf gefaßt, sich dem Pächter von Angesicht zu Angesicht gegenüber zu sehen, und er fühlte, daß er unwillkürlich bis über die Ohren erröthete.

„Oh! Herr Billot," sagte er, „wahrhaftig, Sie haben mir bange gemacht!"

„Bange Dir, Pitou! . . . Einem Kapitän der Nationalgarde! . . . Einem Sieger der Bastille bange!"

„Was wollen Sie?" versetzte Pitou, „es gibt solche Augenblicke. Ei! wenn man nichts vermuthet . ."

„Ja," unterbrach ihn Billot, „wenn man die Tochter zu treffen erwartet, aber den Vater trifft."

„Oh! was das betrifft, nein," versetzte Pitou, „ich erwartete nicht, Mademoiselle Catherine zu treffen; oh! nein; obgleich es immer besser bei ihr geht, wie ich hoffe, ist sie doch noch zu krank, um aufzustehen."

„Hast Du ihr nichts zu sagen?" fragte Billot.

„Wem?"

„Catherine."

„Ja. Ich soll ihr melden, Herr Raynal habe gesagt, es sei gut und er werde im Verlaufe des Tages kommen; doch ein Anderer kann ihr das ebenso gut erzählen als ich."

„Ueberdies mußt Du Hunger haben, nicht wahr?"

„Hunger? . . . Durchaus nicht."

„Wie! Du hast keinen Hunger?" rief der Pächter.

Pitou sah, daß ihm eine Dummheit entfahren war. Pitou, der um acht Uhr Morgens keinen Hunger hatte, war eine Störung im Gleichgewichte der Natur.

„Gewiß habe ich Hunger!" sagte er.

„Nun, so tritt ein und iß; die Tagelöhner sind ge-

rade beim Frühstück und mußten Dir einen Platz aufbewahren."

Pitou trat ein.

Billot folgte ihm mit den Augen, obgleich die Treuherzigkeit des jungen Menschen beinahe seinen Verdacht abgelenkt hatte. Er sah, wie er sich oben an den Tisch setzte und seinen Laib Brod und seinen Teller Speck angriff, als hätte er nicht zwei große Pfefferkuchen, vier Stangen Gerstenzucker und eine Pinte Wasser auf dem Magen.

Es ist nicht zu leugnen, aller Wahrscheinlichkeit nach war der Magen von Pitou schon wieder frei geworden.

Pitou verstand es nicht, viele Dinge zugleich zu thun, doch er that gut, was er that. Von Catherine mit einem Auftrage betraut, hatte er diesen gut vollzogen, von Billot zum Frühstück eingeladen, frühstückte er gut.

Billot beobachtete ihn fortwährend, doch als er sah, daß seine Augen sich nicht von seinem Teller abwandten, als er wahrnahm, daß sich seine Sorge auf die Flasche Obstmost beschränkte, die er vor sich hatte, als er bemerkte, daß sein Blick nicht einmal die Thüre von Catherine gesucht hatte, glaubte er am Ende, der kleine Marsch von Pitou nach Villers-Coterets habe keinen andern Zweck gehabt, als den von ihm angegebenen.

Gegen das Ende des Frühstücks von Pitou wurde die Thüre von Catherine geöffnet, und Frau Clement trat heraus und schritt durch die Küche mit dem demüthigen Lächeln der Krankenwärterinnen auf den Lippen; sie kam, um ihre Tasse Kaffee zu holen.

Es versteht sich, daß sie um sechs Uhr Morgens, das heißt, eine Viertelstunde nach dem Abgange von Pitou, zum ersten Male erschienen war, um ihr Gläschen Branntwein zu fordern, das Einzige, was sie, wie sie sagte, wenn sie eine ganze Nacht gewacht hatte, aufrecht hielt.

Als sie sie erblickten, ging Frau Billot auf sie zu

und trat Herr Billot wieder ein. . . Beide erkundigten sich nach der Gesundheit von Catherine.

„Es geht immer besser," erwiederte Frau Clement; „ich glaube indessen, daß in diesem Augenblick Mademoiselle Catherine ein wenig delirirt."

„Wie deliriren?" versetzte der Vater Billot; „das hat sie also wieder befallen!"

„Oh! mein Gott! mein armes Kind!" murmelte die Pächterin.

Pitou richtete den Kopf auf und horchte.

„Ja," fügte Frau Clement bei, „sie spricht von einer Stadt Namens Turin, von einem Lande genannt Sardinien und ruft Herr Pitou, daß er ihr sage, was für ein Land und was für eine Stadt dies sei."

„Hier bin ich!" sagte Pitou, indem er rasch den Rest seines Kännchens Obstmost verschluckte und den Mund mit seinem Aermel abwischte.

Der Blick des Vater Billot hielt ihn zurück.

„Das heißt," sagte er, „wenn es Herr Billot für geeignet erachtet, daß ich Mademoiselle Catherine die Erklärungen gebe, die sie zu haben wünscht . . ."

„Warum nicht?" versetzte die Mutter Billot; „da es nach Dir verlangt, das arme Kind, gehe, mein Junge; um so mehr, als Herr Raynal gesagt hat, Du seist ein guter Zögling der Medicin."

„Bei Gott!" rief Pitou naiv, „fragen Sie nur Frau Clement, wie wir Mademoiselle Catherine heute Nacht gepflegt haben . . . Frau Clement, die würdige Frau! hat nicht einen Augenblick geschlafen, und ich auch nicht."

Es war eine große Geschicklichkeit von Pitou, diesen zarten Punkt hinsichtlich der Krankenwärterin anzugreifen. Indeß sie einen vortrefflichen Schlaf von Mitternacht bis um sechs Uhr Morgens gethan hatte, erklären, sie habe nicht einen Augenblick geschlafen, hieß sich aus ihr eine

Freundin, mehr als eine Freundin, eine Genossin machen.

„Es ist gut!“ sprach der Vater Billot; „da Catherine nach Dir verlangt, gehe zu ihr. Es kommt vielleicht ein Augenblick, wo sie auch nach uns, ihrer Mutter und mir, verlangen wird.“

Pitou fühlte instinctartig, daß ein Sturm in der Luft war, und wie der Hirte auf dem Felde, obgleich bereit, diesem Sturme zu trotzen, wenn es sein müßte, suchte er nichtsdestoweniger zum Voraus einen Zufluchtsort, um sein Haupt zu verbergen.

Dieser Zufluchtsort war Haramont.

In Haramont war er König. Was sage ich, König? Er war mehr als König: er war Commandant der Nationalgarde, er war Lafayette!

Ueberdies hatte er Pflichten, die ihn nach Haramont riefen.

Er gelobte sich auch, wenn seine Maßregeln mit Catherine getroffen wären, rasch nach Haramont zurückzukehren.

Dieses Vorhaben in seinem Kopfe feststellend, trat er mit der ausgesprochenen Erlaubniß von Herrn Billot und mit der stillschweigenden von Frau Billot in das Zimmer der Kranken ein.

Catherine erwartete ihn mit Ungeduld; nach der Gluth ihrer Augen, nach der Färbung ihrer Wangen konnte man glauben, sie werde, wie es Frau Clement gesagt hatte, vom Fieber beherrscht.

Kaum hatte Pitou die Thüre des Zimmers von Catherine hinter sich zugemacht, als diese, die ihn an seinem Tritte erkannte und überdies seit anderthalb Stunden erwartete, sich rasch umwandte und ihre Hände nach ihm ausstreckte.

„Ah! bist Du da, Pitou?“ sagte das Mädchen. „Wie lange bist Du ausgeblieben?“

„Das ist nicht meine Schuld, Mademoiselle," erwiederte Pitou, „Ihr Vater hat mich zurückgehalten."

„Mein Vater?"

„Er selbst ... Oh! er muß etwas vermuthen. Und dann überdies," fügte Pitou mit einem Seufzer bei, „überdies beeilte ich mich nicht; ich wußte, daß Sie haben, was Sie zu haben wünschten."

„Ja, Pitou ... ja," versetzte das Mädchen, die Augen niederschlagend, ... „und ich danke Dir." Dann setzte sie mit leiser Stimme hinzu: „Du bist sehr gut, Pitou, und ich liebe Dich ungemein!"

„Sie sind selbst sehr gut, Mademoiselle Catherine," erwiederte Pitou dem Weinen nahe, denn er fühlte, daß diese ganze Freundschaft für ihn nur ein Refler ihrer Liebe für einen Andern war, und im Grunde des Herzens, so bescheiden der arme Junge, demüthigte es ihn doch, daß er der Mond von Charny sein sollte.

Er fügte auch rasch bei:

„Ich habe es nur gewagt, Sie zu stören, Mademoiselle Catherine, weil man mir sagte, Sie wünschen etwas zu wissen."

Catherine griff mit der Hand nach ihrem Herzen; sie suchte hier den Brief von Isidor, ohne Zweifel, um daraus den Muth zu schöpfen, Pitou zu befragen.

Endlich, nach einer Anstrengung, fragte sie:

„Pitou, der Du so gelehrt, kannst Du mir sagen, was Sardinien ist?"

Pitou beschwor alle seine geographischen Erinnerungen herauf.

„Warten Sie doch ... warten Sie doch, Mademoiselle," erwiederte er, „ich muß das wissen. Unter der Zahl der Dinge, die der Herr Abbé Fortier uns zu lehren sich bemühte, war die Geographie. Warten Sie doch ... Sardinien ... ich werde sogleich dort sein ... Ah! wenn ich das erste Wort wiederfände, würde ich Ihnen Alles sagen!"

„Oh! suche Pitou, suche!“ rief Catherine, die Hände faltend.

„Bei Gott! das thue ich auch. Sardinien ... Ah! nun habe ich es! ...“

Catherine athmete.

„Sardinien,“ sprach Pitou, „die Sardinia der Römer, eine von den drei großen Inseln des Mittelländischen Meeres, im Süden von Corsica, von dem es durch die Meerenge von Bonifacio getrennt ist, gehört zu den sardinischen Staaten, welche ihren Namen hievon haben, und die man das Königreich Sardinien nennt; es hat sechzig Meilen von Norden nach Süden, sechzehn von Osten nach Westen und zählt 54000 Einwohner; Hauptstadt, Cagliari. Das ist Sardinien, Mademoiselle Catherine.“

„Oh! mein Gott!“ rief das Mädchen, „wie glücklich bist Du, daß Du alle diese Dinge weißt, Pitou!“

„Es ist wahr,“ versetzte Pitou, befriedigt in seiner Eitelkeit, wenn auch verletzt in seiner Liebe, „es ist wahr, ich habe ein ziemlich gutes Gedächtniß.“

„Und nun,“ fragte weiter Catherine, doch mit weniger Schüchternheit, „nun, da Du mir gesagt hast, was Sardinien ist, willst Du mir wohl auch sagen, was Turin ist?“

„Turin? ...“ wiederholte Pitou, „sicherlich, Mademoiselle Catherine, ich werde es Ihnen mit Vergnügen sagen, wenn ich mich nämlich erinnern kann.“

„Oh! suche Dich zu erinnern; das ist das Wichtigste, Pitou.“

„Ei! ist es das Wichtigste, so muß ich wohl ... Ueberdies, wenn ich mich nicht erinnere, werde ich nachforschen.“

„Ich ...“ sagte Catherine, „ich möchte es sogleich wissen ... Suche also, mein lieber Pitou, suche.“

Catherine sprach diese Worte mit einer so lieb-

kosenden Stimme, daß sie einen Schauer den ganzen Leib von Pitou durchlaufen machte.

„Ah! ich suche . . . Mademoiselle,“ erwiederte er, „ich suche.“

Catherine ließ kein Auge von ihm.

Pitou warf den Kopf zurück, als wollte er den Plafond befragen.

„Turin . . .“ sagte er, „Turin . . . Ei! Mademoiselle, das ist schwieriger als Sardinien . . . Sardinien ist eine große Insel des Mittelländischen Meeres, und es gibt nur drei große Inseln im Mittelländischen Meer: Sardinien, das dem König von Piemont gehört, Corsica, das dem König von Frankreich gehört, und Sicilien, das dem König von Neapel gehört, während Turin eine einfache Hauptstadt ist.“

„Wie hast Du in Beziehung auf Sardinien gesagt, mein lieber Pitou? . . .“

„Ich habe gesagt, Sardinien, das dem König von Piemont gehört, und ich glaube mich nicht zu täuschen.“

„So ist es . . . ganz richtig, mein lieber Pitou. Isidor sagt in seinem Briefe, er gehe nach Turin in Piemont.“

„Ah!“ versetzte Pitou, „ich begreife nun . . . Gut! gut! . . . Nach Turin hat Herrn Isidor der König geschickt, und um zu wissen, wohin Herr Isidor geht, befragen Sie mich.“

„Warum sonst, wenn nicht um seinetwillen?“ versetzte das Mädchen. „Was gehen mich Sardinien, Piemont, Turin an? . . . So lange er nicht dahin ging, habe ich nichts von dieser Insel, von dieser Hauptstadt gewußt, und ich bekümmerte mich wenig darum. Doch er ist nach Turin abgereist . . . begreifst Du, mein lieber Pitou? und ich will wissen, was Turin ist . . .“

Pitou stieß einen schweren Seufzer aus, schüttelte den Kopf, strengte aber nichtsdestoweniger alle seine Kräfte an, um Catherine zu befriedigen.

„Turin . . .“ sagte er, „warten Sie . . . Hauptstadt von Piemont . . . Turin . . . Ich habe es! Turin, Bodincomagus, Taurasia, Colonia Julia, Augusta Taurinorum bei den Alten, heute die Hauptstadt von Piemont und der sardinischen Staaten, zwischen dem Po und der Dora liegend, eine der schönsten Städte Europas. Bevölkerung 120,000 Einwohner; regierender König Karl Emmanuel . . . Das ist Turin, Mademoiselle Catherine.“

„Und in welcher Entfernung liegt Turin von Pisseleu? Du, der Du Alles weißt, Pitou, mußt auch dies wissen . . .“

„Ah! ja!“ versetzte Pitou, „ich werde Ihnen wohl sagen, wie weit Turin von Paris entfernt liegt, aber von Pisseleu, das ist schwierig.“

„Nun, so sage zuerst von Paris, Pitou, und wir werden sodann die achtzehn Meilen von Pisseleu bis Paris beifügen.“

„Halt! das ist bei meiner Treue wahr,“ rief Pitou.

Und er fuhr fort:

„Entfernung von Paris zweihundertundsechs Meilen, von Rom hundertundvierzig, von Konstantinopel . . .“

„Ich brauche nur Paris, mein lieber Pitou. Zweihundert und sechs Meilen . . . und achtzehn, das macht zweihundertvierundzwanzig. Er ist also zweihundertvierundzwanzig Meilen von mir entfernt . . . Vor drei Tagen war er da . . . eine Stunde von hier . . . an meiner Seite . . . und heute . . . heute . . .“ fügte Catherine in Thränen zerfließend und die Hände ringend bei, „heute ist er zweihundertvierundzwanzig Meilen von mir entfernt! . . .“

„Oh! noch nicht,“ bemerkte Pitou schüchtern: „er ist vorgestern erst abgereist . . . er hat den halben Weg zurückgelegt, und dies kaum.“

„Und wo ist er dann?“

„Oh! was das betrifft, das weiß ich nicht,“ erwie-

derte Pitou, „der Abbé Fortier lehrte uns zwar, was die Königreiche und die Hauptstädte sind, er sagte uns aber nichts von den Wegen, welche dahin führen.“

„Das ist also Alles, was Du weißt, mein lieber Pitou?“

„Oh! mein Gott, ja,“ erwiederte der Geograph, gedemüthigt dadurch, daß er so schnell die Grenzen seines Wissens berührte, „wenn nicht etwa noch, daß Turin ein Aristokratennest ist!“

„Was will das besagen?“

„Das will besagen, Mademoiselle, daß sich in Turin alle Prinzen, alle Prinzessinnen und alle Emigranten versammelt haben: der Herr Graf d'Artois, der Herr Prinz von Condé, Frau von Polignac, kurz, eine Masse von Schurken, welche gegen die Nation conspiriren, und denen man hoffentlich eines Tags den Kopf mit einer sehr sinnreichen Maschine, die soeben Herr Guillotin erfindet, abschlagen wird.“

„Oh! Pitou!“

„Was denn?“

„Du wirst wieder grausam, wie bei Deiner ersten Rückkehr von Paris.“

„Grausam! . . . Ich!“ rief Pitou. „Ah! es ist wahr . . . Ja, ja, ja . . . Herr Isidor ist einer von diesen Aristokraten, und Sie haben bange für ihn.“

Dann fügte er mit einem von den schweren Seufzern, die wir wiederholt bezeichnet haben, bei:

„Sprechen wir nicht hievon . . . Sprechen wir von Ihnen, Mademoiselle Catherine, und auf welche Art ich Ihnen angenehm sein kann.“

„Mein lieber Pitou,“ erwiederte Catherine, „der Brief, den ich diesen Morgen empfangen habe, ist wahrscheinlich nicht der einzige, den ich empfangen werde...“

„Und Sie wünschen, daß ich die andern hole wie diesen?“

„Pitou, da Du angefangen hast, so gut zu sein . . ."
„So soll ich auch fortfahren, nicht wahr?"
„Ja."
„Herzlich gern."
„Du begreifst wohl, daß ich, von meinem Vater bewacht, wie ich dies sein werde, nicht in die Stadt gehen kann . . ."
„Ah! ich muß Ihnen wohl sagen, daß er mich auch ein wenig bewacht, der Vater Billot; ich habe es an seinem Auge gesehen."
„Ja, doch Dir, Pitou, kann er nicht nach Haramont folgen, und wir können in Betreff eines Ortes übereinkommen, wo Du die Briefe niederlegst."
„Oh! sehr gut," erwiederte Pitou, „zum Beispiel der große hohle Weidenbaum, der bei der Stelle ist, wo ich Sie ohnmächtig gefunden habe?"
„Ganz richtig. Das ist nicht weit vom Pachthofe entfernt und kann doch von den Fenstern aus nicht gesehen werden. Abgemacht also, Du bringst sie dorthin?"
„Ja, Mademoiselle Catherine."
„Nur sei besorgt daß man Dich nicht sieht."
„Fragen Sie doch die Jagdaufseher der Hut von Longpré, von Taille-Fontaine und von Montaigu, ob sie mich je gesehen, und ich habe ihnen doch Dutzende von Kaninchen weggeblasen! . . . Aber Sie, Mademoiselle Catherine, wie werden Sie es machen, um sie zu holen?"
„Ich? . . . Oh! ich," erwiederte Catherine mit einem Lächeln voll Hoffnung und Willen, „ich werde sehr rasch zu genesen suchen."
Pitou stieß den schwersten von den Seufzern aus, die er noch ausgestoßen hatte.
In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre, und der Doctor Raynal erschien.

XLVII.

Pitou als Montirungs-Kapitän.

Dieser Besuch kam sehr gelegen, um den Abgang von Pitou zu erleichtern.

Der Doctor näherte sich der Kranken, nicht ohne zu bemerken, welche bedeutende Veränderung sich bei ihr seit dem vorhergehenden Tage bewerkstelligt hatte.

Catherine lächelte dem Doctor zu und reichte ihm den Arm.

„Ah!" sagte der Doctor, „geschähe es nicht um des Vergnügens willen, Ihre hübsche Hand zu berühren, meine liebe Catherine, so würde ich nicht einmal Ihren Puls befragen. Ich wette, wir überschreiten nicht fünfundsiebenzig Schläge in der Minute."

„Es geht allerdings viel besser, Doctor, und Ihre Verordnungen haben Wunder gethan."

„Meine Verordnungen . . . hm! hm!" versetzte der Doctor. „Sie begreifen, es ist mir ganz lieb, wenn alle Ehre Ihrer Wiedergenesung mir zufällt; doch ich muß, so eitel ich bin, einen Theil dieser Genesung meinem Zögling Pitou überlassen."

Dann schlug er die Augen zum Himmel auf und sprach:

„O Natur, Natur! mächtige Ceres, große Isis, wie viel Geheimnisse bewahrst du noch für diejenigen, welche dich zu befragen wissen werden!"

Und er wandte sich nach der Thüre und rief:

„Auf! auf! tretet ein, Vater mit dem düsteren Gesichte, Mutter mit dem bangen Auge, und seht die theure Kranke; sie bedarf, um völlig zu genesen, nur noch Eurer Liebe und Eurer Zärtlichkeit."

Als sie die Stimme des Doctors vernahmen, liefen der Vater Billot und die Mutter Billot herbei: der Vater Billot mit einem Ueberreste von Argwohn in der Physiognomie, die Mutter Billot mit einem strahlenden Gesichte.

Während sie eintraten, nahm Pitou, nachdem er den letzten Blick, den ihm Catherine zuwarf, erwiedert hatte, seinen Abgang.

Lassen wir Catherine, welche der auf ihrem Herzen liegende Brief von Isidor fortan der Anwendung von Eis auf ihrem Kopfe und von Senf auf ihren Füßen überhebt, lassen wir Catherine unter den Liebkosungen ihrer würdigen Eltern zur Hoffnung und zum Leben zurückkehren und folgen wir Pitou, der ganz einfach und naiv eine der schwierigsten vom Christenthum den christlichen Seelen auferlegten Pflichten, die Selbstverleugnung und die Aufopferung für seinen Nebenmenschen, geübt hatte.

Wollten wir sagen, der arme Junge habe Catherine mit freudigem Herzen verlassen, so würden wir zu viel sagen. Wir beschränken uns darauf, daß wir versichern, er habe sie mit zufriedenem Herzen verlassen. Obgleich er sich keine Rechenschaft von der Größe der Handlung gegeben, die er vollführt, fühlte er doch an den Glückwünschen der inneren Stimme, welche Jeder in sich trägt, daß er etwas Gutes und Frommes gethan hatte, nicht aus dem Gesichtspunkte der Moral, welche sicherlich die Verbindung von Catherine mit dem Vicomte von Charny, das heißt einer Bäuerin mit einem vornehmen Herrn verwarf, sondern aus dem Gesichtspunkte der Humanität.

In der Zeit aber, von der wir sprechen, war die Humanität eines von den Modeworten, und Pitou, der dieses Wort mehr als einmal ausgesprochen, ohne zu wissen, was es besagen wollte, Pitou hatte es in Ausübung gebracht, ohne genau zu wissen, was er gethan.

Was er gethan, war eine Sache, die er aus Geschicklichkeit hätte thun müssen, würde er sie nicht aus

Seelengüte gethan haben. Von einem Nebenbuhler von Charny, — eine Stellung, die er unmöglich behaupten konnte, — war Pitou der Vertraute von Catherine geworden.

Statt ihn hart anzulassen, statt ihn zurückstoßend zu behandeln, statt ihn vor die Thüre zu setzen, wie sie es bei der Rückkehr von seiner ersten Reise nach Paris gethan, hatte ihm Catherine geschmeichelt, ihn gedutzt, geliebkost.

Als Vertrauter hatte er erlangt, was er als Nebenbuhler nie geträumt, — abgesehen von dem, was er noch erlangen würde, nach dem Maße, in welchem die Ereignisse seine Theilnahme an dem geheimen Leben und den verborgenen Gefühlen des schönen Bauernmädchens immer nothwendiger machen würden.

Um sich diese Zukunft freundlicher Zärtlichkeiten zu erhalten, fing Pitou damit an, daß er Frau Colombe eine ihm von Catherine gegebene, beinahe unleserliche Vollmacht brachte, nach der er für sie und in ihrem Namen alle Briefe, welche für sie und mit ihrem Namen ankämen, empfangen sollte.

Dieser geschriebenen Vollmacht fügte Pitou noch ein mündliches Versprechen von Catherine bei, die sich anheischig machte, am nächsten Martini den Tagelöhnern von Pisseleu einen ganz aus Pfefferkuchen und Gerstenzucker bestehenden Imbiß zu geben.

Gegen diese Vollmacht und dieses Versprechen, wodurch zugleich das Gewissen und die Interessen der Mutter Colombe gesichert wurden, machte sich diese anheischig, jeden Morgen die Briefe, welche für Catherine ankommen könnten, in Empfang zu nehmen und zur Verfügung von Pitou zu stellen.

Nachdem dieser Punkt geordnet war, wanderte Pitou, der nichts mehr in der Stadt, wie man prunkhaft Villers-Coterets nannte, zu thun hatte, nach dem Dorfe.

Die Rückkehr von Pitou nach Haramont war ein

Ereigniß. Seine hastige Abreise nach der Hauptstadt hatte eine große Anzahl von Commentaren hervorgerufen, und nach dem, was in Folge des von Paris durch einen Adjutanten von Lafayette überschickten Befehls, sich der beim Abbé Fortier aufbewahrten Gewehre zu bemächtigen, geschehen war, hatten die Haramonter keinen Zweifel mehr an der politischen Wichtigkeit von Pitou gehabt. Die Einen sagten, er sei nach Paris durch den Doctor Gilbert berufen worden; die Andern, durch den General Lafayette, und wieder Andere, — das war allerdings die kleinste Zahl, — durch den König.

Obgleich Pitou nichts von den Gerüchten wußte, die sich in seiner Abwesenheit verbreitet hatten, Gerüchte, welche ganz zu seinen Gunsten lauteten, kehrte er nichtsdestoweniger mit einer solchen Würde in seine Heimath zurück, daß Jedermann über diese Würde erstaunt war.

Um in ihrer wahren Größe gesehen zu werden, müssen die Menschen auf dem Terrain gesehen werden, das ihnen eigen ist. Schüler in der Anstalt des Herrn Abbé Fortier, Tagelöhner im Pachthofe des Herrn Billot, war Pitou Mann, Bürger, Kapitän in Haramont.

Abgesehen davon, daß er als Kapitän außer fünf bis sechs Louis d'or, die ihm eigen gehörten, wie man sich erinnert, fünfundzwanzig Louis d'or mitbrachte, welche ihm großmüthig der Doctor Gilbert für die Equipirung und Montirung der Nationalgarde von Haramont gegeben hatte.

Kaum war er auch in seinem Hause, kaum erschien der Trommler bei ihm zum Besuche, als er diesem befahl, für den nächsten Sonntag Mittag eine officielle Revue mit Sack und Pack auf dem großen Platze von Haramont anzukündigen.

Nun zweifelte man nicht mehr, Pitou habe eine Mittheilung der Nationalgarde von Haramont im Auftrage der Regierung zu machen.

Viele kamen zu Pitou und ließen sich mit ihm in ein

Gespräch ein, um vor den Andern etwas von diesem großen Geheimnisse zu erfahren; Pitou aber beobachtete in Betreff der öffentlichen Angelegenheiten ein majestätisches Stillschweigen.

Am Abend ging Pitou, den die öffentlichen Angelegenheiten ebenso wenig seinen Privatangelegenheiten entzogen, als ihn die Privatangelegenheiten den öffentlichen abwendig machen konnten, ging Pitou hinaus, um seine Schlingen zu legen und Vater Clouis zu begrüßen, was ihn nicht verhinderte, um sieben Uhr Morgens bei Meister Dulauroy, dem Schneider, zu sein, nachdem er in seinem Hause in Haramont drei Kaninchen und einen Hasen niedergelegt und sich bei Mutter Colombe erkundigt hatte, ob keine Briefe für Catherine da seien.

Es fanden sich keine vor, und Pitou war beinahe betrübt, indem er an den Kummer dachte, den hierüber die arme Wiedergenesende empfinden werde.

Der Besuch bei Herrn Dulauroy hatte zum Zweck, zu erfahren, ob dieser die Montirung der Nationalgarde von Haramont auf Lieferung übernehmen und welchen Preis er dafür verlangen würde.

Meister Dulauroy machte die bei solchen Vorkommenheiten üblichen Fragen über den Wuchs der Individuen, auf welche Fragen Pitou dadurch antwortete, daß er ihm mit Namen den Etat der dreiunddreißig Mann vor Augen legte, welche, Officiere, Unterofficiere und Soldaten, den Effectivstand der Bürgergarde von Haramont bildeten.

Da die ganze Mannschaft dem Meister Dulauroy bekannt war, so berechnete man Größe und Länge, und, mit Feder und Kreide in der Hand erklärte der Schneider, er könne dreiunddreißig Röcke und dreiunddreißig Paar Hosen in anständiger Beschaffenheit nicht um weniger, als um dreiunddreißig Louis d'or liefern.

Und Pitou dürfte um diesen Preis nicht einmal völlig neues Tuch fordern.

Pitou schrie auf und behauptete, er wisse aus dem Munde von Lafayette selbst, daß er drei Millionen Mann, welche die Bürgergarde Frankreichs bilden, für fünfundzwanzig Livres den Mann habe kleiden lassen, was fünfundsiebenzig Millionen für das Ganze mache.

Meister Dulauroy entgegnete, bei einer solchen Zahl, wenn man im Einzelnen verliere, vermöge man sich beim Ganzen herauszuziehen, er aber, und das sei sein letztes Wort, könne nicht mehr thun, als die Bürgergarde von Haramont um zweiundzwanzig Franken den Mann kleiden, und in Betracht der nothwendigen Vorschüsse könne er auch die Sache nur gegen baar Geld unternehmen.

Pitou zog eine Hand voll Gold aus der Tasche und erklärte, das wäre kein Hinderniß, allein er sei in seinem Preise beschränkt, und wenn Meister Dulauroy sich weigere, die dreiunddreißig Röcke und ebenso viel Paare Hosen zu verfertigen, so werde er den Antrag dem Meister Bligny, dem Zunftgenossen und Nebenbuhler von Meister Dulauroy, machen, da er ihm nur den Vorzug als einem Freunde der Tante Angelique gegeben habe.

Es war in der That Pitou nicht unangenehm, wenn die Tante Angelique auf einem Umwege erfuhr, er, Pitou, habe Gold die Hülle und die Fülle, und er bezweifelte nicht, noch an demselben Abend werde ihr der Schneider berichten, was er gesehen, nämlich, daß Pitou reich war wie der selige Crösus.

Die Drohung, anderswo einen Auftrag von solcher Bedeutung zu geben, brachte ihre Wirkung hervor und Meister Dulauroy ging ein, was Pitou haben wollte. Dieser aber forderte, daß ihm seine Kleidung von neuem Tuche, gleichviel ob von feinem oder grobem, — er liebte das grobe mehr als das feine, — die Epauletten mitbegriffen, in den Kauf geliefert werden müsse.

Das war der Gegenstand einer neuen Debatte, welche nicht minder lang und nicht minder hitzig als die erste, doch auch bei dieser siegte Pitou in Folge der erschrecklichen Drohung, von Meister Blignh zu erlangen, was er nicht bei Meister Delauroy durchsetzen könnte.

Das Resultat dieser ganzen Verhandlung war, daß Meister Dulauroy sich anheischig machte, am nächsten Sonnabend einunddreißig Röcke und eben so viel Paare Hosen für die Soldaten, zwei Röcke und zwei Paare Hosen für Sergent und Lieutenant, und einen Rock und ein Paar Hosen für den Kapitän, den Rock mit seinen Epauletten geschmückt, zu liefern.

Würde nicht pünktlich geliefert, so blieb die Bestellung auf Rechnung des säumigen Schneiders, da die Feierlichkeit des Bündnisses, das Villers-Coterets und die zu diesem Cantonshauptorte gehörenden Dörfer schließen wollten, am Sonntag, den andern Tag nach diesem Sonnabend, stattfinden sollte.

Diese Bedingung wurde angenommen wie die andern.

Um neun Uhr Morgens war die große Angelegenheit zu Ende gebracht.

Um halb zehn Uhr kehrte Pitou, zum Voraus ganz stolz auf die Ueberraschung, die er seinen Mitbürgern bereitete, nach Haramont zurück.

Um eilf Uhr schlug der Trommler den Rappel.

Um Mittag manoeuvrirte die Nationalgarde unter den Waffen mit der gewöhnlichen Präcision auf dem öffentlichen Platze des Dorfes. Nach einem Manoeuvre von einer Stunde, das dieser wackeren Nationalgarde die Lobeserhebungen ihres Führers und die Bravos der Weiber, der Kinder und der Greise eintrug, die diesem Schauspiele mit der rührendsten Theilnahme zusahen, rief Pitou den Sergent Claude Tellier und den Lieutenant Desiré Maniquet zu sich und befahl ihnen, ihre Leute zu versammeln und sie im Namen von ihm, Pitou, im Namen von Doctor Gilbert, im Namen von General La-

fayette und endlich im Namen des Königs aufzufordern, sich zu Meister Dulauroy, dem Schneider von Villers-Coterets, zu begeben, der ihnen eine wichtige Mittheilung zu machen habe.

Die Trommel wurde abermals gerührt, der Sergent und der Lieutenant, welche nicht minder unwissend als die Soldaten, an die sie sich wandten, überbrachten ihren Leuten wortgetreu den Befehl des Kapitäns; dann vernahm man von der schallenden Stimme von Pitou den Ruf: „Eingerückt!“

Fünf Minuten nachher liefen die einunddreißig Soldaten der Bürgergarde von Haramont nebst dem Sergenten Claude Tellier und dem Lieutenant Desiré Maniquet, als hätte man ihnen die Milz ausgenommen, auf der Straße nach Villers-Coterets. Am Abend gaben die zwei Spielleute von Haramont dem Kapitän eine Serenade; die Luft ward durchfurcht von Petarden, Raketen und romanischen Lichtern, und einige, allerdings etwas weinschwere, Stimmen riefen in Zwischenräumen:

„Es lebe Ange Pitou! der Vater des Volks!“

XLVIII.

Wo der Abbé Fortier einen neuen Beweis von seinem contrerevolutionären Geiste gibt.

An dem darauf folgenden Sonntag wurden die Einwohner von Villers-Coterets durch den Trommler aufgeweckt, welcher schon um fünf Uhr des Morgens mit aller Heftigkeit den Rappel schlug.

Nichts ist meiner Ansicht nach unverschämter, als auf diese Art eine Bevölkerung aufzuwecken, von der beinahe immer die Mehrzahl, es ist nicht zu leugnen, lieber ruhig ihre Nacht beendigen und die sieben Stunden Schlaf, die nach der Volksgesundheitslehre jeder Mensch nöthig hat, um sich frisch und munter zu erhalten, vollständig machen würde.

Doch in allen Revolutionszeiten ist es so, und tritt man in eine von diesen Perioden der Agitation und des Fortschrittes ein, so muß man philosophisch den Schlaf zur Zahl der Opfer setzen, die man dem Vaterlande zu bringen hat.

Die Einwohner von Villers=Coterets, mochten sie zufrieden oder unzufrieden, Patrioten oder Aristokraten sein, wurden also am Sonntag den 18. October 1790 um fünf Uhr Morgens aufgeweckt.

Die Feierlichkeit begann indessen erst um zehn Uhr; doch fünf Stunden waren nicht zu viel, um zu vollenden, was Alles zu thun blieb.

Eine große Schaubühne, die man vor mehr als zehn Tagen errichtet, erhob sich mitten auf dem Platze. Doch diese Schaubühne, deren Erbauung vom Eifer der Schreiner zeugte, war, so zu sagen, nur das Gerippe des Monuments.

Das Monument bildete ein dem Vaterlande geweihter Altar, an welchem der Abbé Fortier mehr als vierzehn Tage vorher die Messe am Sonntag den 18. October zu lesen, statt sie in seiner Kirche zu lesen, aufgefordert worden war.

Um aber das Monument seiner doppelten religiösen und gesellschaftlichen Bestimmung würdig zu machen, mußte man alle Reichthümer der Gemeinde in Contribution setzen.

Und wir müssen sagen, Jeder hatte großmüthig seine Reichthümer für diese Festlichkeit angeboten; Dieser einen

Teppich, Jener ein Altartuch, der Eine seidene Vorhänge, der Andere ein Heiligenbild.

Da aber die Stabilität im Monat October keine von den guten Eigenschaften der Witterung ist und der Fall, daß der Barometer beständig schön andeutet, unter dem Zeichen des Scorpions nur selten vorkommt, so hatte sich Niemand der Gefahr ausgesetzt, sein Opfer zum Voraus zu bringen, und Jeder hatte den Tag des Festes abgewartet, um seinen Tribut zu entrichten.

Die Sonne ging, nach ihrer Gewohnheit in dieser Jahreszeit, um halb sieben Uhr auf und verkündigte durch die Klarheit und Wärme ihrer Strahlen einen der schönen Herbsttage, welche einen Vergleich mit den schönen Tagen des Frühlings aushalten.

Um neun Uhr Morgens wurde der Altar mit einem herrlichen Teppich von Aubusson bekleidet, mit einem mit Spitzen verzierten Tuche bedeckt, und darauf setzte man ein Gemälde, die Predigt des heiligen Johannes in der Wüste vorstellend, während das Ganze durch einen Prachthimmel mit goldenen Crepinen beschirmt war, von dem herrliche Brocatvorhänge herabhingen.

Die für die Feier der Messe nothwendigen Gegenstände mußten natürlich von der Kirche geliefert werden, und man bekümmerte sich nicht darum. Ueberdies hatte jeder Bürger wie am Fronleichnamsfeste über die Vorderseite seiner Thüre oder die Façade seines Hauses Tücher mit Epheuzweigen geschmückt oder Tapetenwerk, theils Blumen, theils Personen vorstellend, ausgespannt.

Alle Mädchen von Villers-Coterets und der Umgegend sollten, weiß gekleidet, einen dreifarbigen Gürtel um den Leib und in der Hand einen Zweig mit Blätterwerk haltend, den Altar des Vaterlandes umgeben.

Nachdem die Messe gelesen, sollten die Männer der Constitution den Eid leisten.

Unter den Waffen von Morgens um acht Uhr an, erwartete die Nationalgarde von Villers-Coterets die

Bürgergarden der verschiedenen Dörfer und fraternisirte mit ihnen, so wie sie nach und nach ankamen.

Es versteht sich von selbst, daß unter allen diesen patriotischen Milizen diejenige, welche mit der größten Ungeduld erwartet wurde, die Bürgergarde von Haramont war. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, durch den Einfluß von Pitou und eine ganz königliche Freigebigkeit seien die dreiunddreißig Mann, aus denen sie bestand, nebst dem Kapitän Ange Pitou mit Uniformen bekleidet worden.

Die Magazine von Meister Dulauroy waren die ganze Woche nicht leer gewesen. Es hatte ein großer Zustrom von Neugierigen innen und außen stattgefunden, um die zehn Gesellen an der Riesenbestellung, die seit Menschengedenken nicht ihres Gleichen in Villers-Coterets gehabt, arbeiten zu sehen.

Die letzte Uniform, die des Kapitäns, — denn Pitou hatte gefordert, daß man erst an ihn denke, nachdem die Anderen bedient seien, — die letzte Uniform, sagen wir, war nach der Uebereinkunft am Samstag Abend um eilf Uhr fünfundfünfzig Minuten abgeliefert worden.

Nach der Uebereinkunft hatte auch Pitou die fünfundzwanzig Louis d'or bis auf den letzten Sou an Herrn Dulauroy bezahlt.

Alles dies hatte natürlich großes Aufsehen im Hauptorte des Cantons gemacht, und man durfte sich nicht wundern, daß am genannten Tage die Nationalgarde von Haramont mit Ungeduld erwartet wurde.

Auf den Schlag neun Uhr ertönten eine Trommel und eine Pfeife am Ende der Rue de Largny. Man hörte gewaltige Schreie der Freude und der Bewunderung, und man erblickte von fern Pitou auf seinem Schimmel oder vielmehr auf dem Schimmel seines Lieutenants Desiré Maniquet.

Die Nationalgarde von Haramont, was gewöhnlich bei Dingen, von denen man lange gesprochen, nicht der

Fall ist, die Nationalgarde von Haramont erschien nicht unter ihrem Rufe.

Man erinnere sich des Triumphes, den die Haramonter erlangt hatten, da sie statt jeder Uniform nur dreiunddreißig ähnliche Hüte besaßen, und Pitou, da er als Auszeichnung seines Ranges nur den Helm und den Säbel eines gemeinen Dragoners trug.

Man stelle sich also vor, welches martialische Ansehen die dreiunddreißig Mann von Pitou, mit Uniformsröcken und solchen Hosen bekleidet, haben mußten, und welche wohlgefällige Miene ihr Anführer mit seinem kleinen Hute auf dem Ohr, seinem Ringkragen auf der Brust, seinen Katzenpfoten auf den Schultern und seinem Degen in der Hand annehmen mußte.

Es war nur ein Schrei der Bewunderung vom Ende der Rue de Largny bis zum großen Platze.

Die Tante Angelique wollte mit aller Gewalt ihren Neffen nicht wiedererkennen. Sie hätte sich beinahe vom Schimmel von Maniquet niedertreten lassen, um Pitou unter die Nase zu schauen.

Pitou salutirte mit seinem Degen auf eine majestätische Art und sprach, daß er auf zwanzig Schritte in der Runde gehört werden konnte, statt aller Rache die Worte:

„Guten Morgen, Frau Angelique.“

Zu Boden geschmettert unter dieser ehrerbietigen Anrufung, machte die alte Jungfer drei Schritte rückwärts, hob die Arme zum Himmel empor und rief:

„Oh! der Unglückliche! die Ehrenbezeigungen haben ihm den Kopf verdreht; er kennt seine Tante nicht mehr.“

Pitou ritt majestätisch weiter, ohne auf diesen Ausruf zu antworten, und nahm am Fuße vom Altar des Vaterlandes den Ehrenplatz ein, der der Nationalgarde von Haramont als dem einzigen Truppe, welcher eine vollständige Uniform hatte, gebührte.

Hier angelangt, stieg Pitou ab und gab sein Pferd

zum Halten einem Straßenjungen, welcher für diese Bemühung sechs Sous vom freigebigen Kapitän erhielt.

Dieser Umstand wurde fünf Minuten nachher der Tante Angelique gemeldet, und sie rief:

„Oh! der Unglückliche! er ist also Millionär!“

Und leise fügte sie bei:

„Ich war sehr schlecht inspirirt, daß ich mich mit ihm entzweite: die Tanten erben von den Neffen.“

Pitou hörte weder den Ausruf, noch die Betrachtung, Pitou war ganz einfach in Extase.

Mitten unter den mit einem dreifarbigen Bande umgürteten und einen grünen Zweig in der Hand haltenden Mädchen hatte er Catherine erkannt.

Catherine, noch bleich von der kaum überwundenen Krankheit, doch schöner in ihrer Bläße, als eine Andere im frischesten Colorit der Gesundheit gewesen wäre!

Catherine bleich, aber glücklich; am Morgen desselben Tages hatte sie durch die Bemühungen von Pitou einen Brief in dem hohlen Weidenbaume getroffen.

Pitou fand, wie wir gesagt haben, Zeit zu Allem.

Am Morgen um sieben Uhr hatte er Zeit gefunden, bei der Mutter Colombe zu sein, um ein Viertel auf acht Uhr hatte er Zeit gefunden, den Brief in den hohlen Weidenbaum zu legen, und um acht Uhr Zeit, mit seiner Uniform bekleidet sich an die Spitze seiner dreiunddreißig Mann zu stellen.

Er hatte Catherine seit dem Tage, wo er sie in ihrem Bette im Pachthofe verlassen, nicht mehr gesehen.

Sie winkte ihm zu sich.

Pitou schaute umher, um sich zu versichern, ob der Wink wirklich an ihn gerichtet sei.

Catherine wiederholte lächelnd ihre Einladung.

Man konnte sich nicht täuschen.

Pitou steckte seinen Degen in die Scheide, nahm artig seinen Hut an der Ecke und schritt mit entblößtem Haupte auf das Mädchen zu.

Für Herrn von Lafayette hätte Pitou einfach die Hand an seinen Hut gelegt.

„Ah! Herr Pitou," sagte Catherine zu ihm, „ich erkannte Sie nicht . . . Mein Gott, wie hübsch sehen Sie aus in Ihrer Uniform!"

Dann fügte sie leise bei:

„Ich danke, mein lieber Pitou; oh! wie gut sind Sie, und wie liebe ich Sie!"

Und sie ergriff die Hand des Kapitäns der Nationalgarde und drückte sie in ihren Händen.

Eine Blendung zog über die Augen von Pitou hin; sein Hut entschlüpfte der Hand, welche frei geblieben, und der arme Verliebte war vielleicht selbst nahe daran, zu seinem Hute niederzufallen, als ein gewaltiges Geräusch, begleitet von bedrohlichen Ausrufungen, auf der Seite der Rue de Soissons ertönte.

Was auch die Ursache dieses Geräusches sein mochte, Pitou benützte den Vorfall, um sich seiner Verlegenheit zu entreißen.

Er machte seine Hand von den Händen von Catherine los, lief weg und rief an der Spitze seiner dreiunddreißig Mann:

„In's Gewehr!"

Sagen wir, was die Ursache dieses bedrohlichen Geräusches war.

Man weiß, daß der Abbé Fortier das Bündniß durch eine Messe am Altar des Vaterlands zu feiern bestimmt worden, und daß die heiligen Gefäße und die andern Ornamente des Gottesdienstes, wie Kreuze, Fahnen, Leuchter, von der Kirche nach dem mitten auf dem Platze errichteten Altar gebracht werden sollten.

Der Maire, Herr von Longpré, gab die Befehle in Betreff dieses Theiles der Festlichkeit.

Herr von Longpré hatte, wie man sich erinnert, schon einmal mit dem Abbé Fortier zu thun gehabt, als Pitou, mit dem Beschlusse von Herrn von Lafayette in der Hand,

die bewaffnete Macht requirirte, um sich der vom Abbé Fortier zurückbehaltenen Gewehre zu bemächtigen.

Herr von Longpré kannte aber, wie Jedermann, den Charakter des Abbé Fortier; er wußte, daß er eigenwillig bis zur Halsstarrigkeit, reizbar bis zur Heftigkeit war.

Er vermuthete wohl, der Abbé Fortier habe kein zärtliches Andenken für seine Intervention in dieser ganzen Flintenangelegenheit bewahrt.

Statt dem Abbé Fortier einen Besuch zu machen und die Sache von Seiten der bürgerlichen Behörde mit der geistlichen Behörde zu verhandeln, beschränkte er sich auch darauf, daß er dem würdigen Diener Gottes das Festprogramm schickte, in welchem gesagt war:

Art. 4.

„Die Messe wird am Altar des Vaterlands vom Herrn Abbé Fortier gelesen; sie wird Morgens um zehn Uhr beginnen."

Art. 5.

„Die heiligen Gefäße und anderen Ornamente des Gottesdienstes werden durch die Sorge des Herrn Abbé Fortier von der Kirche von Villers-Coterets zum Altar des Vaterlands gebracht."

Der Secretär der Mairie hatte in Person das Programm dem Abbé Fortier überbracht; dieser hatte es mit einer spöttischen Miene durchlaufen und mit einem Tone, der ganz seiner Miene ähnlich, erwiedert:

„Es ist gut."

Um neun Uhr war, wie gesagt, der Altar des Vaterlands völlig geschmückt mit seinem Teppiche, mit seinen Vorhängen, mit seinem Tuche und mit seinem Gemälde, den heiligen Johannes, wie er in der Wüste predigt, vorstellend.

Es fehlten nur noch die Leuchter, das Tabernakel,

das Kreuz und die anderen für den Gottesdienst nothwendigen Gegenstände.

Um halb zehn Uhr waren diese verschiedenen Gegenstände noch nicht herbeigebracht.

Der Maire wurde unruhig. Er schickte seinen Secretäre nach der Kirche, um nachzusehen, ob man sich mit dem Transport der heiligen Gefäße beschäftige.

Der Secretär kam zurück und sagte, er habe die Kirche doppelt verschlossen gefunden.

Er erhielt den Befehl, zum Meßner zu laufen; der Meßner mußte natürlich der mit diesem Transporte beauftragte Mann sein.

Der unglückliche Meßner hatte sich eine Muskel verdreht.

Der Secretär erhielt nun Befehl, zu den Cantoren zu laufen.

Beide hatten sich den Magen verdorben. Um sich wiederherzustellen, hatte der Eine ein Brechmittel, der Andere ein abführendes Mittel genommen. Die zwei Arzneien wirkten auf eine wunderbare Art, und die beiden Kranken hofften, am andern Tage vollkommen wiederhergestellt zu sein.

Der Maire fing an eine Verschwörung zu argwohnen. Er schickte seinen Secretär zum Abbé Fortier.

Der Abbé Fortier hatte am Morgen einen Gichtanfall bekommen, und seine Schwester befürchtete sehr, die Gicht könnte ihm in den Magen treten.

Von da an gab es für Herrn von Longpré keinen Zweifel mehr. Nicht nur wollte der Abbé Fortier keine Messe am Altar des Vaterlands lesen, sondern, indem er den Meßner und die Cantoren vom Dienste befreite und alle Kirchenthüren schloß, verhinderte er es auch, daß ein anderer Priester, wenn sich zufällig einer gegenwärtig fand, die Messe an seiner Stelle las.

Die Lage der Dinge war ernst.

Zu jener Zeit glaubte man noch nicht, die bürger-

liche Behörde könne sich bei großen Veranlassungen von der geistlichen trennen, und irgend ein Fest könne ohne Messe vor sich gehen.

Einige Jahre später verfiel man in den entgegengesetzten Exceß.

Alles dieses Hin- und Herlaufen des Secretärs war jedoch nicht geschehen, ohne daß dieser einige Indiscretionen in Betreff der Muskelverdrehung des Meßners, des Brechmittels des ersten Cantors, des Abführungsmittels des zweiten und der Gicht des Abbé beging.

Ein dumpfes Gerücht fing an die Bevölkerung zu durchlaufen.

Man sprach von nichts Geringerem, als daß man, um die heiligen Gefäße und die Ornamente des Gottesdienstes zu holen, die Kirchenthüren sprengen und den Abbé Fortier zum Altar des Vaterlands schleppen müsse.

Herr von Longpré, ein wesentlich versöhnender Mann, beschwichtigte diese ersten Bewegungen des Aufbrausens und erbot sich, selbst als Botschafter zum Abbé Fortier zu gehen.

Demzufolge begab er sich nach der Rue des Soisson und klopfte an die Thüre des würdigen Abbé, welche eben so sorgfältig verriegelt war, als die der Kirche.

Doch er mochte immerhin klopfen, die Thüre blieb geschlossen.

Herr von Longpré glaubte nun, es sei nothwendig, den Beistand der bewaffneten Macht zu requiriren.

Er gab Befehl, den Quartiermeister und den Brigadier der Gendarmerie zu benachrichtigen.

Beide befanden sich auf dem großen Platze. Sie liefen auf den Befehl des Maire herbei.

Ein ungeheurer Volksstrom zog ihnen nach.

Da man weder Balliste, noch Katapulte hatte, um die Thüre einzustoßen, so ließ man ganz einfach einen Schlosser holen.

Doch in dem Augenblick, wo der Schlosser den Ha-

ken in das Schloß steckte, wurde die Thüre geöffnet, und der Abbé Fortier erschien auf der Schwelle.

Nicht wie Coligny, der seine Mörder fragte: „Meine Brüder, was wollt Ihr von mir?"

Sondern wie Kalchas, das Auge in Flammen und die Haare gesträubt, nach den Worten von Racine in Iphigenie.

„Zurück!" rief er, seine Hand mit einer drohenden Geberde erhebend; „zurück, Ihr Ketzer, Ihr Gottlose, Ihr Hugenotten, Ihr Abtrünnige! Zurück, Ihr Amalekiter, Sodomiter, Gomorrhäer! Hebt Euch hinweg von der Schwelle des Herrn!"

Es entstand ein großes Gemurre in der Menge, ein Gemurre, das, wir müssen es sagen, nicht zu Gunsten des Abbé Fortier war.

„Verzeihen Sie," sprach Herr von Longpré mit seiner sanften Stimme, der er den überredendsten Ausdruck gegeben, „verzeihen Sie, Herr Abbé, wir wünschten nur zu wissen, ob Sie die Messe am Altar des Vaterlands lesen oder nicht lesen wollen?"

„Ob ich die Messe am Altar des Vaterlands lesen will?" rief der Abbé in einem von jenen Zornausbrüchen, zu denen er so sehr geneigt war, „ob ich die Empörung, den Aufruhr, den Undank heiligen will? Ob ich Gott bitten will, die Tugend zu verfluchen und die Sünde zu segnen? Sie haben das nicht gehofft, Herr Maire! Sie wollen wissen, ja oder nein, ob ich Ihre gotteslästerliche Messe lesen werde; nun wohl: nein! nein! nein! Ich werde sie nicht lesen."

„Gut, Herr Abbé," erwiederte der Maire "Sie sind frei, und man kann Sie nicht zwingen."

„Ah! es ist ein Glück, daß ich frei bin," sagte der Abbé, „es ist ein Glück, daß man mich nicht zwingen kann . . ."

Und mit dem frechsten Hohngelächter fing er an die Thüre den Behörden vor der Nase zuzustoßen.

Die Thüre war im Begriff, ihr hölzernes Gesicht wie man in der Volkssprache sagt, der äußerst verbüfften Versammlung zu zeigen, als ein Mann rasch aus der Menge vortrat und mit einer mächtigen Anstrengung den zu drei Vierteln geschlossenen Flügel so wieder öffnete, daß er den Abbé, so stark er war, beinahe zurückgeworfen hätte.

Dieser Mann war Billot, Billot, bleich vor Zorn, mit gefalteter Stirne und mit den Zähnen knirschend.

Billot war, wie man sich erinnert, Philosoph. Als solcher verabscheute er die Priester, die er „Pfaffennarren" und „Faullenzer" nannte.

Eine tiefe Stille trat ein. Man begriff, daß etwas Erschreckliches zwischen diesen beiden Männern vorgehen sollte.

Billot aber, der, um die Thüre zurückzustoßen, mit so großer Heftigkeit zu Werke gegangen war, debutirte mit einer ruhigen, beinahe sanften Stimme.

„Verzeihen Sie, Herr Maire," fragte er, „wie haben Sie da gesagt? Sie haben gesagt ... Ich bitte, wiederholen Sie doch ... Sie haben gesagt, wenn der Herr Abbé die Messe nicht lesen wolle, so könne man ihn nicht zwingen, es zu thun."

„Ja, in der That," stammelte Herr von Longpré, „ja, ich glaube dies gesagt zu haben."

„Ah! dann haben Sie sich einen großen Irrthum zu Schulden kommen lassen, Herr Maire, und in unserer Zeit ist es wichtig, daß sich die Irrthümer nicht verbreiten."

„Zurück, Ruchloser! zurück, Gottloser! zurück, Abtrünniger! zurück, Ketzer!" rief der Abbé Billot zu.

„Oh!" versetzte Billot, „schweigen wir, Herr Abbé, oder ich sage Ihnen, das wird ein schlimmes Ende nehmen. Ich beleidige Sie nicht, ich bestreite. Der Herr Maire glaubt, man könne Sie nicht zwingen, die Messe

zu lesen; ich, ich behaupte, daß man Sie dazu zwingen kann."

„Ah! Manichäer!" rief der Abbé, „ah! Heide!"

„Stille!" erwiederte Billot, „ich sage es, und ich beweise es."

„Stille!" rief alles Volk.

„Sie hören, Herr Abbé," sprach Billot mit derselben Ruhe, „Jedermann ist meiner Ansicht. Ich predige nicht so gut, wie Sie; doch es scheint, ich sage interessantere Dinge, da man mich anhört."

Der Abbé hatte große Lust, durch einen neuen Bannfluch zu antworten, doch diese mächtige Stimme der Menge imponirte ihm unwillkürlich.

„Sprich, sprich!" versetzte er mit einer spöttischen Miene, „wir werden sehen, was Du sagst."

„Sie werden es in der That sehen, Herr Abbé."

„Vorwärts, ich höre Dich."

„Und Sie thun wohl daran," sprach Billot.

Dann warf er einen Seitenblick auf den Abbé, als wollte er sich versichern, daß dieser schweigen werde, während er rede, und fuhr fort:

„Ich sage also etwas ganz Einfaches: Jeder, der einen Gehalt empfängt, ist verbunden, gegen diesen Gehalt das Gewerbe zu treiben, für welches er bezahlt wird."

„Ah!" sprach der Abbé „ich sehe Dich kommen."

„Meine Freunde," sagte Billot mit derselben Sanftheit der Stimme, indem er sich an die zwei- bis dreihundert Zuschauer dieser Scene wandte, „wollt Ihr lieber die Beleidigungen des Herrn Abbé, oder meine Beweisführung hören?"

„Sprechen Sie, Herr Billot, sprechen Sie, wir hören! Stille! Abbé, stille!"

Billot begnügte sich diesmal damit, daß er den Abbé anschaute, und sprach dann weiter:

„Ich sagte also, Jeder, der einen Gehalt beziehe,

müsse das Gewerbe treiben, für das er bezahlt wird. Hier ist z. B. der Herr Secretär der Mairie, er wird dafür bezahlt, daß er die Schreibereien des Herrn Maire macht, daß er seine Botschaften besorgt, daß er die Antworten von denjenigen, an welche diese Botschaften gerichtet sind, zurückbringt. Der Herr Maire hat ihn zu Ihnen geschickt, Herr Abbé, um Ihnen das Festprogramm zu überbringen; ihm wäre es nicht eingefallen, zu sagen: „„Herr Maire, ich will das Festprogramm nicht Herrn Fortier bringen."" Nicht wahr, Herr Secretär, das wäre Ihnen nicht eingefallen?"

„Nein, Herr Billot," erwiederte naiv der Secretär, „bei meiner Treue! nein."

„Sie hören, Herr Abbé?" sagte Billot.

„Gotteslästerer!" rief der Abbé.

„Stille!" wiederholten die Anwesenden.

Billot fuhr fort:

„Hier ist der Herr Quartiermeister der Gendarmerie, welcher dafür bezahlt wird, daß er gute Ordnung hält, wo die gute Ordnung gestört wird oder gestört werden kann. Als der Herr Maire vorhin dachte, die gute Ordnung könnte durch Sie, Herr Abbé gestört werden, und dem Herrn Quartiermeister sagen ließ, er möge ihm zu Hülfe kommen, da dachte der Herr Quartiermeister nicht daran, zu antworten: „„Herr Maire, stellen Sie die Ordnung wieder her, wie Sie eben können, thun Sie es aber ohne mich."" Nicht wahr, Sie dachten nicht hieran, Herr Quartiermeister?"

„Bei meiner Treue, nein! Es war meine Pflicht, zu kommen, und ich bin gekommen," erwiederte einfach der Quartiermeister.

„Sie hören, Herr Abbé?" sagte Billot.

Der Abbé knirschte mit den Zähnen.

„Warten Sie," sprach Billot, „hier ist ein wackerer Mann von einem Schlosser. Seine Aufgabe ist es, wie

dies seine Benennung bezeichnet, Schlösser zu verfertigen, zu öffnen oder zu schließen. Vorhin hat der Herr Maire ihn holen lassen, damit er Ihre Thüre öffne. Es ist ihm nicht einen Augenblick die Idee gekommen, dem Herrn Maire zu antworten: „„Ich will die Thüre von Herrn Fortier nicht öffnen."" Nicht wahr, Picard, diese Idee ist Dir nicht gekommen?"

„Bei meiner Treue, nein," erwiederte der Schlosser, „ich habe meinen Haken genommen und bin gekommen. Jeder treibe sein Handwerk, und die Kühe werden wohl gehütet sein."

„Sie hören, Herr Abbé?" fragte Billot.

Der Abbé wollte ihn unterbrechen, doch Billot hielt ihn durch eine Geberde zurück und fuhr fort:

„Nun wohl, sprechen Sie, woher kommt es, daß Sie allein, der Sie auserwählt sind, um das Beispiel zu geben, während Jedermann seine Pflicht hier thut, daß Sie allein, sage ich, sie nicht thun?"

„Bravo, Billot! bravo!" riefen einstimmig die Anwesenden.

„Sie thun sie nicht nur nicht," wiederholte Billot, „sondern Sie geben sogar das Beispiel der Unordnung und des Bösen."

„Ah!" rief der Abbé Fortier, der nun einsah, daß er sich vertheidigen mußte, „die Kirche ist unabhängig, die Kirche gehorcht Niemand, die Kirche folgt nur sich selbst!"

„Ei! das ist gerade das Schlimme, daß Ihr eine Gewalt im Lande, einen Körper im Staate bildet. Ihr seid Franzose oder Ausländer, Ihr seid Bürger oder seid es nicht; seid Ihr nicht Bürger, seid Ihr nicht Franzose, seid Ihr Preuße, Engländer oder Oesterreicher, ist es Herr Pitt, Herr Coburg oder Herr von Kaunitz, der Euch bezahlt, so gehorcht Herrn Pitt, Herrn Coburg oder Herrn von Kaunitz: seid Ihr aber Franzose, seid Ihr Bürger, bezahlt Euch die Nation, so gehorcht der Nation."

„Ja! ja!" riefen dreihundert Stimmen.

„Und dann," sprach Billot, die Stirne gefaltet, das Auge voll von Blitzen, und seine mächtige Hand bis auf die Schulter des Abbé ausstreckend," und dann, im Namen der Nation, Priester, fordere ich Dich auf, Deine Friedenssendung zu erfüllen und die Gnade des Himmels, den Segen der Vorsehung, die Barmherzigkeit des Herrn auf Deine Bürger und Dein Vaterland herabzurufen. Komm! komm!"

„Bravo! Billot, es lebe Billot!" rief man einstimmig.

„Zum Altar! den Priester zum Altar!"

Und, ermuthigt durch diesen Zuruf, zog der Pächter mit seinem kräftigen Arme aus dem beschützenden Gewölbe der großen Thüre vielleicht den ersten Priester, der in Frankreich so offen das Signal der Gegenrevolution gegeben hatte.

Der Abbé Fortier sah ein, daß kein Widerstand möglich war.

„Nun, ja," sagte er, „das Märtyrerthum, ich rufe das Märtyrerthum herbei, ich verlange das Märtyrerthum."

Und mit voller Lunge stimmte er das Libera nos, Domine! an.

Dieser seltsame Zug rückte gegen den großen Platz mit dem Geschrei herbei, das Pitou in dem Augenblick vernahm, wo er nahe daran war, unter den Danksagungen, den zärtlichen Worten und dem Händedruck von Catherine ohnmächtig zu werden.

XLIX.

Die Erklärung der Menchenrechte.

Pitou, den dieser Lärmen an die Pariser Aufstände, die er mehr als einmal gehört, erinnert hatte, glaubte, er sehe eine Bande von Mördern herankommen, dachte, er werde einen neuen Flesselle, einen neuen Foulon, einen neuen Berthier zu vertheidigen haben, rief: „„Ins Gewehr!““ und stellte sich an die Spitze seiner dreiunddreißig Mann.

Da öffnete sich die Menge, und er sah fortgezogen von Billot, den Abbé Fortier sich nähern, dem nur eine Palme fehlte, um den alten Christen zu gleichen, welche man in den Circus führte.

Eine natürliche Bewegung trieb ihn zur Vertheidigung seines ehemaligen Lehrers an, dessen Verbrechen er noch nicht wußte.

„Oh! Herr Billot!“ rief er, dem Pächter entgegen eilend.

„Oh! mein Vater!“ rief Catherine mit einer ganz ähnlichen Bewegung.

Doch es bedurfte nur eines Blickes, um Pitou einerseits und Catherine andererseits zurückzuhalten. Es war etwas vom Adler und vom Löwen in diesem Manne, der die Menschwerdung des Volkes repräsentirte.

Am Fuße der Bühne angelangt, ließ er von selbst den Abbé Fortier los, deutete mit dem Finger auf den Altar und sprach:

„Sieh, hier ist der Altar des Vaterlands, an welchem den Gottesdienst zu verrichten Du verschmähst, und dessen Priester zu sein ich Dich meinerseits für unwürdig er-

kläre. Um diese heiligen Stufen zu ersteigen, muß man das Herz voll haben von drei Gefühlen: von dem Verlangen nach Freiheit, von der Ergebenheit gegen das Vaterland, von der Liebe für die Menschheit! Priester, wünschest Du die Befreiung der Welt? Priester, bist Du Deinem Vaterlande ergeben? Priester, liebst Du Deinen Nächsten? Dann steige kühn zu diesem Altar hinauf und rufe Gott an; fühlst Du Dich aber nicht den Ersten unter uns als Bürger, so tritt den Platz dem Würdigeren ab und ziehe Dich zurück! ... verschwinde! ... gehe! ..."

„Oh! Unglücklicher!" rief der Abbé, während er sich zurückzog und Billot mit dem Finger drohte; „Du weißt nicht, wem Du den Krieg erklärst?"

„Doch, ich weiß es," erwiederte Billot, „ich erkläre den Krieg den Wölfen, den Füchsen und den Schlangen, Allem, was sticht, Allem, was beißt, Alles, was in der Finsterniß zerreißt. Wohlan! es sei," fügte er bei, indem er mit einer mächtigen Geberde an seine breite Brust mit beiden Händen schlug. „Zerreißt ... beißt ... stecht ... es ist Etwas hiezu vorhanden!"

Es trat ein kurzes Stillschweigen ein; die ganze anwesende Menge öffnete sich, um den Priester abgehen zu lassen, schloß sich wieder und blieb unbeweglich und in Bewunderung vor dieser kräftigen Natur, die sich als Zielscheibe den Streichen der furchtbaren Gewalt darbot, deren Sklave damals noch die Hälfte dec Welt war, und die man die Geistlichkeit nannte.

Es gab keinen Maire, keinen Adjuncten, keinen Municipalrath mehr, es gab nur noch Billot.

Herr von Longpré näherte sich ihm und sagte:

„Aber mit Allem dem, Herr Billot, haben wir keinen Priester mehr."

„Nun, und dann?" fragte Billot.

„Da wir keinen Pfarrer mehr haben, so haben wir keine Messe mehr!"

„Ein großes Uuglück!" sprach Billot, der seit seiner

ersten Communion nur zweimal, an seinem Heirathstage und am Tage der Taufe seiner Tochter, den Fuß in die Kirche gesetzt hatte.

„Ich sage nicht, es sei ein großes Unglück," erwiederte der Maire, dem aus Gründen daran lag, Billot nicht zu widersprechen. „Doch was werden wir an die Stelle der Messe setzen?"

„An die Stelle der Messe?" rief Billot im Aufschwunge einer wahren Begeisterung; „ich will es Ihnen sagen: steigen Sie mit mir zum Altar des Vaterlands hinauf, Herr Maire; steige auch mit hinauf, Pitou; Sie zu meiner Rechten, Du zu meiner Linken ... so ist es. Was wir an die Stelle der Messe setzen werden, höret Alle," sprach Billot; „es ist die Erklärung der Menschenrechte, es ist das Credo der Freiheit, es ist das Evangelium der Zukunft."

Alle Hände klatschten gleichzeitig; alle diese seit dem vorhergehenden Tage freien oder vielmehr kaum entfesselten Menschen, alle diese Menschen waren begierig, die Rechte kennen zu lernen, welche man für sie erobert, und die sie noch nicht genossen hatten.

Sie hatten ganz anders Durst nach diesem Worte, als nach dem, welches der Abbé Fortier das himmlische Wort nannte.

Zwischen dem Maire, der die gesetzliche Macht vertrat, und Pitou, der die bewaffnete Macht repräsentirte, stehend, streckte Billot die Hand aus, und auswendig, aus dem Gedächtniß, aus der Erinnerung, — der ehrliche Pächter konnte nicht lesen, wie man weiß, — sprach er mit sonoren Stimme folgende Worte, welche die ganze Versammlung stillschweigend und mit entblößtem Haupte anhörte:

Erklärung der Menschenrechte.

Artikel 1.

„„Die Menschen werden geboren und bleiben frei und gleich in Rechten. Die socialen Unterschiede können nur auf den gemeinschaftlichen Nutzen gegründet sein.

Art. 2.

„„Der Zweck jeder politischen Association ist die Erhaltung der natürlichen und unverjährbaren Rechte des Menschen. Diese Rechte sind das Eigenthum, die Sicherheit und der Widerstand gegen die Unterdrückung.‟‟

Die Worte: der Widerstand gegen die Unterdrückung, wurden von Billot als von einem Manne ausgesprochen, der die Mauern der Bastille hat fallen sehen und weiß, daß nichts dem Arme des Volkes widersteht, wenn das Volk den Arm ausstreckt.

Sie erhoben auch jenes Geschrei, das, von der Menge ausgestoßen, dem Gebrülle gleicht.

Er fuhr fort:

Art. 3.

„„Der Grundsatz jeder Souveränetät wohnt wesentlich der Nation inne. Kein Körper, kein Individuum kann eine Macht üben, die nicht wesentlich ihr entfließt . . .‟‟

Dieser letzte Satz erinnerte zu lebhaft diejenigen, welche ihn hörten, an den Streit, der zwischen Billot und dem Abbé Fortier stattgefunden, und wobei Billot diesen Grundsatz angerufen hatte, um unbemerkt vorüberzugehen; er wurde auch mit Bravos und Beifallklatschen überschüttet.

Billot ließ die Bravos und das Beifallklatschen erlöschen und fuhr dann fort:

Art. 4.

„„Die Freiheit besteht darin, daß man Alles thun kann, was Anderen nicht schadet; so hat die Ausübung der natürlichen Rechte jedes Menschen keine andern Grenzen, als die, welche den übrigen Mitgliedern der Gesellschaft den Genuß derselben Rechte sichert; diese Grenzen können nur durch das Gesetz festgestellt werden . . .““

Dieser Artikel hatte etwas ein wenig Abstractes für die einfachen Geister, welche ihn hörten; er ging auch kälter vorüber als die andern, obgleich er ein Grundartikel war.

Art. 5.

„„Das Gesetz,““ fuhr Billot fort, „„hat nur das Recht, die der Gesellschaft nachtheiligen Handlungen zu verbieten. Alles das, was nicht durch das Gesetz verboten ist, kann nicht verhindert werden, und Niemand kann gezwungen werden, das zu thun, was dasselbe nicht gebietet . . .““

„Das heißt,“ fragte ei ne Stimme aus der Menge „da das Gesetz die Frohne nicht befiehlt und den Zehnten aufgehoben hat , so können weder die Priester mehr kommen, um den Zehnten von meinem Felde zu nehmen, noch kann mich der König zur Frohne zwingen?“

„Ganz richtig,“ entgegnete Billot dem Fragenden, „und wir sind von jetzt an und in Zukunft befreit von diesen schmählichen Plackereien.“

„Es lebe also das Gesetz!“ rief der Fragende.

Und alles Volk wiederholte im Chor:

„Es lebe das Gesetz!“

Billot fuhr fort:

Art. 6.

„Das Gesetz ist der Ausdruck des allgemeinen Willens.“

Hiebei hielt er inne, hob feierlich den Finger empor und rief:

„Höret wohl, Freunde, Brüder, Mitbürger, Menschen!

„„Alle Franzosen haben das Recht, persönlich oder durch ihre Vertreter bei der Bildung des Gesetzes mitzuwirken . . .““

Und er erhob die Stimme, damit nicht eine Sylbe von dem, was er sagte, verloren gehe:

„„Es soll dasselbe für Alle sein, mag es beschützen, mag es strafen . . .““

Dann sprach er noch lauter:

„„In seinen Augen sind alle Bürger gleich zulässig zu allen Würden, Stellen und öffentlichen Aemtern nach Maßgabe ihrer Fähigkeit und ohne andere Auszeichnungen als die ihrer Tugenden und ihrer Talente.““

Der Art. 6 wurde mit einem einstimmigen Beifallsgeschrei aufgenommen.

Billot ging zum Art. 7 über:

„„Jeder Mensch kann nur in den durch das Gesetz bestimmten Fällen und nach den von ihm vorgeschriebenen Formen angeklagt, verhaftet oder gefangen gehalten werden. Diejenigen, welche willkürliche Befehle nachsuchen, ausfertigen oder vollziehen, müssen bestraft werden; doch jeder Bürger, der kraft des Gesetzes vorgefordert oder ergriffen wird, muß auf der Stelle gehorchen; er macht sich durch den Widerstand schuldig.

Art. 8.

„„Das Gesetz soll nur streng nothwendige Strafen bestimmen, und Jeder kann nur kraft eines festgestellten und vor dem Vergehen bekannt gemachten Gesetzes bestraft werden.

Art. 9.

„„Da jeder Mensch als unschuldig angenommen wird, bis er für schuldig erklärt worden ist, so muß jede

Strenge, die nicht, um sich seiner Person zu versichern für unerläßlich erklärt würde, kräftig vom Gesetze unterdrückt werden.

Art. 10.

„„Niemand darf wegen seiner Gesinnung, selbst wegen der religiösen, beunruhigt werden, vorausgesetzt, daß ihre Kundgebung nicht die durch das Gesetz vorgeschriebene Ordnung stört.

Art. 11.

„„Der freie Austausch der Gedanken und der Meinungen ist eines der kostbarsten Rechte des Menschen. Jeder Bürger kann also frei sprechen, schreiben, drucken, unter der Bedingung, daß er für den Mißbrauch dieser Freiheit in den durch das Gesetz bestimmten Fällen verantwortlich ist.

Art. 12.

„„Die Garantie der Rechte des Bürgers macht eine öffentliche Macht nothwendig: diese Macht ist also gegründet für den Vortheil Aller und nicht für den Privatnutzen derjenigen, welchen man sie anvertraut.

Art. 13.

„„Für die Unterhaltung der öffentlichen Macht und für die Ausgaben der Verwaltung ist eine gemeinschaftliche Steuer unerläßlich; sie muß gleichmäßig unter allen Bürgern nach Maßgabe ihres Vermögens vertheilt sein.

Art. 14.

„„Alle Bürger haben das Recht, durch sich selbst oder durch ihre Vertreter die Nothwendigkeit der öffentlichen Steuer zu constatiren, ihre Verwendung zu verfolgen und ihren Betrag, ihre Vertheilung, ihren Einzug und ihre Dauer zu bestimmen.

Art. 15.

„„Die Gesellschaft hat das Recht, von jedem öffentlichen Beamten Rechenschaft über seine Verwaltung zu verlangen.

Art. 16.

„„Keine Gesellschaft, in der weder die Garantie der Rechte gesichert, noch die Trennung der Gewalten bestimmt ist, hat eine Constitution.

Art. 17.

„„Da das Eigenthum ein heiliges und unverletzliches Recht ist, so kann Niemand desselben beraubt werden, wenn nicht, weil die gesetzlich nachgewiesene öffentliche Nothwendigkeit es entschieden fordert, und unter der Bedingung einer gerechten Entschädigung.““

„Und nun die Anwendung dieser Grundsätze," fuhr Billot fort; „höret Brüder! höret Bürger! höret Ihr Menschen, die diese Erklärung Eurer Rechte frei gemacht hat, höret!"

„Stille! stille! laßt uns hören," sprachen gleichzeitig zwanzig Stimmen in der Menge.

Billot fuhr fort:

„Die Nationalversammlung, welche die französische Constitution auf die Grundsätze bauen wollte, die sie anerkannt und erklärt hatte, hebt unwiderruflich die Institutionen auf, welche die Freiheit und die Gleichheit verletzen."

Die Stimme von Billot nahm, während er weiter sprach, einen erschrecklichen Ausdruck von Haß und Drohung an.

„Es gibt weder mehr Adel, noch Pairie, noch erbliche Auszeichnungen, noch Feudalregierung, noch Patrimonialgerichtsbarkeit, noch irgend einen von den Titeln,

irgend eine von den Benennungen, irgend eines von den Prärogativen, welche daraus entspringen, noch einen Ritterorden, noch eine von den Körperschaften oder von den Decorationen, für welche man Adelsproben verlangte, oder die eine ausgezeichnete Geburt voraussetzten, noch irgend einen anderen Vorrang, als den der öffentlichen Beamten in der Ausübung ihrer Functionen.

„Es gibt weder mehr Käuflichkeit, noch Erblichkeit irgend eines öffentlichen Amtes; es gibt weder für einen Theil der Nation, noch für ein Individuum irgend ein Privilegium bei dem gemeinschaftlichen Rechte aller Franzosen.

Es gibt weder Geschwornenämter, noch Innungen von Handwerkern und Künstlern.

Das Gesetz erkennt weder religiöse Gelübde, noch irgend eine Verbindlichkeit an, welche dem natürlichen Rechte oder der Constitution entgegen wäre . . .“

Billot schwieg.

Man hatte ihm mit einer religiösen Stille zugehört.

Zum ersten Male vernahm das Volk zu seinem Erstaunen die Anerkennung seiner Rechte, verkündigt am hellen Tage, im Lichte der Sonne, im Angesichte des Herrn, von dem es schon so lange Zeit in seinen Gebeten diese natürliche Verfassung erflehte, die es nun nach Jahrhunderten der Sklaverei, des Elends und der Leiden erhielt.

Zum ersten Mal hatte der Mensch, der wirkliche Mensch, derjenige, auf welchem das Gebäude der Monarchie mit seinem Adel zur Rechten und mit seiner Geistlichkeit zur Linken seit sechs Jahrhunderten lastete, zum ersten Mal hatte der Arbeiter, der Handwerker, der Bauer seine Stärke erkannt, seinen Werth geschätzt, den Platz, den er auf der Erde einnahm, berechnet, den Schatten, den er der Sonne machte, gemessen, und dies

nicht kraft des Beliebens eines Gebieters, sondern auf die Stimme von einem von seines Gleichen.

Als nach diesen letzten Worten:

„Das Gesetz erkennt weder religiöse Gelübde, noch irgend eine Verbindlichkeit mehr an, welche den natürlichen Rechten und der Constitution entgegen wäre," als nach diesen Worten, sagen wir, Billot den Ruf erhob, der noch so neu, daß er strafbar schien, den Ruf: „Es lebe die Nation!" als er die Arme ausbreitend an seiner Brust in einer brüderlichen Umarmung die Schärpe des Maire und die Epauletten des Kapitäns vereinigte, wiederholte, obgleich dieser Maire der eines Dörfchens, obgleich dieser Kapitän der Anführer einer Handvoll Bauern, da der Grundsatz trotz der Niedrigkeit derjenigen, welche ihn vertraten, nicht minder groß war, es wiederholte Aller Mund: „Es lebe die Nation!" und alle Arme öffneten sich und schloßen sich zu einem allgemeinen Umfangen in der erhabenen Verschmelzung aller Herzen in einem einzigen Herz, in der überwiegenden Hinneigung aller Privatinteressen zur gemeinschaftlichen Aufopferung.

Das war eine von den Scenen, von welchen Gilbert mit der Königin gesprochen, und die die Königin nicht begriffen hatte.

Billot stieg vom Altar des Vaterlands unter dem Freudengeschrei und dem Zurufe der ganzen Bevölkerung herab.

Die Musik von Villers-Coterets stimmte im Vereine mit den Musiken der benachbarten Dörfer sogleich die Melodie der brüderlichen Versammlungen, die Melodie der Hochzeiten und der Taufen an: Ou peuton uêtre mieux qu'a sein de sa famille? *)

Und in der That, von dieser Stunde an wurde

---

*) Wo kann man besser sein, als im Schooße seiner Familie?

Frankreich eine große Familie; von dieser Stunde an waren der Haß der Religionen verschwunden, die Vorurtheile der Provinzen vernichtet; von dieser Stunde an drang das, was für die Welt an das Licht durchdrang, auch für Frankreich durch; die Geographie war getödtet; keine Berge, keine Flüsse, keine Hindernisse mehr zwischen den Menschen; eine Sprache, ein Vaterland, ein Herz!

Und auf diese Melodie, mit welcher einst die Familie Heinrich IV. empfangen hatte, und mit der heute ein Volk die Freiheit begrüßte, begann eine ungeheure Farandole, *) die, auf der Stelle sich wie eine endlose Kette entwickelnd, ihre lebendigen Ringe vom Mittelpunkte des Platzes bis zum Ende der Straßen rollte, welche nach demselben ausmündeten.

Dann stellte man Tische vor den Thüren auf. Arm oder reich, Jeder brachte seine Schüssel, seine Kanne Obstmost, seinen Schoppen Bier, seine Flasche Wein oder seinen Krug Wasser, und eine ganze Bevölkerung nahm Gott preisend Theil an diesem großen Liebesmahl; sechstausend Bürger communicirten an demselben Tische an dem heiligen Tische der Brüderlichkeit.

Billot war der Held des Tages.

Er theilte großmüthig die Ehre desselben mit dem Maire und mit Pitou.

Es bedarf nicht der Erwähnung, daß bei der Farandole Pitou Mittel fand, um Catherine die Hand zu geben.

Es bedarf nicht der Erwähnung, daß bei Tische Pitou Mitttel fand, neben Catherine zu sitzen.

Doch sie war traurig, die arme Catherine; ihre Freude am Morgen war verschwunden, wie ein frischer, lachender Sonnenstrahl unter den stürmischen Dünsten des Mittags verschwindet.

---

*) Ein Tanz.

In seinem Streite mit dem Abbé Fortier, in seiner Erklärung der Menschenrechte hatte ihr Vater der Geistlichkeit und dem Adel eine Ausforderung zugeworfen, eine Ausforderung, welche um so erschrecklicher, je mehr sie von unten kam.

Sie hatte an Isidor gedacht, der nun nicht mehr höher stand als irgend ein anderer Mensch.

Es war nicht der Titel, es war nicht der Rang, es war nicht der Reichthum, was sie in ihm bedauerte; sie hätte Isidor geliebt, wäre er ein einfacher Bauer gewesen; doch es schien ihr, man sei heftig, ungerecht, brutal gegen diesen jungen Mann; es schien ihr, ihr Vater müsse, indem er ihm seine Titel und seine Privilegien entreiße, statt ihr ihn eines Tages näher zu bringen, Isidor auf immer von ihr entfernen.

Was die Messe betrifft, so sprach Niemand mehr davon; man verzieh beinahe dem Abbé Fortier seinen contrerevolutionären Ausfall; nur bemerkte er am andern Tage an seiner fast leeren Classe den Schlag, den die Weigerung, am Altar der Freiheit den Gottesdienst zu verrichten, seiner Volksbeliebtheit bei den patriotischen Eltern von Villers-Coterets beigebracht hatte.

L.

Unter dem Fenster.

Die von uns hier erzählte Festlichkeit, deren Zweck es war, durch partielle Bündnisse alle Gemeinden Frankreichs unter sich zu verbinden, war nur das Vorspiel der

großen Föderation, welche in Paris am 14. Juli 1790 stattfinden sollte.

Bei diesen partiellen Verbindungen warfen die Gemeinden zum Voraus die Augen auf die Abgeordneten, die sie zur allgemeinen Föderation schicken würden.

Die Rolle, welche Billot und Pitou am Sonntag den 18. October gespielt hatten, bezeichnete natürlich sie für die Stimmen ihrer Mitbürger, wenn der große Tag der allgemeinen Föderation gekommen wäre.

Doch in Erwartung dieses großen Tages war Alles in die gewöhnlichen Verhältnisse des Lebens zurückgekehrt, aus denen Jeder für den Augenblick durch den Stoß herausgetreten, welchen den ruhigen provinzialen Gewohnheiten dieses denkwürdige Ereigniß gegeben hatte.

Sprechen wir von ruhigen provinzialen Gewohnheiten, so wollen wir damit nicht sagen, in der Provinz habe das Leben weniger als anderswo seinen durch die Freuden erheiterten oder durch die Schmerzen verdüsterten Lauf. Es gibt kein Wasser, so klein es auch sein mag, von dem Bache, der unter dem Grase des Baumgartens eines armen Bauern murmelt, bis zu dem majestätischen Flusse, der von den Alpen wie von einem Throne herabkommt, um sich in das Meer zu werfen wie ein Eroberer, es gibt kein Wasser, sagen wir, das nicht auf seinem bescheidenen oder stolzen, mit Gänseblümchen besäten oder mit Villas besetzten Ufer seine Zwischenräume von Schatten und Sonne hat.

Und wenn wir hieran zweifelten, nach dem Palaste der Tuilerien, in den wir unsere Leser eingeführt, so könnte uns der Pachthof des Vater Billot, wohin wir unsere Leser zurückgeführt, ein Beispiel geben.

Nicht als hätte die Oberfläche nicht ruhig und beinahe lächelnd geschienen. Am Morgen gegen fünf Uhr öffnete sich in der That das große Thor, das nach der

Ebene ging, wo sich der Wald im Sommer wie ein grüner Vorhang, im Winter wie ein Trauerflor ausdehnt. Der Sämann trat zu Fuße seinen Sack Weizen gemischt mit Asche auf der Schulter heraus; der Ackermann kam zu Pferde, um auf dem Felde den am Ende der Furche des vorhergehenden Tages ausgespannten Pflug zu holen; die Kuhhirtin führte ihre brüllende Herde, geleitet durch den Stier, den majestätischen Herrscher ihrer Kühe und ihrer Kalben, unter denen die Lieblingskuh geht, die man an ihren sonoren Glöckchen erkennt; hinter ihnen allen, auf einem kräftigen normanischen Wallachen, einem Paßgänger, reitend, kam Billot, der Herr, die Seele, das Leben dieser ganzen Welt in Miniatur, dieses Volkes in Abkürzung.

Ein nicht betheiligter Beobachter hätte in diesem von einer düsteren Braue bedeckten und die Umgegend befragenden Auge, in diesem auf alle Geräusche aufmerksamen Ohr, in diesem um den Pachthof beschriebenen Kreise, während dessen Dauer sein Blick wie der eines Jägers, welcher eine Fährte aufnimmt und eine Einkreisung zieht, nicht einen Moment den Boden verließ, ein gleichgültiger Zuschauer, sagen wir, hätte in Allem dem nur das Wesen eines Mannes gesehen, der sich versicherte, der Tag werde schön werden und in der Nacht seien die Wölfe nicht wegen seiner Schäfereien, die Wildschweine nicht wegen seiner Kartoffeln, die Kaninchen nicht wegen seines Klees aus dem Walde, dem Asyle, herausgekommen, in welchem sie allein noch das fürstliche Blei des Herzogs von Orleans und seiner Hüter erreichen konnte.

Doch für Einen, welcher gewußt hätte, was im Grunde der Seele des ehrlichen Pächters vorging, würde jeder seiner Schritte einen ernsteren Charakter angenommen haben.

Nach was er in der Dunkelheit schaute, war, ob

nicht irgend ein Herumschwärmer sich verstohlen dem Pachthofe nähere oder sich daraus entferne. Auf was er in der Stille horchte, war, ob nicht irgend ein geheimnißvoller Ruf vom Zimmer von Catherine mit den Gruppen der die Landstraße einfassenden Weiden oder den die Ebene vom Walde trennenden Gräben correspondire. Was sein Blick so lebhaft die Erde befragte, war, ob sie nicht den Eindruck eines Trittes bewahrt habe, der durch seine Leichtigkeit oder seine Kleinheit die Aristokratie verrathen hätte.

Was Catherine betrifft, so fühlte sie, obgleich sich das Gesicht ihres Vaters für sie gemildert hatte, nichtsdestoweniger fortwährend jeden Augenblick das väterliche Mißtrauen um sie hergehen. Eine Folge hievon war, daß sie sich in ihren langen, einsamen, angstvollen Winternächten fragte, ob sie es vorziehen würde, wenn Isidor nach Boursonnes zurückkäme, oder wenn er von ihr entfernt bliebe.

Die Mutter Billot hatte ihr Pflanzenleben wieder aufgenommen: ihr Mann war zurückgekehrt, ihre Tochter hatte ihre Gesundheit wiedererlangt; sie schaute nicht über diesen beschränkten Horizont hinaus, und es wäre ein viel geübteres Auge als das ihrige nöthig gewesen, um in der Tiefe des Geistes ihres Gatten den Verdacht, in der Tiefe des Herzens ihrer Tochter die Angst zu suchen.

Pitou, nachdem er mit einer Mischung von Stolz und Traurigkeit sich an seinem Kapitänstriumphe geweidet hatte, war wieder in seinen gewöhnlichen Zustand, das heißt in eine sanfte wohlwollende Melancholie verfallen. Nach seiner gewöhnlichen Regelmäßigkeit besuchte er am Morgen die Mutter Colombe. Waren keine Briefe für Catherine da, so kam er traurig nach Haramont zurück, denn er dachte, wenn Catherine an einem Tage keine Briefe von Isidor erhalte, so werde sie keine Gelegenheit haben, an denjenigen zu denken, welcher sie ihr bringe.

Fand sich ein Brief, so legte er ihn dagegen gewissenhaft in den hohlen Baum und kam oft noch trauriger zurück, als an den Tagen, wo sich keiner fand, denn er meinte, Catherine denke an ihn nur durch einen Rückschlag, und weil der schöne Edelmann, den die Erklärung der Menschenrechte wohl seines Titels, aber nicht seiner Eleganz und seiner Anmuth hatte berauben können, der Leitfaden war, durch welchen er das beinahe schmerzliche Gefühl der Erinnerung empfing.

Pitou war indessen, wie sich leicht begreifen läßt, kein rein passiver Bote, und wenn auch stumm, war er doch nicht blind. In Folge seines Verhörs über Turin und Sardinien, das ihm das Ziel der Reise von Isidor geoffenbart, hatte er am Stempel der Briefe erkannt, der junge Edelmann sei in der Hauptstadt von Piemont. Dann, an einem schönen Tage, hatte der Stempel das Wort Lyon statt des Wortes Turin angegeben, und zwei Tage nachher, d. h. am 25. December, war ein Brief mit dem Worte Paris statt des Wortes Lyon angekommen.

Ohne daß er seinen Scharfsinn sehr anzustrengen brauchte, begriff nun Pitou, der Vicomte Isidor von Charny habe Italien verlassen und sei nach Frankreich zurückgekehrt.

Befand er sich einmal in Paris, so würde er offenbar nicht zögern, Paris zu verlassen, um nach Boursonnes zu reisen.

Das Herz von Pitou schnürte sich zusammen; wohl war er zu einer aufopfernden Ergebenheit entschlossen, darum blieb aber sein Gemüth doch nicht unempfindlich für die verschiedenen Bewegungen, die einen Angriff auf dasselbe machten.

An dem Tage, wo der von Paris datirte Brief ankam, beschloß Pitou auch, um sich einen Vorwand zu geben, seine Schlingen auf der Hut der Wolfsheide zu

legen, wo wir ihn am Anfange dieses Werkes auf eine Frucht tragende Art haben operiren sehen.

Der Pachthof von Pisseleu lag gerade am Wege von Haramont nach demjenigen Theile des Waldes, welchen man die Wolfsheide nannte.

Man durfte sich also nicht darüber wundern, daß Pitou im Vorübergehen hier anhielt.

Um hier anzuhalten, wählte er die Stunde, wo Billot seinen Nachmittagsritt auf den Feldern machte.

Seiner Gewohnheit gemäß durchschritt Pitou die Ebene, wanderte von Haramont zur Landstraße von Paris nach Villers - Coterets, von der Landstraße zum Pachthofe von Noue und vom Pachthofe von Noue durch die Schluchten nach dem von Pisseleu.

Dann umging er die Mauern des Pachthofes, zog sich an den Schäfereien und den Ställen hin, und befand sich am Ende vor dem großen Eingangsthor, auf dessen anderer Seite sich die Wohngebäude erhoben.

Vor dem Thore des Pachthofes angelangt, schaut er umher, wie es Billot hätte thun können, und erblickt Catherine an ihrem Fenster.

Catherine schien zu warten. Ohne sich auf irgend einen Punkt zu heften, schweifte ihr Auge auf der ganzen Ausdehnung des zwischen dem Wege von Villers-Coterets nach Ferté Milon und dem Wege von Villers-Coterets nach Boursonnes liegenden Walde umher.

Pitou suchte Catherine nicht zu überraschen: er stellte sich so, daß er sich in dem von ihrem Auge durchlaufenen Kreise befand, und als es ihn traf, verweilte das Auge des Mädchens auf ihm.

Sie lächelte ihm zu. Pitou war für Catherine nur noch ein Freund, oder er war vielmehr für sie mehr als ein Freund.

Pitou war ihr Vertrauter.

„Du bist es, mein lieber Pitou," sagte das Mädchen; „welcher gute Wind führt Dich zu uns?"

Pitou zeigte seine um seine Faust gerollten Schlingen und erwiederte:

„Ich habe die Idee, Sie ein paar sehr zarte und schmackhafte Kaninchen essen zu lassen, und da die der Wolfsheide wegen des Quenels, der hier im Ueberfluß wächst, die besten sind, so habe ich mich lange vor der Zeit von Hause entfernt, um im Vorübergehen Sie zu sehen und mich zugleich nach Ihrer Gesundheit zu erkundigen."

Catherine fing damit an, daß sie über diese Aufmerksamkeit von Pitou lächelte. Nachdem sie den ersten Theil seiner Rede durch dieses Lächeln erwiedert hatte, erwiederte sie auch den zweiten durch das Wort:

„Du willst Dich nach meiner Gesundheit erkundigen? Du bist sehr gut, lieber Pitou. Durch die Sorge, die Du, während ich krank war, für mich hattest, und die Du mir seit meiner Wiedergenesung fortwährend angedeihen ließest, bin ich beinahe geheilt."

„Beinahe geheilt," versetzte Pitou mit einem Seufzer. „Ich wollte, Sie wären es ganz."

Catherine erröthete, seufzte ebenfalls, und nahm die Hand von Pitou, als wollte sie ihm etwas Wichtiges sagen; doch sie besann sich ohne Zweifel eines Andern, machte ein paar Schritte durch ihr Zimmer, als suchte sie ihr Taschentuch, und nachdem sie es gefunden, strich sie damit über ihre Stirne, welche mit Schweiß bedeckt war, obgleich man sich in den kältesten Tagen des Jahres befand.

Keine von diesen Bewegungen entging dem forschenden Blicke von Pitou.

„Sie haben mir etwas zu sagen, Mademoiselle Catherine?" fragte er.

„Ich? . . . Nein . . . Nichts . . Du täuschest Dich, mein lieber Pitou," erwiederte das Mädchen mit bebender Stimme.

Pitou versetzte nach einer Anstrengung:

„Sehen Sie Mademoiselle Catherine, „wenn Sie meiner bedürfen, so müssen Sie sich keinen Zwang anthun.“

Catherine überlegte oder zögerte vielmehr einen Augenblick und sagte dann:

„Mein lieber Pitou, Du hast mir bewiesen, daß ich bei Gelegenheit auf Dich rechnen konnte, und ich bin Dir sehr erkenntlich hiefür; aber ich danke Dir zum zweiten Male.“

Dann fügte sie mit leiser Stimme bei:

„Es ist sogar unnöthig, daß Du in dieser Woche auf die Post gehst; ich werde ein paar Tage keine Briefe erhalten.“

Pitou war nahe daran, zu erwiedern, er vermuthe es. Doch er wollte sehen, wie weit das Vertrauen des Mädchens zu ihm ginge.

Sie beschränkte sich auf die von uns erwähnte Empfehlung, mit der sie einfach bezweckte, Pitou nicht jeden Morgen einen unnützen Gang machen zu lassen.

Diese Empfehlung hatte aber in den Augen von Pitou eine höhere Bedeutung.

Daß er nach Paris zurückgekommen, war für Isidor kein Grund, nicht zu schreiben.

Schrieb Isidor nicht mehr an Catherine, so zählte er darauf, sie zu sehen.

Wer sagte Pitou, daß der von Paris datirte Brief, welchen er am Morgen desselben Tages in die hohle Weide niedergelegt hatte, Catherine nicht die nahe bevorstehende Ankunft ihres Geliebten verkündigte? Wer sagte ihm, daß der, als er bei ihr erschien, im Raume umherschweifende Blick, den seine Anwesenheit auf ihn selbst zurückgeführt hatte, nicht am Saume des Waldes irgend ein Zeichen suchte, das Catherine andeutete, ihr Geliebter sei eingetroffen?

Pitou wartete, um Catherine alle Zeit zu lassen, mit sich selbst zu debattiren, ob sie ihm eine ver-

trauliche Mittheilung zu machen habe. Dann, als er sah, daß sie beharrlich schwieg, sagte er:

„Mademoiselle Catherine, haben Sie bemerkt, welche Veränderung bei Herrn Billot vorgeht?“

Catherine bebte.

„Ah!“ sprach sie, auf eine Frage durch eine andere Frage antwortend, „hast denn Du etwas bemerkt?“

„Mademoiselle Catherine,“ erwiederte Pitou den Kopf schüttelnd, „es kommt sicherlich, — wann, das weiß ich nicht, — ein Augenblick, wo derjenige, welcher an dieser Veränderung Schuld ist, eine schlimme Viertelstunde haben wird. Das sage ich Ihnen; verstehen Sie?“

Catherine erbleichte.

Nichtsdestoweniger aber schaute sie Pitou fest an und fragte ihn:

„Warum sagst Du Derjenige und nicht Diejenige? Es wird vielleicht eine Frau und nicht ein Mann unter diesem verborgenen Zorne zu leiden haben.“

„Ah! Mademoiselle Catherine, Sie erschrecken mich. Haben Sie denn etwas zu befürchten?“

„Mein Freund,“ erwiederte Catherine traurig, „ich habe das zu befürchten, was ein armes Mädchen, welches seinen Stand vergessen hat und über demselben liebt, von einem aufgebrachten Vater befürchten kann.“

„Mademoiselle,“ sagte Pitou, der es wagen wollte, Catherine einen Rath zu geben, „mir scheint, an Ihrer Stelle . . .“

Er hielt inne.

„Dir scheint, an meiner Stelle? . . .“ wiederholte Catherine.

„Mir scheint, an Ihrer Stelle . . . Ah! nein, Sie wären wegen einer einfachen Abwesenheit von ihm beinahe gestorben! Wenn Sie auf ihn verzichten müßten, so würden Sie ganz sterben, und Sie sollen nicht sterben; müßte ich Sie auch krank und traurig sehen, so

will ich Sie doch lieber so sehen, als dort am Ende des Pleux . . . Ah! Mademoiselle Catherine, das ist eine unglückliche Geschichte."

„Stille!" sagte Catherine, „sprechen wir von etwas Anderem, oder sprechen wir gar nicht. Dort kommt mein Vater."

Pitou wandte sich in der Richtung des Blickes von Catherine um und sah in der That den Pächter im Trabe herbeireiten.

Als er einen Menschen beim Fenster von Catherine erblickte, hielt Billot an; doch er erkannte ohne Zweifel alsbald denjenigen, welchen er gesehen, und ritt weiter.

Pitou ging ihm lächelnd und seinen Hut in der Hand haltend ein paar Schritte entgegen.

„Ah! ah! Du bist es, Pitou?" sagte Billot. „Willst Du Mittagsbrod von uns fordern, mein Junge?"

„Nein, Herr Billot," erwiederte Pitou, „ich werde mir das nicht erlauben, doch . . ."

In diesem Augenblick kam es ihm vor, als ermuthigte ihn ein Blick von Catherine.

„Doch was?" versetzte Billot.

„Doch wenn Sie mich einladen wollten, so würde ich es annehmen."

„Nun," sprach der Pächter, „ich lade Dich ein."

„Dann nehme ich es an," erwiederte Pitou.

Der Pächter gab seinem Pferde die Sporen und kehrte unter das Gewölbe des Thorwegs zurück.

Pitou wandte sich gegen Catherine um und fragte: „War es das, was Sie mir sagen wollten?"

„Ja . . . Er ist heute noch düsterer als an den andern Tagen . . ."

Dann fügte sie leise bei:

„Oh! mein Gott! sollte er wissen? . . ."

„Was, Mademoiselle?" fragte Pitou, der, so leise Catherine gesprochen, doch gehört hatte.

„Nichts," antwortete Catherine, indem sie sich in ihr Zimmer zurückzog und ihr Fenster schloß.